

**Joseph Vogl**  
**Das Gespenst  
des Kapitals**



ISBN (Epub) 978-3-03734-845-1

ISBN (Mobipocket) 978-3-03734-846-8

© diaphanes, Zürich-Berlin 2014

[www.diaphanes.net](http://www.diaphanes.net)

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich

**Joseph Vogl**

**Das Gespenst des Kapitals**

**diaphanes**

## **Inhalt:**

Vorbemerkung

### *Erstes Kapitel*

Der schwarze Schwan

### *Zweites Kapitel*

Idylle des Markts I

### *Drittes Kapitel*

Zeit des Kapitals

### *Viertes Kapitel*

Idylle des Markts II

### *Fünftes Kapitel*

Ökonomische und soziale Reproduktion

### *Sechstes Kapitel*

Überraschungsraum

Anmerkungen

Literatur

Bildnachweise

## Vorbemerkung

Politische Ökonomie hat seit jeher eine Neigung zur Geisterkunde gehegt und sich mit unsichtbaren Händen und anderem Spuk den Gang des Wirtschaftsgeschehens erklärt. Dies ist wohl einer gewissen Unheimlichkeit ökonomischer Prozesse geschuldet, in denen zirkulierende Objekte und Zeichen einen gespenstischen Eigensinn entwickeln. Seit dem achtzehnten Jahrhundert werden Marktmechanismen und die Regungen des Kapitals als Rätselfiguren erfahren, an deren Auflösung sich die Selbstaufklärung neuzeitlicher Gesellschaften bemisst. Insbesondere gilt das für Bewegungen und Strukturen der modernen Finanzökonomie. Obwohl man Finanzmärkte als Veranstaltungen begreifen kann, in denen sich ein Gutteil menschlicher Wohlfahrt entscheidet, bleibt undurchsichtig, was genau in ihnen passiert. Das betrifft nicht nur die dabei wirksamen Verhaltensweisen, Mentalitäten, Praktiken oder Theorien, sondern auch die allgemeinen Dynamiken, die mit erheblichen, d.h. unvorstellbaren Geldsummen zu einem Beweggrund gegenwärtiger Sozial- und Weltverhältnisse geworden sind. Der Lauf der Dinge wird durch das Finanzgeschehen bestimmt, und es wiegt darum umso schwerer, dass es höchst umstritten ist, nach welchen Regeln und mit welcher Logik sich hier Ereignisse mit Ereignissen verknüpfen. Gerade die so genannten Krisen der letzten Jahrzehnte haben die Frage veranlasst, ob sich auf den Schauplätzen der internationalen Finanzwirtschaft ein effizientes Zusammenspiel vernünftiger Akteure oder ein Spektakel reiner Unvernunft vollzieht. Es ist jedenfalls nicht ausgemacht, ob der darin beschworene kapitalistische ›Geist‹ verlässlich und rational oder schlicht verrückt operiert.

Daraus hat sich ein mehrfaches Auslegungsproblem ergeben. Sosehr sich nämlich eine ökonomische Weltsicht seit geraumer Zeit die Verhältnisse zwischen Menschen und Dingen auf besondere Weise zurechtlegt, sosehr sieht sich eine ökonomische Wissenschaft wiederum aufgerufen, die dadurch erzeugten Verwicklungen begreiflich zu machen. Man stößt dabei auf den – auch hermeneutisch – schwierigen Umstand, dass das ökonomische Wissen der letzten dreihundert Jahre die wirtschaftlichen Tatsachen geschaffen hat, mit deren Entzifferung es sich selbst konfrontiert. Dieser Sachlage sind die folgenden Überlegungen gewidmet. Sie beziehen sich auf einige Konstellationen ökonomischen Wissens vom achtzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart und kreisen dabei um jene scheinbar unerhörten Begebenheiten, die – wie Finanzkrisen oder *crashes* – den Ablauf finanzökonomischer Prozesse undurchschaubar machten. Dabei geht es allerdings nicht um Rezepte für den nötigen Umbau des gegenwärtigen Wirtschaftssystems. Es handelt sich vielmehr um den Versuch zu verstehen, wie die moderne Finanzökonomie eine Welt zu verstehen versucht, die durch sie selbst hervorgebracht wurde. Das ›Gespenst des Kapitals‹ erscheint darin als Chiffre für jene Kräfte, von denen unsere Gegenwart ihre Gesetze empfängt.

## **Erstes Kapitel**

### **Der schwarze Schwan**

Kosmopolis

Es war in New York, an einem Tag im April des Jahres 2000. Die Zwillingstürme des World Trade Centers standen noch. Mehr als einhundert Monate lang war die amerikanische Wirtschaft unaufhaltsam gewachsen, der Dow Jones Industrial hatte gerade ein Allzeit-Rekord-Hoch erreicht und die Marke von 11.000 Punkten überschritten, der elektronische Handel an der Nasdaq wurde von einer regelrechten Rallye getrieben. Von den obersten Etagen des Trump World Towers in der Nähe des UNO-Hauptquartiers aus gibt der anbrechende Tag einen Blick über den East River, über die Brücken und Schornsteine von Queens bis in eine Ferne jenseits der Suburbs, Dunstschwaden und Möwenschwärme tief unten. Nach einer schlaflosen Nacht entscheidet sich ein 28-jähriger Milliardär und Fondsmanager, dieses Apartment über der East Side von Manhattan zu verlassen, um einen Friseur an der schäbigen West Side – dem Ort seiner Kindheit – aufzusuchen. Er nimmt einen der privaten Fahrstühle nach unten, besteigt seine überlange weiße, gepanzerte Limousine, die mit Kork gegen Lärm, mit Überwachungskameras und mit zahllosen Bildschirmen für Weltnachrichten und Kursnotierungen ausgestattet ist. Chauffeur, Sicherheits- und Technologiechef warten bereits. Das Fahrzeug biegt in die 47. Straße auf den Weg nach Westen ein, passiert Häuserblock um Häuserblock und gerät bis in die späte Nacht in eine Reihe von Abenteuern und Verwicklungen, die den Titel einer Irrfahrt rechtfertigen. Der Fondsmanager begegnet seiner Frau sowie der einen oder anderen Geliebten. Die Ermordung des Direktors des Internationalen Währungsfonds wird gemeldet, ebenso die eines russischen Oligarchen und Medienunternehmers, der ein Freund des jungen Milliardärs gewesen ist. Im stockenden Verkehr kreuzt man die Park Avenue und die Madison Avenue, man durchquert das alte jüdische Viertel, erreicht den Theaterdistrikt in der Nähe des Broadways und wird dort durch den Aufruhr einer Anti-Globalisierungsdemonstration aufgehalten. Am Eingang einer Investmentbank explodiert eine Bombe; man beobachtet die Selbstverbrennung eines jungen Mannes, wenig später wird der Spekulant selbst Opfer eines Tortenattentats. Plötzlich und ohne besonderen Grund ermordet er seinen Sicherheitschef, gelangt dann zum Friseurladen seiner Kindheit in der Nähe der Docks. Wiederum grundlos und überstürzt verlässt er den Friseur, wird in nächtliche Filmaufnahmen mit dreihundert nackten Statisten verwickelt, trifft zufällig und ein letztes Mal seine Frau. In einer verlassenen Hausruine wird er von einem ehemaligen Mitarbeiter erwartet, den er schließlich als seinen Mörder erkennen muss.

Mit dieser kuriosen Geschichte führt Don DeLillo Roman *Cosmopolis* von 2003 in die Schauplätze moderner Finanzmärkte, rührt an die Frage ihrer Erzählbarkeit und bietet dafür eine Reihe narrativer und argumentativer Figuren auf, die das Rätsel der Finanzökonomie, ihres Personals und ihrer Operationen umstellen. DeLillo, der sich bereits in seinem Roman *Players* (1977) der Frage nach der erzählerischen Fassung von Finanzgeschäft und Börsenspekulation widmete, hat mit der Tagesfahrt eines New Yorker Spekulanten zum Friseur in *Cosmopolis* eine Darstellungspraxis gewählt, die eine Synopse von Wahrnehmungsweisen und Problemlagen dessen ergibt, was man immer noch Kapitalismus nennen muss. Das betrifft das Profil seiner Hauptfigur, die sich zu einer Allegorie modernen Finanzkapitals verdichtet und dabei ebenso historische Referenzen wie aktuelle wirtschaftstheoretische Einfälle aufruft. Zugleich verfolgt DeLillos Roman eine Erzählweise, die mit ihrer hypertrophen Ereignismasse grundsätzliche Fragen danach stellt, wie sich Begebenheiten mit Begebenheiten im Zeichen heutiger Weltwirtschaft verknüpfen. Das bietet auch eine Gelegenheit dazu, nach der Wirksamkeit jenes Geschickes zu fragen, das diese kapitalistische Ökonomie selber ist.

Kapitalistischer Geist

So versammelt der Fondsmanager und Spekulant bei DeLillo zunächst einige kanonische und lange bewährte Merkmale, die seit wenigstens zwei Jahrhunderten die Karrieren von Finanz- und Börsenspekulanten begleiten und deren Kennung garantieren. Ausgestattet mit der Legende rücksichtsloser Effizienz, einem Raubtierinstinkt und mit dem Ruf von Exemplaren, die »jung und clever und von Wölfen aufgezogen« die Gefährlichkeit des Finanzkapitalismus verkörpern, fügt er sich in eine Serie, die von den »Condottieri«, den »Piraten« und »Werwölfen« des Geldgeschäfts bei Balzac über ein vagabundierendes Rittertum des Kredits bei Marx bis zu den *mad dogs, rogue traders* und »Wolfsrudeln« der gegenwärtigen Devisenmärkte reicht.<sup>1</sup> Zudem präsentiert sich DeLillos Protagonist mit dem energischen Namen Eric Packer als Charaktermaske – oder besser noch: als

Traum oder Vision – des aktuellsten Finanzkapitals. Er agiert nicht nur schlaflos und überwach, exzessiv und manisch, er ist nicht nur überall und nirgends zuhause, ein Odysseus der Globalisierung und Weltbürger einer monetären Kosmopolis. Ausgezeichnet wird er vielmehr durch das Begehren, die Schwerfälligkeit der materiellen Welt, das Reich der Körper- und Besitzzustände selbst hinter sich zu lassen. Er träumt vom Verlöschen der Gebrauchswerte, vom Schwinden der referenziellen Dimension, er träumt von der Auflösung der Welt in Datenströme und der Alleinherrschaft des binären Codes; und er setzt auf die Spiritualität des Cyberkapitals, das sich ins ewige Licht, in das Leuchten und Flimmern der Charts auf den Bildschirmen überträgt. Das ist der Traum einer radikalen und endgültigen Transsubstanziation. Wie schon in Emile Zolas Börsenroman *Das Geld* von Poeten erhabener Geldsummen die Rede war, so hat man es hier mit einer jüngsten Abwandlung zu tun: mit dem *poète maudit* einer neuen Generation von Symbolexperten, die Besessenheit mit Extravaganz kombinieren und sich den »Selbstgesprächen« des Geldes (87), einem freien, artifiziellen und selbstbezüglichen Spiel der Zeichen und der Information verschreiben, abgedichtet gegen die Restwelt wie die mit Kork gerüstete und also an Marcel Prousts isoliertes Schreibzimmer erinnernde Büro-Limousine. Zuletzt vollzieht sich hier ein Angriff der Zukunft auf die übrige Zeit. Die Wörter und Begriffe der Umgangssprache, so heißt es einmal, sind noch allzu sehr mit historischen Bedeutungsresten beladen, allzu »schwerfällig« und »antifuturistisch«. Demgegenüber werden im Takt der Nanosekunden, den die Oszillatoren der Börsen- und Devisenmaschine diktieren, die Spuren der Geschichte ausgelöscht, annulliert im Sog der Futures und ihrer Derivate – die Gegenwart »wird aus der Welt gesaugt, um Platz zu schaffen für die Zukunft der unkontrollierten Märkte und ihre riesigen Investitionspotenziale. Die Zukunft wird dringlich« (90). Wie sich der Markt weder für Vergangenheit noch für die Gegenwart, sondern nur für künftige Gewinnaussichten interessiert, so ist der Traum dieses Kapitals Vergessen; er handelt von der Macht der Zukunft und erfüllt sich in einem Ende der Geschichte.

Angesichts der Mysterien des modernsten Finanzkapitals kombiniert DeLillos Roman offenbar die Elemente eines älteren mit denen des neuen kapitalistischen Geistes. Denn einerseits wird dabei der Prozess jener schöpferischen Zerstörung verhandelt, mit der Joseph Schumpeter einmal die Veränderungssucht, die kontinuierliche Revolutionierung von Welt- und Wirtschaftsstrukturen im Zeichen kapitalistischen Unternehmertums umschrieben hatte: »Zerstört die Vergangenheit, erschafft die Zukunft« (103). Die Kräfte des Kapitals waren niemals bewahrend oder »konservativ«. Andererseits aber haben sie sich von der Sphäre der Produktion selbst gelöst. Mit der Allianz von »Technologie und Kapital« (31) ist die Kultur des Marktes ebenso total wie schwerelos geworden, die Kapitalbewegung entgrenzt sich, befreit sich von den materiellen Erscheinungsformen des Reichtums und hat sich in einer »Zeit jenseits von Geographie und greifbarem Geld« (45) installiert. Sie diktiert ihre eigenen Dynamiken und Mobilitätsstandards, lässt alle lokalen, sozialen oder politischen Einbettungen hinter sich. Und sie kann dabei noch Aufruhr und Anarchie als vitalen Ausdruck ihres eigenen Systems absorbieren, sie kann den Protest als eine Fantasie freier Märkte und Kapitalismuskritik als deren konsequente Selbstoptimierung verbuchen: »Der Protest war eine Form systemischer Hygiene [...]. Er attestierte der Kultur des Marktes ein weiteres, ein zehntausendstes Mal innovative Brillanz und die Fähigkeit, sich selbst zu ihren eigenen flexiblen Zwecken umzugestalten und dabei alles ringsum aufzunehmen« (110). Dieses System, so legt es DeLillos thesenhafter Roman nahe, reformiert sich im Widerstand, inkludiert seine Opposition, integriert die spontane Aktion und perfektioniert sich – ganz im Sinne eines *New Managements* – als eigentliches Kreativitätsreservat. Nicht von ungefähr wird das gesamte Geschehen einmal überragt von einer Schlagzeile, die – von Demonstranten in das Display, auf den Börsenticker an der Fassade einer Investmentbank geschrieben – den berühmten Anfang aus dem *Kommunistischen Manifest* entwendet, abwandelt und damit den kapitalistischen Geist mit dessen einstigem und »gespenstischem« Widerpart verwechselbar macht: »EIN GESPENST GEHT UM IN DER WELT – DAS GESPENST DES KAPITALISMUS« (107).

Entsicherung

Dieser literarische Zusammenschchnitt von kanonischen Formeln älterer und neuer Kapitalismusanalysen – die wohl von Marx und Engels über Schumpeter bis zu Baudrillard, Boltanski, Chiapello oder Rifkin reichen mögen? – fügt sich zum Tableau einer jüngsten industriellen Revolution, die nach der Herrschaft der Dampfmaschinen und dem Regime der Automatisierung einem »digitalen Imperativ« folgt und damit »jeden Atemzug der auf dem Planeten lebenden Milliarden« (33) bestimmen will. Hintergrund dafür ist tatsächlich ein technisch-ökonomischer Umbruch, der sich mit der Gründung elektronischer Börsen, mit der Verbreitung des

Computerhandels seit den 1980er Jahren, mit dem Ausbau der Netze, der Einführung von ISDN und der Umstellung des Frequenzspektrums auf dreihundert Megahertz vollzog und zu einem exponentiellen Mobilitätswachstum im Kapitalverkehr führte.<sup>3</sup> Im Zentrum dieser euphorischen Verbindung aus Informationstechnologie und Finanzkapital steht allerdings in DeLillos Roman ein Geschehen, das eine irritierende Richtung einschlägt, dabei einen ganz und gar unwahrscheinlichen, irrationalen Verlauf nimmt und eine Interpretation dessen liefert, was Welt im Zeichen gegenwärtiger Finanzökonomie bedeutet. Das betrifft einerseits den Gang der erzählten Ereignisse selbst. Denn der Weg von DeLillos Kapitalallegorie führt nicht nur vom 89. Stock eines luxuriösen Wohnturms auf den Boden schäbiger Hinterhöfe, er führt nicht nur von Osten nach Westen und folgt damit der Himmelsrichtung des amerikanischen Traums, und er zieht nicht nur eine Linie vom Leben in den Tod, ins Untauschbare und ans Ende aller Transaktionen. Wie ein anderer moderner Ulysses ebenfalls einen ganzen Tag lang durch eine Metropole irrte, weist die Bahn von DeLillos Protagonisten vielmehr auf einen epischen Gang und auf die Verlaufsform alter Irrfahrten zurück. Das ergibt ein homerisches Pastiche und die Erinnerung an das Odysseus-Geschick samt seinen Varianten. Dabei ist der Weg des *nóstos*, der Umweg einer langen Heimkehr, bei DeLillo zu einer tödlichen Fahrt in die Bezirke der Kindheit geworden, das Heldengefährt aus dem südlichen Meer zu einem gepanzerten Kraftfahrzeug auf unsicheren Großstadtstraßen. Die webende Penelope kehrt als dichtende Milliardärserin zurück, in deren Arme man nicht am Schluss, sondern zwischendurch, mehrmals und ganz zufällig gerät; Nausikaa, Kirke, Kalypso und die Sirenen, Orakel und Ungeheuer haben die Gestalt von weiblichen Bodyguards, alten Geliebten und eloquenten Geisteswissenschaftlerinnen, von Aktionskünstlern, maskierten Demonstranten und arbeitslosen Informatikern angenommen. Und der Höllenkreis, der dem listigen Odysseus bei Dante vorbehalten war, verwirklicht sich in der düsteren Szenerie eines endlos gedehnten Todesmoments am Schluss von DeLillos Roman.

Folgerichtig setzt diese epische Neigung bei DeLillo, mit Hegel gesprochen, eben nicht die »zur *Prosa* geordnete Wirklichkeit« neuzeitlicher Romanliteratur voraus. Sie führt vielmehr in eine Welt von Begebenheiten, die sich nur lose und episodisch verknüpfen, sich als äußere Mächte und Beschwernisse manifestieren, verhängnisvoll werden und mit ihrer Vernetzung ins Schicksalhafte eskalieren. Sowenig also das epische Geschehen nach Hegel mit einer organisierten Gesellschaft, mit einem instituierten Gemeinwesen und mit gesetzmäßiger Ordnung überhaupt korrespondiert,<sup>4</sup> so sehr markiert es bei DeLillo den Eintritt in eine Zone elementarer Gefahr. Während der Beginn des Romans auf geradezu hyperbolische Weise die Fragen nach Systemsicherheit, Prävention, Risikoabschätzung, Überwachung und Gefahrenabwehr akkumuliert – »[u]nser System ist sicher« (20) –, gleicht der Fortgang des Geschehens dem Prozess einer zunehmenden Entsicherung. Der Präsident der Vereinigten Staaten, dieser letzte Exponent souveräner Staatsmacht, existiert nur noch als Bild eines »Untote[n]« (87), und emblematisch für diese Situation steht ein Augenblick, in dem der Protagonist die automatische Waffe seines Sicherheitschefs mit einem Codewort entschert, diesen ganz unvermittelt erschießt und das Sekuritätsdispositiv gegen sich selbst kehrt. Damit führt der Weg von DeLillos Kapitalallegorie *beyond the line* und ins Terrain einer intra-zivilisatorischen Wildnis, die im Rhythmus plötzlicher Anschläge und Attacken das Stigma terroristischer Enthemmung trägt und sich überdies mit den Merkmalen des Barbarischen versieht. Das ist die Welt von *hwa-byung*, *susto* oder *amok*, die Welt jener kulturgebundenen Syndrome, die in Korea, auf den karibischen Inseln oder in Malaysia zu einer Chiffre dafür geworden sind, wie sich bei Eingeborenen unterdrückte Wut, bares Entsetzen oder Anfälle von Panik in entfesselter Gewaltigkeit entladen.<sup>5</sup> Und das ergibt die Karikatur einer affektiven Urlandschaft, in der sich die Exzesse aus den »fanatischen Tropen« (37) mit dem Horror von Selbstverstümmelung, Gemetzel und »rotem Fleisch« (23) vermischen. Am Ende ist DeLillos Protagonist der »Macht vorherbestimmter Ereignisse« (158) gefolgt und dem drohenden Tod wie einem »Schicksalsprinzip« (118) erlegen. Kam der Name des Spekulanten einmal von jenem römischen Wachposten her, der nach Gefahren und Missgeschicken Ausschau hielt (*speculari*), so ist aus diesem Späher oder »Seher« (55) selbst der Typus eines »gefährliche[n] Mensch[en]« (27) erwachsen, der am Ende – und in der Neigungslinie der Erzählung – zum Attraktor aller Gefahrenlagen geworden ist: beraubt, ausgesetzt und entblößt.

Undarstellbarkeit

Andererseits aber wiederholt diese Verkettung von archaischer Bedrohung, exzessiver Gewalt und Todesverfallenheit offenbar nur ein Ereignisgefüge, das von den Bewegungen des globalen Kapitalverkehrs diktiert wird. Während der gesamten Irrfahrt durch die Straßen von Manhattan spekuliert nämlich der junge

Fondsmanager auf den Fall des japanischen Yen und folgt dabei einer der aggressivsten Finanzoperationen überhaupt, dem so genannten *leveraged buyout*: einer kreditgestützten Unternehmensübernahme, bei der – wie jüngst in den Fällen von Porsche / Volkswagen und Schaeffler / Continental – weitgehend über Fremdfinanzierung Unternehmensbeteiligungen mit hohen Gewinnaussichten erworben werden. Am Beispiel von *Packer Capital* in DeLillos Roman bedeutet dies, dass mit niedrig verzinsten Yen-Anleihen großzügig Aktien mit potenziell hohen Renditen angekauft werden, um in der Erwartung fallender Yen-Kurse die Spekulationsgewinne zusätzlich zu maximieren (*carry trade*). Und dabei geschieht das Unerhörte und Unerwartete, die eigentliche Intrige dieses Romans. Die erratische Bahn, die DeLillos Protagonist von Begebenheit zu Begebenheit bis in den Tod zieht, wird um einen erratischen Kursverlauf verdoppelt, mit dem der Wert des japanischen Yen »entgegen den Erwartungen« (16) unaufhaltsam, weiter und immer weiter steigt, bis endlich das Kapital von *Packer Capital* vernichtet und dessen CEO ruiniert sind – auch hier eine Irrfahrt mit fatalem Ausgang. Schließlich hat DeLillos Roman keinen Zweifel daran gelassen, dass mit diesem Yen-Carry etwas völlig Udenkbares und Unvernünftiges passiert, etwas, das »außer Kontrolle« (96) gerät, zu keinem wahrscheinlichen Skript passt und auf keine plausible Wirklichkeit mehr verweist, metastasierend und chaotisch. Die Weltlage ist unkenntlich geworden. Ist die notorische Welthaltigkeit des neuzeitlichen und modernen Romans mit der Frage verknüpft, wie und nach welchen Regeln sich Begebenheiten anordnen, so verzeichnet DeLillos Roman eine Wiederkehr von Archaismen in modernster Gestalt und hegt den Verdacht, dass sich die Welt des finanzökonomischen Systems durch einen Ereignissturm charakterisiert, der zur Chiffre größter Gefährlichkeit geworden ist. Börsengeschäft und die Fatalität roher Gewalt – hier dokumentiert sich die Variation eines Ereignisgefüges, das gut zehn Jahre zuvor den Titel eines »American Psycho« erhielt. Die Turbulenzen der Finanzmärkte jedenfalls und die Zonen elementarer Gefahr spiegeln einander und prägen ein erzähllogisches Programm, das die Dynamik von Devisenkursen in ein episches Schicksalsgefüge konvertiert und sich am Einbruch des Unwahrscheinlichsten misst.

Mit der Undarstellbarkeit dieses Kursverlaufs – »[w]as hier geschieht, stellt sich nicht dar« (29) – ist allerdings nicht nur ein »Angriff auf die Grenzen der Wahrnehmung« (30) und somit die sublimale Größe unvorstellbarer Geldsummen gemeint, ein Ökonomisch-Erhabenes, das in keiner sinnlichen Form aufgeht und schon mit der Tatsache aufgerufen wird, dass etwa im Jahr 2000 Tag für Tag 1,9 Billionen Dollar durch die elektronischen Netze von New York City flossen und bereits in den 1990er Jahren dort alle zwei Wochen die Summe des weltweiten Gesamtprodukts umgesetzt wurde.<sup>6</sup> Im Idiom der Börsianer hat man es hier vielmehr mit einer »besonderen Situation« (49) und einem jener unwahrscheinlichen und seltenen Ereignisse zu tun, die unabsehbar, launisch und ohne Vorzeichen hereinbrechen wie die Tat eines »geistesgestörte[n] Amokläufer[s]«, der lange unerkannt, als »netter Mensch« und guter »alter Nachbar« nebenan lebte.<sup>7</sup> Man hat dafür auch das Bild eines »schwarzen Schwans« reserviert und damit eine vereinzelte Begebenheit gemeint, die erstens außerhalb aller Erwartungen und Erwartbarkeiten liegt, zweitens höchste und fatale Wirksamkeit entfaltet und drittens eine manifeste Erklärungsnot provoziert, eine nachträgliche Suche nach Kohärenz, Zusammenhang und Plausibilität. Wie schwarze Schwäne im naturhistorischen Wissen der Neuzeit als schiere Unmöglichkeit erschienen und darum zum Emblem problematischer Induktionsschlüsse werden konnten, so bezeichnen sie hier einen Sprung, der die lineare Abfolge von Ereignissen unterbricht und ein ebenso insuläres wie unglaubliches und turbulentes Geschehen hinterlässt, eine Zufälligkeit im Exzess.<sup>8</sup> Am Ende dieses episodischen Verlaufs ist jedenfalls zweierlei geschehen. Auf der einen Seite hat der spekulative Fehlgriff das System selbst in eine instabile Lage gebracht und den Vorfall einer globalen Krise produziert: »Er wusste, es lag am Yen. Seine Unternehmungen mit dem Yen verursachten Chaosstürme. Er war so stark fremdfinanziert (*leveraged*), der Wertpapierbestand seiner Firma war so groß und verzweigt, vital verknüpft mit den Angelegenheiten von so vielen wechselseitig verwundbaren Schlüsselinstitutionen, dass das gesamte System in Gefahr geriet« (126–127). Tatsächlich ist ja der Markt der New Economy im Frühjahr 2000 aus ähnlichen Gründen zusammengebrochen, hat die Technologiebörse Nasdaq in den ersten beiden Aprilwochen desselben Jahres einen Kurssturz von 27% erfahren und ratlose Analysten hinterlassen.<sup>9</sup> Andererseits musste dabei die manifeste Blindheit des vermeintlichen Sehers und Spekulanten eingeräumt werden: »Ich habe den Yen nicht durchschaut« (201). Die Welt ist unlesbar, der Weltzusammenhang undeutlich und der Lauf der Dinge richtungslos geworden, die Serie der Notierungen und Zahlungsereignisse fügt sich zu keinem erkennbaren Muster und verliert ihren motivierten Gang. DeLillos Protagonist ist am Gipfel der Finanzkrise vom Frühjahr 2000 in eine jener unbequemen Lagen geraten, die auch Alan Greenspan, langjähriger Direktor der US-

Notenbank und hartnäckiger Verfechter unregulierter Finanzmärkte, gute acht Jahre später für sich reklamieren musste, in eine Lage, in der seine »Sicht auf die Welt«, seine »Ideologie« und lange Zeit gültige Evidenzen oder Interpretationen nicht mehr funktionierten: Das »ganze intellektuelle Gebäude« der Finanzwirtschaft kollabierte.<sup>10</sup>

Mit diesen erratischen und scheinbar irrationalen Bewegungen zitiert DeLillo *Cosmopolis* natürlich den schnellen Takt von Finanzkrisen, die vom zwanzigsten ins einundzwanzigste Jahrhundert herüberreichen: vom Krach des Jahres 1987 über die Japankrise 1990, das Rentenmarktdebakel von 1994 und die Russlandkrise 1998 bis zur so genannten Technologie- oder Dotcom-Blase von 2000 oder bis zum Desaster der Jahre 2007 und 2008 ff. – allesamt Ereignisse, die aller ökonomischen Wahrscheinlichkeit nach eigentlich gar nicht oder allenfalls alle paar Milliarden Jahre hätten passieren dürfen. Und DeLillo verweist damit vielleicht auch auf den überraschenden und spekulativen Trend des Yen-Kurses im Verhältnis zum Dollar in den 1990er Jahren, dessen Anstieg damals der japanischen Wirtschaft einen empfindlichen und dauerhaften Schaden zufügte und sich in den Jahren zwischen 1998 und 2000 auf ruinöse Weise wiederholte.<sup>11</sup> Vor allem aber kreist die Erzählung ganz offensichtlich um ein Ereignis, mit dessen Darstellung die Kohärenz der erzählten Welt und die Rationalität des ökonomischen Systems gleichermaßen auf dem Spiel stehen. Hier geht es um den Bestand von »plausible[n] Wirklichkeiten«, die »verfolgt und analysiert werden können« (95); hier geht es um »Techniken der Darstellbarkeit«, die die Bewegungen der Finanzmärkte zu fassen und zu »prognostizieren« vermögen (86); und hier, mit dem rätselhaften Devisenkurs des Yen und seinen ruinösen Effekten, liegt eine Art unerhörter Ereignishaftigkeit vor, die alle hermeneutischen Anstrengungen herausfordert und nicht weniger als die Frage nach dem zureichenden Grund dieses Geschehens, d.h. nach seiner Verknüpfungsform, nach seiner Motivation, nach seiner Erwartbarkeit und seinem möglichen oder wahrscheinlichen Verlauf stellt: »Der Yen sagt uns etwas. Lesen Sie es« (29). Welches Ereignis ein aktueller Kurswert ist, was sich in ihm ausdrückt, wie er sich verändern und welchen künftigen Weg er nehmen wird, wie notwendig oder zufällig sich Ereignisse mit Ereignissen verknüpfen, wie sprunghaft oder linear das geschieht – all das sind die Fragen, die im Zentrum von DeLillos narrativer Intrige, aber auch im Fokus eines finanzökonomischen Willens zum Wissen stehen. Literarischer Text und spekulatives Zeichenspiel stellen gleichermaßen ein Lektüreproblem. Offenbar handelt es sich hier um den Einbruch eines Unerwartbaren und – wiederum mit einem Wort Greenspans – um die Dynamik einer *irrational exuberance*, um einen irrationalen Überschwang, der das System ökonomischer Vernunft oder die Vernunft dieses Systems auf die Probe stellt.

#### Perplexität

Dies verweist zwangsläufig auf eine gewisse Perplexität innerhalb des ökonomischen Wissens selbst, auf eine offene Frage danach, ob und wie sich hier noch eine Idee von der Kohärenz der ökonomischen Welt manifestiert. Denn im Grunde hält die Wirtschaftswissenschaft, diese Glaubenslehre unserer Tage, völlig verschiedene und widersprüchliche Interpretationen parat, um die Geschehnisse und Ereignisstürme im gegenwärtigen Finanzgeschäft zu erklären. Eine erste davon ist orthodoxer Natur, geht auf den Markt-Fundamentalismus der Schule von Chicago zurück und nennt sich *Efficient Market Hypothesis*, Hypothese von der Effizienz der Märkte. Demnach sind es gerade die Finanzmärkte, die das Marktgeschehen schlechthin und in größter Reinheit vertreten. Unbeschwert von Transaktionskosten, unbelastet vom Transport und von den Beschwerissen der Produktion, sind sie ideale und friktionslose Schauplätze für Preisbildungsmechanismen und perfekten Wettbewerb, ausgestattet mit rationalen, gewinnorientierten und darum zuverlässigen ökonomischen Akteuren. Deshalb reflektieren die jeweiligen Preise und Preisbewegungen auf diesen Märkten auch unmittelbar und erschöpfend alle erhältlichen Informationen. Sofern unter optimalen Markt- und Wettbewerbsbedingungen alle Akteure gleichen Zugang zu allen kursrelevanten Informationen – hinsichtlich Schnelligkeit und Umfang des Zugriffs – besitzen, sagen die aktuellen Notierungen jeweils exakt die Wahrheit des ökonomischen Geschehens aus. Die entsprechenden Vermögenswerte sind niemals wirklich unter- oder überbewertet. Und eventuelle Irrtümer und Ineffizienzen, d.h. große Divergenzen zwischen tatsächlichen und erwartbaren Erträgen, sind nur diversen und ärgerlichen Hindernissen der freien Marktbewegung geschuldet und werden im günstigen Fall schnell wieder korrigiert. Noch im Jahr 2007 galt es für einen der Gründerväter dieser Schule, Eugene Fama, als ausgemacht, dass Begriff und Sache der »Blase« auf den Finanzmärkten ebenso haltlos wie unsinnig seien.<sup>12</sup> Alle Krisen und Depressionen wären demnach nichts als

Anpassungsmomente und dokumentierten nur den unerbittlichen Gang ökonomischer Vernunft. Der Markt selbst ist das Wirkliche und also das Vernünftige schlechthin.

Eine andere Interpretation ist ein wenig konservativer, aber nicht weniger orthodox. Dabei wird – am Beispiel der verschiedensten Finanzkrisen – tatsächlich von Blasen und *bubbles*, von *runs*, *busts* und *booms*, von Finanzpanik oder euphorischen Eskalationen gesprochen; und mit Semantiken dieser Art wurde schon seit dem siebzehnten, vor allem aber seit dem neunzehnten Jahrhundert die bare Irrationalität eines Spekulationsgeschäfts adressiert, das sich grundsätzlich von allen Gesetzmäßigkeiten des Warenmarktes, von den Prinzipien ökonomischer Rationalität und von der Basis der so genannten Realökonomie abgetrennt hat. Bereits Daniel Defoe hatte den *stock jobbers* eine Anfälligkeit für jede Art von Verblendung und Trug attestiert und im Börsengeschäft insgesamt die Bodenlosigkeit eines ganz und gar unvernünftigen Treibens festgestellt. Und später wurden im Börsen- und Spekulationshandel – von der holländischen Tulpenmanie bis zur englischen *South-Sea Bubble* oder zur französischen Mississippi-Blase – beispielhafte Schauplätze für die Wirksamkeit von Massenwahn, Herdenverhalten und blinden Nachahmungstrieben erkannt. Zuletzt wollte man gerade die hohe Volatilität der Finanzmärkte als Grund dafür sehen, dass große Kursschwankungen eben keinen rationalen Erwartungen folgen können und dass diese Märkte selbst darum höchst irrtümlich, ineffizient und irregulär operieren.<sup>13</sup> Ganz konsequent stellt man hier zwangsläufige Über- oder Unterbewertungen fest, die schließlich auf die Einwirkung fremder, externer, wirtschaftsferner Faktoren zurückverfolgt werden können: Emotionen, dilettantisches Tun, Spielerverhalten, Gier oder schlicht mangelnde Vernunft. Bis zum jüngsten Kollaps ringen Finanzmärkte und Börsen demnach mit einem regelrechten Inklusionsproblem – zu viele Mitspieler betreiben allzu inkompetente Operationen oder hegen sinistre Neigungen, die gemeinsam irrationale Bewegungen freisetzen und von Zeit zu Zeit eben ökonomische Ausnahmesituationen erzeugen. Der Markt ist hier also weder effizient noch rational, sondern schlicht ahnungslos.

Abgesehen davon, dass die Preisbewegungen auf den Finanzmärkten immer wieder als Strömungsturbulenzen und pures molekulares Gestöber beschrieben wurden,<sup>14</sup> lässt sich hier nicht nur ein Dissens verschiedener Schulmeinungen, sondern eine flagrante Uneinigkeit darüber verzeichnen, was Zahlungseignisse mit Zahlungseignissen verknüpft, durch welche Kräfte, mit welcher Vernunft oder Unvernunft das finanzökonomische Geschehen, seine Dynamiken und Anomalien motiviert werden; und diese Problemlage kompliziert sich zudem durch die Frage, worauf das ökonomische Zeichenspiel, worauf Kursverläufe und die Kette von Notierungen verweisen – wie also die Serien von Preisen bzw. Preisschwankungen auf Börsen- und Finanzmärkten zu lesen und zu interpretieren sind und welche repräsentative Kraft in ihnen steckt. Angesichts dieser semiotischen Frage kann man wiederum eine eigentümliche Zwiespältigkeit im finanzökonomischen Wissen konstatieren. Denn einerseits konzentriert sich eine so genannte *Fundamentalanalyse* darauf, die Preisbewegungen auf den Finanzmärkten mit basalen Wirtschaftsdaten abzugleichen: mit Faktoren wie Produktivität, Ertragslagen, Kostenstrukturen, erwartbaren Dividenden, Diskontsätzen, Leistungsbilanzen oder Kaufkraft – Faktoren, die eine begründete Referenz für semiotische Ereignisse und eine realistische oder objektive Wertorientierung darstellen. In dieser gleichsam klassischen Sicht oszillieren Finanzpreise und Börsennotierungen langfristig um den intrinsischen Wert von Unternehmen oder ganzen Volkswirtschaften, und die Konjunkturen und Trends auf den Märkten wären bloß der mehr oder weniger direkte Ausdruck einer stummen ökonomischen Realität, die sich mit ihrem wahren und realen Wertsubstrat schließlich durchsetzen wird.<sup>15</sup> Die Bewegung der Devisen- und Aktienmärkte, ihre Zeichen und Notierungen werden also transparent für ein substanzielles Referenzsystem und finden in den fundamentalen Wirtschaftsdaten einen zureichenden Grund.

Andererseits operiert die geläufige Praxis der *technischen Analyse* mit einer Beobachtungsform, die von diesen referenziellen Dimensionen konsequent absieht. Das ist die Rätselkunde eines eingeweihten Banken- und Börsenpersonals, das – herkommend von Operations Research und Computational Finance – allein aus den Charts, aus dem Charakter von Kursverläufen prognostische Hinweise für kurzfristige Investitionsentscheidungen gewinnt. Hier geht es um die Abbildung wahrscheinlicher Bewegungen, um die zum Bild geronnenen Hoffnungen und Erwartungen. Bereits 1884 hatte Charles Dow den täglichen Durchschnitt von zwölf der wichtigsten Aktienkurse an der Wall Street errechnet, dabei klare Bewegungsprofile und verschiedene – tägliche, monatliche, mehrjährige – Schwingungsmuster erkennen wollen, eine Art Barometerstand für das allgemeine Geschäftsklima. Und spätestens seit den 1950er Jahren ist daraus der Erfolg

einer Geschäftspraxis geworden, die die Bedeutung wiederholter *patterns* und graphischer Muster dechiffriert und von vergangenen Notierungen auf wahrscheinliche Zukünfte schließt. Besser als in allen anderen Daten – etwa intrinsischen oder Buchwerten von Aktienpapieren – soll sich darin die Evidenz von Marktlagen abbilden, ein Gestaltwille und die Aussagekraft von Graphen, die auf verborgene Rhythmen in den Fluktuationen von Aktien- und Währungskursen verweisen. Chartisten und Analysten sprechen hier etwa von ›Trendlinien‹ und ›Trendkanälen‹, von ›bärischen‹ und ›bullischen‹ Mustern, von ›umgekehrter Untertasse‹, ›Schulter-Kopf-Schulter-Top‹, ›Muscheln‹ oder ›Flaggen‹ und ›Wimpeln‹ – allesamt charakteristische Formationen, die Trendverläufe und deren Umkehrpunkte verzeichnen. Diese Graphen repräsentieren weniger zugrunde liegende Wertreferenzen. Die Entscheidungen über Kauf und Verkauf werden vielmehr allein danach bemessen, wie und in welcher Verlaufsform, mit welchem Syntagma sich hier Preissignale mit Preissignalen verketteten. Dies ergibt auf der einen Seite eine Art Rein- oder Schönschrift der ökonomischen Welt; in den *trading rooms* formieren sich die Signale der Außenwelt zu einem rauschfreien Tableau. Andererseits versammelt sich darin der Artenreichtum einer finanzökonomischen Morphologie. Wie in den Zyklen der Natur wiederholt der Markt immer wieder dieselben alten Bewegungen in derselben alten Routine, die Geschichte gerinnt zur wiederholbaren Form.<sup>16</sup>

Oikodizee

Diese gängigen Modelle, Positionen und Verfahren, mit denen die Finanzwissenschaft seit der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts den Verlauf und die zeitlichen Dynamiken von Preisbildungen auf den Devisen- und Aktienmärkten zu erklären und darzustellen versucht, kreisen also um das Rätsel der Kursbewegungen und Preisschwankungen, um die dazugehörigen Timing-Probleme und Prognoseverfahren und zeugen in ihrem Konzert von einer gewissen Ratlosigkeit. Der Erklärungsbedarf für das Finanzgeschehen fordert eine umfangreiche ökonomische Hermeneutik heraus und dokumentiert dabei vor allem ein Zerwürfnis in den praktischen und theoretischen Interventionsformeln, in den verschiedenen Rezepten und Deutungsgesten. Alle diese Interpretationen und Sichtweisen stellen diverse und letztlich unvereinbare Erklärungsversuche für diejenigen semiotischen Ereignisse dar, die im Zentrum moderner Finanzökonomie stehen. In ihnen werden nicht nur jeweils unterschiedliche Schichten oder Aspekte derselben Ereignishaftigkeit geltend gemacht, sondern auch verschiedene, einander teils widersprechende, teils überschneidende Ideen vom Zusammenhang der ökonomischen Welt. Es steht hier nicht weniger als die Konsistenz, d.h. der Ordnungsgehalt des finanzökonomischen Systems auf dem Spiel. Bezogen auf die Frage danach, was ein Ereignis auf den Finanzmärkten sei, wie es sich darstellt, mit welchen Gründen es geschieht und wie es sich auf der Achse der Zeit mit anderen zusammenfügt; und bezogen auf die Fragen, welche Wirklichkeit sich im Spiel der Preissignale ausdrückt, welche Kräfte die Trends und Konjunkturen, die Ausnahmeereignisse und Krisen auf den modernen Finanzmärkten hervorrufen, dramatisiert sich offenbar eine Kontroverse, die zuletzt auf eine manifeste Ungelöstheit dieser Fragen verweist. Es handelt sich also um Streitfragen innerhalb der ökonomischen Fakultät. Ob die Geschichte von Notierungen Lehren für zukünftige Kursverläufe und Investitionen bietet oder eben nicht; ob und wie Kursschwankungen mit ökonomischen Fundamentaldaten und mit den Umständen der Restwelt zusammenhängen, ob und auf welche Weise sich ein fiktives Zeichenspiel von einer so genannten Realökonomie abgelöst hat; ob die Bewegungen auf den Finanzmärkten gesetzmäßig oder rein zufällig geschehen; wie motiviert oder grundlos Zahlungsereignisse auf Zahlungsereignisse folgen; ob das Finanzgeschehen entweder effizient oder chaotisch – oder effizient und chaotisch zugleich – funktioniert; ob die Dynamik der Märkte ein rationales Zusammenspiel oder Manifeste reinster Unvernunft präsentiert – diese Fragen lassen die Modelle und Hypothesen der Finanzwirtschaft als Aktionsprogramme erscheinen, die mit Blick auf die ökonomische Welt ebenso historisch wie prognostisch verfahren, aber keine Einigkeit darüber dokumentieren, was diese Welt im Innern zusammenhält. Gemeinsam führen sie ins Feld einer dunklen und verworrenen Empirie. Sie verweisen auf eine Ungewissheit darüber, was eine ökonomische Wirklichkeit überhaupt sei, und geben einigen Enttäuschungen Raum. »Auf keinem Gebiet der empirischen Forschung«, bemerkte etwa der Ökonom Wassily Leontief, »ist je eine so ausgeklügelte statistische Maschinerie mit derartigen Ergebnissen verwendet worden.«<sup>17</sup> Das Rätsel besonderer Situationen, seltener Ereignisse und schwarzer Schwäne bleibt bestehen.

Im Fluchtpunkt finanzwirtschaftlichen Wissens steht jedenfalls eine Problemfigur, die sich auf das Vexierbild einer kritischen Ereignismasse bezieht und darin immer wieder eine prekäre Ununterscheidbarkeit zwischen

Vernunft und Unvernunft, Chaos und Ordnung, zwischen absehbarem Weltlauf und entfesselter Kontingenz ausmachen muss. Fragen, exegetische Anstrengungen und Kontroversen dieser Art wiegen allerdings umso schwerer, als es in ihnen nicht zuletzt um die Geltung einer alten und unverwüstlichen Überzeugung liberaler Ökonomie geht, um die Überzeugung nämlich, dass das Marktgeschehen ein exemplarischer Schauplatz von Ordnung, Integrationsmechanismen, Ausgleich, sinnvollen Allokationen und somit von gesellschaftlicher Vernunft sei und insgesamt an eine kohärente, systematische Darstellungsform appelliere. Darum mag es gerechtfertigt erscheinen, im Kern dieser Auseinandersetzungen und im diskursiven Passepartout finanzökonomischer Krisen eine Wiederkehr von gewissen Problemlagen zu erkennen, denen sich nur ältere Versuche der Theodizee ähnlich systematisch stellen mussten. Sofern nämlich kapitalistische Ökonomie Schicksal geworden ist, sofern Gewinnerwartung und ökonomisches Wachstum zur Hoffnung auf einen Restbestand an irdischer Providenz gehören, kann auch moderne Finanztheorie der Rätselfrage nicht ausweichen, ob und wie scheinbare Irregularitäten und Anomalien mit einer vernünftigen Einrichtung ihres Systems korrespondieren, welche Ereignisse mit welchen anderen Ereignissen gemeinsam möglich und also kompossibel erscheinen, ob, wie und welche Gesetzmäßigkeiten sich darin artikulieren und wie die bestehende ökonomische Welt die beste aller möglichen sein kann.

Die Fragen jedenfalls, mit denen Kant einmal die Haltbarkeit von Versuchen in der Theodizee überprüfen wollte, müssten analog auch an die Rechtfertigungen des finanzökonomischen Systems gestellt werden. Hier gälte es also nachzuweisen, dass die offenbaren »Zweckwidrigkeiten« und Dysfunktionen eigentlich keine seien; oder dass sie nicht als Gegebenheit, sondern als »unvermeidliche Folge aus der Natur der Dinge«, als hinzunehmende Effekte einer insgesamt erfreulichen Weltordnung beurteilt werden müssten; oder dass sie schließlich nur den hinfälligen »Weltwesen«, der beschränkten Umsicht unzuverlässiger Mitspieler zuzurechnen seien.<sup>18</sup> Daher lauten die entsprechenden Fragen: Sind die irrationalen Exuberanzen wirklich Ausnahmefälle oder nicht eher reguläre Prozesse im Getriebe kapitalistischer Ökonomien? Reicht die Unterscheidung von rational und irrational überhaupt hin, die Effekte dieses Systems zu fassen? Hat man es wirklich nur mit der Unzuverlässigkeit, mit der begrenzten Einsicht des Finanzpersonals zu tun? Oder begegnet ökonomische Rationalität hier nicht unmittelbar ihrer eigenen Unvernunft? Liegt hier eine Ordnungsgestalt oder bloß ein planloses Aggregat von verstreuten Einzelhandlungen vor? Arbeitet das System tatsächlich rational und effizient? Und gibt es überhaupt ein plausibles finanzökonomisches Narrativ?

Wie einmal das Erdbeben von Lissabon aus dem Jahr 1755 die Grundlagen neuzeitlicher Theodizeen erschütterte, so geht es auch angesichts der Finanzbeben der letzten zwanzig Jahre um das wissenschaftliche Format ökonomischen Wissens. Es geht um nicht weniger als um die Geltung, die Möglichkeit und die Haltbarkeit einer liberalen oder kapitalistischen *Oikodizee*: um die Frage nach der Konsistenz jener ökonomischen Glaubenssätze, für welche die Zweckwidrigkeiten, Übel und Pannen im System mit dessen weiser Einrichtung vereinbar erscheinen; oder eben nicht.

## Zweites Kapitel

### Idylle des Markts I

Soziale Physik

Was mit dieser Oikodizee zur Frage steht, ist eine der elementaren Gründungsfiguren politischer Ökonomie. Sie ist mit der Annahme verbunden, dass einzig der Markt und seine Akteure als Garantien spontaner Ordnung, innerweltlicher Vorsehung und Systemhaftigkeit überhaupt funktionieren. Die Geschichte der politischen Ökonomie ist die Geschichte dieser Hoffungsfigur. Denn das ökonomische Wissen, das sich seit dem siebzehnten Jahrhundert herkommend aus Naturrechtslehren, politischer Ratgeberliteratur und Moralphilosophie formiert, gewinnt seine Systemgedanken auch in der Erwartung, dass nach den Fortschritten in Mathematik, Astronomie, Physik oder Medizin die Bewegungsgesetze menschlichen Handelns ebenso aufgedeckt werden könnten wie die der Gestirne und der natürlichen Körper. Die Formulierung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten für die beweglichen Körper der Natur – von der Astronomie des Kopernikus bis zur Physik Galileis und Newtons – korrespondiert mit der Vorstellung einer besonderen Rationalität des politischen und sozialen Wesens, das sich von der Vorbildlichkeit göttlicher Weltregierung löst und seine Prinzipien in sich selbst aufsucht. Spätestens im achtzehnten Jahrhundert und in einer Zeit, in der man immer dringlicher an einen Leibniz, Descartes oder Newton der Politik und der Gesellschaft appellierte, hat sich daraus die Forderung ergeben, die Dynamik sozialer und politischer Kräfte nach dem Erkenntnismodell empirischer Naturerfahrung zu systematisieren. Wenn man dabei etwa reklamierte, dass die Regeln der Geometrie in der Natur wie in der Gesellschaft oder das Gravitationsgesetz im physischen wie im moralischen Universum gleichermaßen gelten, so sind das keineswegs bloße Analogien. Vielmehr wird damit der Anspruch erhoben, dass sich der Aufbau sozialer Ordnung nur nach der empirischen Erschließung ihrer Mechanismen, ihrer Kräfte und Elemente rechtfertigen kann. Schon die Debatten um das neuzeitliche Vernunft- und Naturrecht entfalteten sich auf dem Boden einer politischen Epistemologie, die hinter verstreuten Einzelphänomenen die Figur einer kohärenten und in sich bewegten Ordnung und gesetzmäßige Beziehungen zwischen scheinbar ungeordneten Bewegungen, Dingen und Wesen erkennt. Daher der vielfältige Rekurs auf die Systemvorstellungen der Astronomie, die ein Modell für Gesetzmäßigkeiten und Veränderungen, für Bewegungs- und Kräfterelationen bereitstellt; daher die Versuche einer politischen Physik oder Mechanik, die sich auf das verborgene Wirkungsgefüge sozialer Verkehrsweisen beziehen; und daher schließlich die Fragen nach einer menschlichen ›Natur‹, die man als Agens und Problemfall in diesen Dynamiken begreift. Bei Hobbes etwa heißt es: »Schon bei einer Uhr, die sich selbst bewegt, und bei jeder etwas verwickelten Maschine kann man die Wirksamkeit der einzelnen Teile und Räder nicht verstehen, wenn sie nicht auseinandergenommen werden und die Materie, die Gestalt und die Bewegung jedes Teiles für sich betrachtet wird. Ebenso muß bei der Ermittlung des Rechtes des Staates und der Pflichten der Bürger der Staat zwar nicht aufgelöst, aber doch gleichsam als aufgelöst betrachtet werden, d.h. es muß richtig erkannt werden, wie die menschliche Natur geartet ist, wieweit sie zur Bildung des Staates geeignet ist oder nicht, und wie die Menschen sich zusammentun müssen, wenn sie eine Einheit werden wollen.«<sup>1</sup>

Wenn also in der Neuzeit nicht nur die Erde um die Sonne, sondern auch das Geld um die Erde zu laufen anfängt,<sup>2</sup> so gehen diese Revolutionen offenbar auch mit einer anthropologischen einher, mit der sich nicht mehr irgendein Menschengebild, sondern ein Mensch, wie er ›wirklich‹ ist, präsentiert und in dieser Version zum Ausgangspunkt neuer Ordnungsideen wird. Seit dem Barock jedenfalls sind sich Naturrechtslehrer und Moralphilosophen weitgehend einig darüber, dass der Mensch nicht mehr einfach als *zōon politikón* begriffen werden kann, als politisches Tier, das direkt und umstandslos zu einem Leben in der Gesellschaft bestimmt sei. Im Unterschied zu den meisten anderen Wesen erweist er sich vielmehr als dysfunktional, als nicht fürs Gemeinsame gemacht. Er ist zu einem unangenehmen Zeitgenossen für seinesgleichen geworden – und eine umfangreiche Literatur über Konzepte wie »Selbstliebe« oder »Selbsterhaltung« belegt, dass man hier, beim Menschen, allenfalls von einer »ungeselligen Geselligkeit« oder von einem »Volk von Teufeln« sprechen muss, wie Kant das getan hat. Dieser wirkliche Mensch befindet sich in einem heillos »verdorbenen Zustande«, er ist ein »von mannigfaltigen schlimmen Begierden erfülltes Geschöpf«.<sup>3</sup> Und eine politische Empirie kreist nun um ein Gattungsexemplar, das mit seinen unzuverlässigen Empfindungen und Einbildungen, mit seinen üblen Leidenschaften und Begierden in Rechnung gestellt wird. Man kann Überlegungen dieser Art als das Entstehen

einer politischen Anthropologie begreifen, vielleicht als die Genese einer anthropologischen Frage überhaupt; vor allem aber als einen wesentlichen Schritt zur Erfassung und zur Realisierung neuer Konzepte für die Mechanismen im sozialen Verkehr. Ein reformierter Menschentyp korrespondiert also mit neuartigen Ordnungsvorstellungen, in denen schließlich das Marktgeschehen und die politische Ökonomie eine privilegierte Rolle übernehmen werden. Wie ist das zu verstehen? Wie unterscheidet sich dieser ebenso wirkliche wie verdorbene Mensch vom älteren Sündenwesen christlicher Theologie? Und worauf gründet sich die moderne Oikodizee?

Private Laster ...

Zunächst muss man wohl festhalten, dass dieser Mensch, wie er etwa seit dem siebzehnten Jahrhundert beschrieben wird, zwar seinen Begierden folgt, dass er von Appetit und Aversion, von Anziehung und Abstoßung bewegt wird, dass er also seinem Bau nach aus sozialen Defiziten und Dysfunktionen besteht. Das ist aber nicht alles. Denn umgekehrt, so wollte man feststellen, wird gerade dadurch eine gesellschaftliche Ordnung ermöglicht, die vielleicht besser als alle anderen funktioniert. Das meinte die berühmte Formel *private vices – publick benefits*, private Laster – öffentliches Wohl. Sie stammt aus dem moralphilosophischen Buch *Die Bienenfabel* von Bernard Mandeville vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, hatte seitdem eine gewisse Konjunktur erlebt und rief ein weitreichendes Sozialtheorem auf den Plan. Natürlich ist der Mensch – so heißt es auch bei Mandeville – von Affekten, Begierden und Leidenschaften beherrscht, darunter sogar ehemalige Todsünden wie *superbia, avaritia, invidia, luxuria*, also Hochmut, Geiz, Neid, Ausschweifung, die das Herz der Menschen entflammen. Allerdings, so geht Mandevilles Argument weiter, sind eigentlich nicht die maßvollen Neigungen, sondern gerade die maßlosen wirklich erfinderisch, listig und produktiv; und mehr noch, es lässt sich erkennen, dass all diese verschiedenen Leidenschaften sich wechselseitig aufrufen und in Bewegung halten, dass sie sich schließlich gegenseitig balancieren und kompensieren. So hält etwa der Geiz des einen die Verschwendung des anderen in Schach, und beide zusammen tragen mitsamt ihren Kniffen und Listen zum Wohl aller bei. Das ist der Fluchtpunkt des Arguments: Was bei den Einzelnen lasterhaft, irregulär und verwerflich erscheint, ergibt im ganzen Zusammenhang eine dynamische und stimmige Ordnung. Und Mandeville schreibt: Ein guter Politiker darf nur mit dem Schlimmsten im Menschen kalkulieren; er geht nicht von Tugenden und mittleren Qualitäten aus, sondern vom Extremfall der ungezügelter Leidenschaften und betrachtet sie wie eine Reagenz in ihrer Mischung, in ihrer Wirkung aufeinander – wie sie »richtig miteinander vermengt, sich gegenseitig aufheben und für die entsprechenden Gesamtheiten, denen sie angehören, als vorteilhaft erweisen«. Der neuzeitliche Mensch kommt nicht bloß als rationales, sondern als besonders leidenschaftliches Subjekt auf die Welt und kann noch die alten christlichen Todsünden zu neuen Aktivposten verwandeln.

Gerade weil er asozial ist – so lautet das überraschende Argument –, wird der Mensch als Faktor sozialer Ordnung verbucht, gerade mit seiner Unzuverlässigkeit wird er als zuverlässige, kalkulierbare Größe integriert. Wie ist das möglich? Durch welchen Mechanismus kann aus einem anomischen Wesen Gesetzmäßigkeit produziert werden? Welche Dynamik, welche Systemfunktion ist damit gemeint? Auch hier koinzidiert die Antwort, die englische Empiristen, französische Moralisten und deutsche Sozialtechniker geben, in einem wesentlichen Punkt. Der Fluchtpunkt all dieser passionellen Dynamiken liegt, so heißt es, in einer Mechanik der Interessen. Im Kern aller Aktionen und Passionen, im Kern aller Begierden und Neigungen steckt zuletzt ein nicht weiter reduzierbares Element, das man seit dem siebzehnten Jahrhundert »Interesse« oder »Eigeninteresse« nennt. Wahrscheinlich ist der Interessenbegriff einmal von der Staatsräson, vom Begriff des Staatsinteresses in die Sozialtheorie übergegangen, und sehr allgemein lassen sich wohl die folgenden Aspekte festhalten, mit denen das Interesse einen theoretischen und praktischen Angelpunkt für die Ordnung des neuzeitlichen Menschenverkehrs ergibt.<sup>3</sup>

Interessen

Zunächst wäre das Interesse ein letztes und unauflösliches Verhaltensatom. Was einer will oder begehrt, wohin ihn die Neigung oder Leidenschaft treibt – in jedem mehr oder weniger bewussten Entscheidungsprozess arbeitet eine Logik der Bevorzugung, an deren Ende stets das Bessere für einen selbst steht. Selbst die schlimmsten Begierden, die hitzigsten Leidenschaften werden durch ein Spurenelement von Eigeninteresse geklärt, das die Wahl des Angenehmeren, des weniger Schmerzvollen dirigiert. Damit zeigt sich das Interesse

zugleich als Form eines Wollens, das nicht über Askese, Selbstbeherrschung und Zügelung, sondern umgekehrt durch Selbstbehauptung funktioniert. Das Interesse kennt den Selbstverzicht nicht. Es fungiert als ein prinzipienloses Prinzip. Es verwirklicht sich in konkreten Situationen, angesichts konkreter Alternativen, es kennt kein allgemeines (moralisches) Gesetz und reagiert auf die Zufälligkeit der Weltereignisse. Das Subjekt des Interesses ist darum alles andere als ein Moral-Subjekt, ein Gesetzes-Subjekt, es akzeptiert keine Verneinung. Aber mehr noch: Wer aus Interesse handelt, kommt zwangsläufig zum Handel und Austausch mit anderen, er kommuniziert mit seinen Neigungen und bringt damit überhaupt soziale Gesetzmäßigkeit hervor. Im Interesse begegnen sich die Neigungen und Leidenschaften aller Akteure, und gerade wo sie ihren Interessen folgen, offenbart sich schließlich ein soziales und politisches Naturgesetz. Wie die Körper der Natur dem Gesetz der Gravitation unterliegen, so wird die Gesellschaft vom Bewegungsgesetz der Interessen bestimmt. Hier ergibt sich die Analogie von Physik und Menschenverkehr, und hier haben die Gesetze der Kosmologie die Regierung der Gesellschaft diktiert. Vom französischen Moralphilosophen Helvetius wurde das so formuliert: »Wenn das physikalische Universum dem Gesetz der Bewegung unterworfen ist, so folgt das moralische Universum dem Gesetz des Interesses.«<sup>6</sup>

Nimmt man all das zusammen, so kann man darin wohl die Gestalt einer ebenso anthropologischen wie moralischen Revolution ausmachen. Der Mensch, der sich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert formiert, kennt keinen Sündenfall, er ist weder gut noch böse, weder teuflisch noch engelhaft, sondern funktional und dysfunktional zugleich. Er ist dysfunktional, weil er nur widerstrebend und zufällig in Gesellschaft gelangt; und er ist funktional, weil sich gerade aus diesem Widerstreben der gesetzmäßige und berechenbare Strebenszusammenhang aller mit allen ergibt. Das ist DAS Gesetz der Gesellschaft, das diese besser als alle anderen moralischen oder juristischen Gesetze regiert. Eine ältere Losung, die im privaten Gewinn öffentliche Einbußen erkannte und verlangte, dem Privatinteresse eine Grenze zu setzen, »damit auch der Nachbar leben kann«,<sup>7</sup> wird somit verkehrt und in ein System fruchtbarer Schädlichkeiten transformiert.

Seit dem siebzehnten Jahrhundert also schlägt im Innern des Menschen ein Herz voller Begierden, alle Begierden und Leidenschaften aber verkleiden nur ein nacktes und unreduzierbares Element, das die Qualität des Interesses besitzt. Das prägt die Dynamik des sozialen Verkehrs, treibt aus der Regellosigkeit die Regel, aus der Gesetzlosigkeit die Gesetzmäßigkeit hervor. Bis heute kann man darin einen Mechanismus erkennen, der verstreute insuläre Aktionen zu erwartbaren Ordnungsfiguren verwandelt. »Es ist möglich,« konstatiert etwa Amartya Sen in seiner Kritik ökonomischer Verhaltenslehren, »das Interesse einer Person so zu definieren, dass sie bei allem, was sie tut, so betrachtet werden kann, als folge sie in jeder einzelnen Entscheidung ihren eigenen Interessen.«<sup>8</sup> Das wurde zugleich zum Motiv, das einen neuen, »wirklichen« Menschen in Bewegung setzt, den man nun einen ökonomischen nennen muss. Durch die Mechanik seiner vielfältigen Leidenschaften und Interessen wird das Soziale erst produziert. Dadurch entsteht ein systemischer und systematischer Zusammenhang; dadurch wird ein soziales Naturgesetz installiert; und damit wird schließlich ein Verkehrssystem privilegiert, das sich in Ökonomie, Markt und Wirtschaftssystem realisiert. Wenn sich seit dem siebzehnten Jahrhundert eine Reflexion über Märkte und Wirtschaftssysteme konkretisiert, so betrifft das nicht allein ein Verhältnis von Preisen, Waren und Zahlungen, sondern ein Spielfeld, auf dem das Gesetz der Interessen regiert, mithin das Substrat eines ökonomischen Menschen. Dieses Substrat ist ganz unmittelbar ein Medium, durch das sich eine Elementarform des Sozialen herstellt: ein Medium, das Regungen mit Handlungen und Handlungen mit Kommunikationen verknüpft. Das führt zu einer weiteren Frage in diesem Zusammenhang: Was macht die Effizienz dieses Menschen aus? Wie genau bewegt er sich in diesen Systemen? Welche konkrete Gestalt nimmt seine Gesetzmäßigkeit an? Und welche Rolle übernimmt er in einer neuen Oikodizee?

Der neue, interessegeleitete Mensch bewegt sich zunächst gerade deshalb so sicher in der unübersichtlichen Welt, weil er selbst blind und beschränkt bleibt und mit den »blöden Maulwurfsaugen der Selbstsucht«<sup>9</sup> auch keinerlei Übersicht anstrebt. Er operiert wie eine kleine Insel der Rationalität in einer zufälligen und eigentlich unvernünftigen Welt. Wie eines seiner strahlendsten Beispiele, wie der auf seine Insel verschlagene Robinson Crusoe, weiß er, dass die Ordnung der Welt weder gegeben noch unmöglich ist, sondern hergestellt werden muss. Der ökonomische Mensch ist ein Spezialist der Anfänge und Situationen, und er ist es deshalb, weil er die Dinge der Welt nicht nach wahr und falsch, gut und böse, gerecht und ungerecht sortiert, sondern nach den Kriterien von Gewinn und Verlust verfährt. Bis heute hat ihm die ökonomische Theorie das attestiert: Es

gäbe keinen ökonomischen Menschen, böte die Realität nicht eine Gelegenheit, die Vielfalt ihrer Erscheinungen und Signale geschäftsmäßig und nach dem Muster von Nutzen und Nachteil zu organisieren. Wer seinen Neigungen und Interessen folgt, beharrt auf der Beschränktheit seiner Neigungen und Interessen, und mehr noch: er sieht ganz konsequent von der restlichen Welt ab und unterstellt bestenfalls, dass alle anderen mit ihm diese Beschränktheit teilen und Leidenschaften in Interessen, Interessen in Vorteile verwandeln. Seine Rationalität ist rational nur, weil sie anspruchslos und lokal bleibt. Dieser ökonomische Mensch wäre demnach Subjekt eines beschränkten Wissens, überblickt die Abfolge von Ursachen und Wirkungen nicht, produziert selbst Effekte, die er nicht kennt, nicht beabsichtigt und die seinem begrenzten Überblick entgehen.

#### Unsichtbare Hände

Gerade diese unbeabsichtigten Effekte aber, herkommend aus Interessen und selbstsüchtigen Neigungen, wenden sich ungewollt zum Wohl des Ganzen. Diese Wendung ist zu einem Gemeinplatz bürgerlicher Moralphilosophie im achtzehnten Jahrhundert geworden, sie hat mit der Rede von einer »Harmonie der Interessen« die Erwartung irdischer Vorsehung bestimmt.<sup>10</sup> Vor allem aber steht hierfür jenes Bild ein, das spätestens seit Adam Smith notorisch geworden ist und als »unsichtbare Hand« bis heute die Ordnungsbehauptungen politischer Ökonomie illustriert. Die berühmte Belegstelle aus dem *Wohlstand der Nationen* von 1776, dem zweiten Buch aus einem Kursus über Moralphilosophie, lautet: »Tatsächlich fördert er [der ökonomische Agent] in der Regel nicht bewusst das Allgemeinwohl, noch weiß er, wie hoch der eigene Beitrag ist. Wenn er es vorzieht, die nationale Wirtschaft anstatt die ausländische zu unterstützen, denkt er eigentlich nur an die eigene Sicherheit, und wenn er dadurch die Erwerbstätigkeit so fördert, dass ihr Ertrag den höchsten Wert erzielen kann, strebt er lediglich nach eigenem Gewinn. Und er wird in diesem wie auch in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat. Auch für das Land selbst ist es keineswegs immer das schlechteste, dass der Einzelne ein solches Ziel nicht bewusst anstrebt, ja, gerade dadurch, dass er das eigene Interesse verfolgt, fördert er häufig das der Gesellschaft nachhaltiger, als wenn er wirklich beabsichtigt, es zu tun. Alle, die jemals vorgaben, ihre Geschäfte dienten dem Wohl des Allgemeinen, haben meines Wissens niemals etwas Gutes getan.« Hier herrscht also transparente Intransparenz. Denn einerseits gibt es offenbar den einen und gleichsam göttlichen Ort, von dem aus sich der Mechanismus des Ganzen völlig durchsichtig präsentiert. Andererseits aber funktioniert diese Mechanik nur, sofern kein Mitspieler diesen Ort besetzt. Nicht vom Wohlwollen des Einzelnen, vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers oder Bäckers etwa hängt die Stillung der Bedürfnisse und damit soziale Gegenseitigkeit ab, sondern nur davon, dass diese jeweils im Handgemenge verweilen, nur ihren Vorteil und »ihre eigenen Interessen wahrnehmen«. Soziale Ordnung wird nicht um Überblick, Mildtätigkeit und Hilfsbereitschaft herum aufgebaut. In der Kommunikation der Interessen geht es vielmehr um »Verhandlung, Tausch und Kauf«; in der Tauschrelation findet das Interesse schließlich das Prinzip gesellschaftlicher Vernunft.<sup>11</sup>

Hier ist man bei einer der wichtigsten Komponenten des neuen Sozialgesetzes, der Oikodizee, des ökonomischen Menschen und seines Milieus, des Markts, angelangt: Der ökonomische Mensch ist zuverlässig durch Beschränktheit, sozial durch mangelnde Sozialität und wird dazu gebracht, durch seine Interessen und im Tausch einen ihm selbst äußerlichen Zweck hervorzubringen. Vor allem aber regiert er sich selbst und andere am besten, wenn man ihn nicht regiert. Nichts – und das wird eines der Leitmotive der späteren Liberalismen sein – ist schädlicher als eine Regierung, die das Gute will, und viel eher gilt hier ein mephistophelisches Programm, der Verweis nämlich auf eine Macht, die stets das Böse will und ungewollt das Gute, das Beste für alle tut. Die bürgerliche Gesellschaft, die sich als Milieu um den ökonomischen Menschen herum bildet, wird durch Intransparenz, durch ein Prinzip der Unsichtbarkeit regiert; es gibt keinen guten politischen Akteur, der mit Überblick und Einsicht das allgemeine Gute wollen und tun kann. Und gerade die Blindheit eigensüchtiger Interessen garantiert mehr als jede Klar- oder Übersicht die Verfolgung eines allgemeinen Zwecks. Das würde es bedeuten, wenn man sagen wollte: Der ökonomische Mensch ist Subjekt seiner beschränkten Interessen, aber Medium der bürgerlichen Gesellschaft.

Hat Adam Smith damit eines der wohl populärsten Schlagworte für die Funktionsweisen einer Marktökonomie geprägt, so wird diese Semantik durch zwei weitere Aspekte bestimmt. Denn einerseits verweist die verzweigte Metapherngeschichte unsichtbarer Hände zunächst darauf, dass sich mit ihr ein Herniedersinken theologischer

und kosmologischer Fragen in das Gebiet der Sozialontologie vollzog. Hundert Jahre vor Adam Smith etwa war damit ein verstecktes Wirken im Zusammenhang der Naturdinge gemeint, ein kosmologisches Geschehen, das sich wie die Mechanik eines Uhrwerks hinter der bloßen Sichtbarkeit von Zeiger und Zifferblatt verbirgt: »Die Natur wirkt nämlich mit einer *Unsichtbaren Hand* in allen Dingen.«<sup>12</sup> Die *manus gubernatoris* der Scholastik, Gottes wirkende Hand, die unsichtbar alles Geschaffene lenkt, kehrt als wirksame theologische Metapher für die Vorsehung der Naturordnung, der *oeconomia naturae* wieder. Und bevor die »unsichtbare Hand« im *Wohlstand der Nationen* als Topos für jene gesetzmäßige Bewegung erschien, die Eigeninteresse und Gewinnstreben zum allgemeinen Wohl wendet, tauchte dieser Ausdruck bei Smith selbst in einem ganz anderen Zusammenhang auf, der nicht weniger signifikant ist. In seiner wahrscheinlich um 1758 geschriebenen *History of Astronomy* versuchte Smith nicht nur eine Apologie des newtonschen Weltsystems samt Gravitation und Trägheit, sondern er verzeichnete beiläufig auch die Unfähigkeit polytheistischer Religionen, irreguläre Naturereignisse auf Regelmäßigkeiten zurückzuführen, Ereignisse, in denen sich gerade darum die wundertätige Macht der alten Götter manifestiert. Während ganz naturgemäß »Feuer brennt und Wasser erfrischt«, während »schwere Körper herabfallen und leichtere Substanzen nach oben steigen«, verlangen außerordentliche Erscheinungen wie Blitz, Donner oder Stürme eine Erklärung, für die bei den Alten zuletzt nur Jupiters »unsichtbare Hand« herbeizitiert wird.<sup>13</sup> Die unsichtbare Hand ist also auch hier ein Faktum der Kosmologie; und wie später die irregulären Neigungen selbstsüchtiger Subjekte von unsichtbarer Hand zur Ordnung gefügt werden, so macht eine unsichtbare Hand in den irregulären Naturereignissen ein gesetzmäßiges und göttliches Walten manifest. Dass sich irdische Angelegenheiten durch verborgene Eingriffe zum Lauf eines providentiellen Geschehens fügen, dass sich Unregelmäßigkeiten in Ordnung übersetzen und dass diffuse Kräfte und Bewegungen auf die unsichtbare Macht ihres Zusammenhangs verweisen: dieses Konzert unsichtbarer Hände erinnert daran, dass versteckte Manipulationen – im wörtlichsten Sinn – in den Gang der Naturdinge wie in die Dynamik sozialen Verkehrs gleichermaßen intervenieren.

Andererseits ist nicht zu vergessen, dass sich der Begriff der »unsichtbaren Hand« bei Adam Smith in einer weiteren Version präsentiert, nämlich im ersten Band seines Versuchs über Moralphilosophie, in der *Theorie der ethischen Gefühle* von 1759. Und hier ist der ökonomische Mensch nicht nur einer, dem das Ganze, die Übersicht über das Ganze abgeht. Er funktioniert vielmehr nur, insofern ihm stets etwas ganz grundlegend fehlt. Es mag, so heißt es bei Smith, der »stolze und gefühllose Grundherr« den Blick über seine weiten Felder schweifen lassen und in seiner Phantasie die gesamte Ernte verzehren, ohne dabei einen Gedanken an die »Bedürfnisse seiner Brüder« zu verschwenden. Das »Fassungsvermögen seines Magens« aber »steht in keinem Verhältnis zu der maßlosen Größe seiner Begierden« und wirkt nun wie eine physische bzw. physiologische Grenze. So kommt es, dass er den Rest des Ertrags verteilen muss und gerade mit seinem Verlangen nach einem Mehr an »Luxus«, »Kram und Tand« die Bedürfnisse der anderen stillt. Trotz oder gerade wegen ihrer »natürlichen Selbstsucht und Habgier« teilen also die Reichen ihren Reichtum den Armen mit, und wörtlich heißt es: »Von einer unsichtbaren Hand werden sie dahin geführt, beinahe die gleiche Verteilung der zum Leben notwendigen Güter zu verwirklichen, die zustandegekommen wäre, wenn die Erde zu gleichen Teilen unter all ihre Bewohner verteilt worden wäre; und so fördern sie, ohne es zu beabsichtigen, ja ohne es zu wissen, das Interesse der Gesellschaft und gewähren die Mittel zur Vermehrung der Gattung.«<sup>14</sup>

Auch hier betreibt der Motor der blinden, egoistischen Strebungen das allgemeine Wohl. Mehr noch aber wird ein stets ungestilltes Begehren eingeführt, das mit einer gewissen Grenzenlosigkeit über alle Bedürfnisse und Befriedigungen, über das Fassungsvermögen des leiblichen Behälters hinausführt. Marx wird das später einmal die »abstrakte Genusssucht« des Kapitalisten nennen, dessen Akkumulation von Geld und Kapital sich mit keinem konkreten Bedürfnis abgleichen lässt. Und das ist eine weitere Komponente des ökonomischen Menschen und des von ihm betriebenen wirtschaftlichen Systems. Dessen Gegenstände und Elemente sind nicht einfach Güter oder Dinge des Bedarfs, sondern Objektverhältnisse, Präferenzen, Wünsche und Begierden, die gerade in ihrer Maßlosigkeit ein Maß des Ausgleichs garantieren. Spätestens seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts werden ökonomische Subjekte durch eine Einverseelung des Mangels produziert, sie sind zu Automaten des Begehrens geworden, die notwendig wollen (müssen), was sie nicht bekommen. Wie Goethes Faust ist dieser ökonomische Mensch nun ein Typ, der in der Fülle das Fehlen verspürt, im Mangel die Bedingung seines Wünschens erfährt und schließlich die Kunst des Verfehlens beherrscht, nämlich im unendlichen Streben endliche und stets knappe Güter zu wollen. Das wäre die Wunschmaschine des

ökonomischen Menschen, der mit selbstsüchtigen Neigungen, ungewollten Effekten, beschränktem Wissen und schließlich mit einem grenzenlosen Begehren will, was er nicht kann, und tut, was er nicht will.

#### Ökonomischer Mensch

Seit dem siebzehnten Jahrhundert – so ließe sich das zusammenfassen – formieren sich in naturrechtlichen und moralphilosophischen Diskursen einige Bauteile, die sich zum Passepartout eines ökonomischen Menschen fügen. In ihnen verbinden sich Annahmen über die Weltlage mit anthropologischen Unterstellungen und führen zu einer nachhaltigen Umwälzung im moralischen Haushalt wie in der Ökonomie des Menschenverkehrs. Das bedeutet erstens, dass dieser neuzeitliche ökonomische Mensch nicht nur als rationales, sondern als passionelles Subjekt auf die Bühne tritt und seine Leidenschaften allenfalls über eine Mechanik der Interessen reguliert. Zweitens agiert er als blindes Subjekt eines beschränkten Wissens. Gerade in seiner Blindheit produziert er – ungewollt und unbewusst – die Harmonie des sozialen Verkehrs. Darum hat er auch einen besonderen, innerweltlichen Lebenslauf. Er wird im Nichtwissen klug, mit beschränktem Bewusstsein und durch seinen engen Horizont vorangebracht. Man kann Ähnliches übrigens im Schema des deutschen Bildungsromans erkennen: Auch Wilhelm Meister ist ja gerade durch beschränktes Wissen und ungewollte Effekte, also durch eine unsichtbare und »höhere Hand« an den richtigen Ort platziert worden.<sup>15</sup> Drittens ist dieser ökonomische Mensch ein Staatsfeind im besonderen Sinn. Für ihn widerstrebt die Einrichtung eines guten Systems (von Gesetzen, Institutionen, Verwaltungen etc.) der guten Einrichtung von Systemhaftigkeit überhaupt. Mit seinem Auftritt und im Wirkungskreis einer liberalen Ökonomie wird nun, ab Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ein Hindernis oder »Unheil des Viel-Regierens« ausgemacht und der Mechanismus des Markts zum Test für die Effizienz aller »künstlichen Einrichtungen«, die sonst das Leben der »bürgerlichen Gesellschaft« bestimmen.<sup>16</sup> Viertens aber verschlägt diese Feindschaft nicht, dass mit dem ökonomischen Menschen zugleich ein besonders gut regierbares Exemplar verwirklicht wurde. Die Prioritäten von Ökonomie, Tausch und Markt schafften ein Milieu, in dem sich die Begierden und Interessen des ökonomischen Menschen selbst regieren, sich steuern, balancieren und kompensieren. Das Gesetz, das hier Ordnung stiftet, ist den einzelnen Agenten nicht äußerlich. Es entspringt ihrem selbstsüchtigen Herzen und regiert besser und effektiver als jeder Regent: eben als unsichtbare Hand. Der ökonomische Mensch – das wird seine immer wiederholte Forderung sein – benötigt den weisen Gesetzgeber wie den umsichtigen Politiker nicht mehr. Die bürgerliche Gesellschaft, die durch ihn hervorgebracht wird, überlässt sich einer Dynamik, in der die einzelnen Akteure unbeständig und indefinit, insgesamt aber vorhersehbar und berechenbar sind und sich darum als Fälle von Gesetzmäßigkeiten diesseits von Rechtssätzen und moralischen Gesetzen verhalten. Darum ist der Markt nicht irgendein Schauplatz, sondern Ort von sozialer Ordnung schlechthin: ein Katalysator, der Leidenschaften in Interessen, egoistische Interessen aber in einen glücklichen Zusammenhang transformiert und darin einem Naturgesetz folgt. Die verschiedenen Übel – und das bestätigt die Resonanzen einer älteren Theodizee – gehören also nicht nur notwendig zum System, sie sind es vielmehr, die dessen harmonische Funktionsweise begründen.

Alle diese Elemente möblieren das Gehege des ökonomischen Menschen und prägen eine liberale Idylle des Markts, die das aufklärerische Lob auf den »süßen« und »sanften« Geist des Handels,<sup>17</sup> aber auch die Schwärmereien von jüngeren Vertretern des ökonomischen Fachs inspiriert. Es sei eben, so heißt es etwa noch bei Milton Friedman, dem Wunder des freien Markts zu verdanken, dass die Preise, die den freiwilligen Transaktionen von Käufern und Verkäufern entspringen, die Aktivitäten von Millionen von Mitspielern koordinieren. Das Preissystem übernimmt die Aufgabe, ein abwesendes Zentrum zu ersetzen und ebenso unbeabsichtigt wie unbewusst aus divergierenden Einzelkräften die Emergenz sozialer Ordnung zu garantieren. Ohne sich lieben zu müssen, ja selbst ohne sich wirklich und willentlich zu verständigen, treiben sie mit ihren Eigeninteressen die Verbesserung der Lage aller hervor. Das Wirken der ominösen unsichtbaren Hand bringt es mit sich, dass die einzige Verantwortung der ökonomischen Akteure eben nur darin bestehen kann, für nichts und niemanden verantwortlich zu sein.<sup>18</sup>

#### Naturalismus

Mit etwas groben Begriffen müsste man hier von der Entstehung eines liberalen Despotismus sprechen. Denn dieser Markt verlangt nicht nur eine gewisse Anstrengung zur Enthemmung seiner Subjekte, die sich der Kraft ihrer Begierden und Interessen überlassen. Der Ausbau der lokalen Märkte zu einer Marktgesellschaft nötigt

vielmehr, das Verhältnis von Ökonomie, Politik und Gesellschaft neu zu justieren. Der Markt exekutiert gleichsam ein Naturgesetz, und alle weiteren guten Gesetze und Einrichtungen haben sich daran zu bemessen, wie sie den Gehorsam gegen dieses Naturgesetz, also gegen die spontanen Wirtschaftsmechanismen gewährleisten können. In dieser Hinsicht ist der Markt zu einem Schauplatz für die Verwirklichung praktischer Vernunft geworden, und diese folgenreiche moralphilosophische Wendung wurde ein erstes Mal wohl von den Physiokraten ausdrücklich reklamiert, also von jenen politökonomischen Theoretikern, denen man erste Versuche einer systematischen Fassung des Wirtschaftslebens nachsagen konnte. Denn genau das meinte der *despotisme légal* der Physiokratie: Während die Ordnung der Natur (*ordre de la nature*) die Regeln der ökonomischen Austauschprozesse bestimmt und dabei dem Diktat unveränderlicher Naturgesetze folgt, besteht die Aufgabe der moralischen Ordnung (*ordre naturel*) darin, die Handlungsmaximen aller Mitspieler auf das Prinzip jener natürlichen Gesetzmäßigkeit zu verpflichten. Das ergibt eine »Jurisprudenz der Menschheit« oder ein *Jus publicum universale*, das Institutionen, Rechtssätze und Verhaltensregeln mit naturgesetzlichen Abläufen homogenisiert und den Ort dieser Übereinstimmung in den Mechanismen des Markts ausfindig macht. Der Markt garantiert, dass Naturgesetze nun auch im moralischen Leben gelten können; und die Kräfte des Markts ermöglichen es, dass das Wirtschaftsgesetz im Besonderen das Naturrecht im Allgemeinen repräsentieren kann.<sup>19</sup> Eine zwangsläufige Konsequenz dieser marktförmigen Angleichung besteht nicht zuletzt darin, dass die – aus der neuzeitlichen Staatstheorie herkommende – Unterscheidung zwischen Zivilgesellschaft und Naturzustand hier keinen Sinn mehr macht. Der Markt löscht oder überspringt diese Demarkation und beseitigt die mit ihr verbundenen naturrechtlichen Aporien. Er unterläuft den Gesellschaftsvertrag und präsentiert sich als eine Art ziviler *état de nature*.

Was später einmal ›Liberalismus‹ heißen wird, hat sich also zunächst als Naturalismus formiert; und die so genannten Freiheiten des Markts bestehen vor allem darin, dass sich eine Pflicht zur Entfesselung seiner Subjekte mit der Verpflichtung kombiniert, Regierungen und Akteure den naturwüchsigen Marktgesetzen zu unterwerfen. Dieser Naturalismus des Regierens,<sup>20</sup> der Institutionen mit den Prinzipien naturgesetzlicher Prozesse kontaminiert und damit eine moralphilosophische Begründung liberaler Ökonomie beansprucht, ist allerdings um ein theoretisches Kernstück herum aufgebaut, das überhaupt erst die Gesetzeskraft des Wirtschaftslebens sichert. Denn der Markt wird zum Maß ökonomischer und sozialer Gesetzmäßigkeit nur, sofern er sich als paradigmatischer Ort von Ausgleich und Gleichgewicht konstituiert. Und das heißt: Vor dem Hintergrund weitläufiger Debatten über die Allokation von Getreide und Nahrungsmitteln werden die Reflexionen über den Markt seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von der Frage nach dem Verhältnis zwischen dem System der Bedürfnisse und den entsprechenden Angebotslagen bestimmt; die Bewegungen des Markts werden von der Dynamik der Preise diktiert. Hier, im Verhältnis von Angeboten und Nachfragen, entdeckt man das mysteriöse »Gleichgewicht des Ganzen«; und hier, in der Preisbildung freier Märkte, wirkt die Hand einer »Vorsehung«, die mit ihrer »grenzenlosen Liebe« den Menschenverkehr samt den zirkulierenden Begierden zum Wohl aller gewendet hat. In der Balance und im Gleichgewicht des Handels wiederholt sich die wohlthätige Arbeit der Natur.<sup>21</sup>

#### System der Preise

Damit wird der Tausch, genauer: das Verhältnis von Käufern und Verkäufern zur elementaren Sozialrelation und markiert den Beginn einer diskursiven Konjunktur, in der die politische Ökonomie ihre Vorliebe für Robinsonaden entdeckt: Man nehme drei Inseln, von denen die eine nur Getreide, die andere Wolle, die dritte nur Wein produziert ... Die Überschüsse der einen antworten auf die Bedürfnisse der anderen, und wo sich Überflüssiges mit Notwendigem vertauscht, wird nicht nur die insuläre Vereinzelung aufgehoben, es wird auch ein Gleichgewicht zweier Willen hergestellt, die im gerechtfertigten, d.h. ›angemessenen‹ oder ›natürlichen‹ Preis ihren Ausgleich und ihr Gleichgewicht finden. Im Grunde hat man sich darum die Zirkulation von Gütern und Geld wie ein System kommunizierender Gefäße vorzustellen, in dem die Überschüsse durch fortlaufende Tauschoperationen dorthin abfließen, wo sie Nutzen und Notwendigkeit erhalten und immer neu die Balance des Ganzen garantieren.<sup>22</sup> Schließlich hat auch in dieser Hinsicht Adam Smith eine systematische Fassung geboten, und zwar mit einer Preistheorie, deren »Schönheit« noch heute als Inspirationsquelle und erste Errungenschaft für eine »freiheitliche Wirtschaftsordnung« fungiert.<sup>23</sup> Smiths Gleichgewichtstheorie wird nämlich durch die glückliche Korrelation zweier Preistypen bestimmt, die miteinander interagieren – einerseits durch die tatsächlichen Marktpreise, die sich über die schwankenden Proportionen von Angebot und

Nachfrage ergeben; andererseits durch den inneren, zentralen oder »natürlichen Preis«, dessen Höhe sich aus dem Aufwand für Bodenrente, Arbeitslohn und Kapitalgewinn errechnet. Und darin erweist sich die Gunst des Systems: Das »Selbstinteresse« aller Arbeiter, Geschäftsleute und Grundbesitzer wirkt immer wieder dahin, dass der »natürliche Preis« gleichsam der Gravitationspunkt ist, »auf den die Preise aller Güter beständig hinstreben [*are continually gravitating*]. Verschiedene Zufälle mögen sie bisweilen ein gutes Stück über den natürlichen Preis halten und sie gelegentlich zwingen, sogar etwas unter ihm zu bleiben, doch welche Hindernisse sie auch davon abhalten können, dass sie sich einpendeln und in diesem Zentrum zur Ruhe kommen, sie werden dennoch dauernd in diese Richtung drängen«.<sup>24</sup> Auch wenn plötzliche und scheinbar unerklärliche Preisschwankungen beängstigen mögen, auch wenn Monopole, staatliche Eingriffe oder Privilegien das Spiel der Marktkräfte behindern oder verfälschen, hält das ökonomische Wissen die Beruhigung parat: Wie für die analytische Mechanik Lagranges oder Laplaces die Himmelskörper periodisch um eine stabile Bahn herum schwanken, oszillieren die mehr oder weniger zufälligen Marktpreise langfristig um einen natürlichen Preis, finden darin einen vernünftigen Grund und bieten damit nicht nur die beste Verteilung aller Ressourcen; sie lassen vielmehr ganze Volkswirtschaften in den Zustand des Gleichgewichts streben. Der Markt löst ein Gerechtigkeitsproblem und weist die angemessenen Anteile zu. Sowenig es ausgemacht ist, welchen Status dieses Gleichgewicht in der entstehenden politischen Ökonomie tatsächlich einnimmt, ob es als Optimum, Prinzip oder Realität zu verstehen sei, und sowenig Smith selbst eine exakte begriffliche Fassung des Gleichgewichts bot, so sehr wurde das Gleichgewichtstheorem nun zu einem wesentlichen Angelpunkt ökonomischen Wissens und über Ricardo, Walras, Jevons und Pareto in die Doktrinen des zwanzigsten Jahrhunderts übermittelt.<sup>25</sup> Ökonomische Theorie wurde als Gleichgewichtstheorie geboren.

Mit dem Blick auf die Mechanismen des Markts wurde also eine Art theoretischer Wunscherfüllung formuliert. Die Frage nach einer Gesetzmäßigkeit im sozialen Verkehr führt von blinden Leidenschaften und egoistischen Interessen zur Frage nach Ausgleich und Gleichgewicht. Dieses Gleichgewicht wird aber nur von einem Markt garantiert, auf dem die disparaten Strebungen, Kräfte und Interessen durch das System der Preise koordiniert, gebunden und in Gleichklang gebracht werden. Die Dynamik der Preisbildung bietet somit nicht nur eine Analogie zur kosmischen Ordnung, in der die Gravitationskräfte trotz aller Irregularitäten für die Gleichmäßigkeit ewiger Gestirnsbahnen sorgen. Sie liefert auch den zureichenden Grund dafür, dass soziale Ordnung überhaupt möglich ist. Der Markt ist sowohl Mittel als auch Ziel für die Organisation sozialen Verkehrs. Es hat sich damit ein Modell mit großer Zukunft formiert, in dem die Mechanismen des Menschenverkehrs nach den Prozessen des Wirtschaftslebens, diese aber nach den Kräften des Markts und den Bewegungen der Preise funktionieren. Der Markt wäre es demnach, der spontane und vereinzelt Aktionen in geregelte Folgen übersetzt. Der Markt wäre es, der ein adäquates Verhältnis zwischen Nachfragen und Produktionskosten herstellt und die Preise auf angemessene Weise um die natürlichen oder wahren Produktwerte gravitieren lässt. Die Kräfte des Markts wären es, die eine optimale Allokation von Ressourcen, Gütern und Reichtümern garantieren. Und der Marktmechanismus wäre es schließlich, der spätestens seit Adam Smith die verstreuten Regungen und Interessen, das eigensinnige Verhalten seiner Akteure in einen vernünftigen, d.h. gesetzmäßigen Zusammenhang transformiert und damit auf eine gleichsam providentielle Bahn schickt. Wo die Weltlagen unübersichtlich, die Weltwesen unzulänglich und deren Geschicke unerfindlich geworden sind, hat der Markt, so scheint es, ein beschränktes, aber solides Reservat bürgerlicher Ordnung gestiftet. Seit dem achtzehnten Jahrhundert – und bis heute – ist also die Theorie freier Märkte damit beschäftigt, dem Marktgeschehen eine vorbildliche Ordnungsleistung zu attestieren und damit einen Standard zu schaffen, der besser als jedes andere Modell das Maß für eine harmonische Gesellschaftsordnung bereitstellen kann.

Die Beziehungen zwischen Menschen rationalisieren sich im Tausch und im Warenverkehr, aber gerade deshalb sind der Markt und das System der Preise mehr als ein ökonomischer Sachverhalt. Sowenig man Adam Smith eine ungehemmte Apologie des entstehenden Kapitalismus nachsagen kann, und so-wenig er das soziale Leben auf rein ökonomische Aktivitäten reduziert, so sehr werden von ihm die Verfahren der Ökonomie als Fundament der Gesellschaft und der Markt als Operator einer spontanen Sozialordnung gedacht. Die »ökonomische Ideologie« hat sich nicht an der Peripherie, sondern im Zentrum des modernen Gesellschaftsdenkens formiert. Das Konzept des Markts belegt eine moralphilosophische Herkunft und besetzt den Ort einer praktischen Wahrheit im Wissen über Politik, Gesellschaft und Geschichte.<sup>26</sup> In ihm sind die Gesetze des sozialen Verkehrs naturwüchsig geworden. Was man seit dem achtzehnten Jahrhundert

›bürgerliche Gesellschaft‹ nennt, begründete sich in der Idylle des Markts, sie steht und fällt mit dieser Oikodizee.

## **Drittes Kapitel**

### **Zeit des Kapitals**

Gleichgewicht

Bis heute werden die Ideen von Ausgleich und Gleichgewicht als wichtigster Beitrag ökonomischen Wissens zum allgemeinen Verständnis von sozialen Prozessen begriffen, und sie liefern mit dieser Oikodizee, mit der liberalen Idylle des Marktes zugleich eine Art evolutionärer Fabel der Marktgesellschaft. Dabei geht es nicht nur darum, wie verstreute, tauschbereite und interessengeleitete Akteure auf Preissignale reagieren, wie sie einander im Marktgeschehen finden und in dessen Mechanismen und Gesetzmäßigkeiten ein Modell der Verteilungsgerechtigkeit, ein Maß für soziale Ordnung und ein effizientes Vollzugsorgan praktischer Vernunft erkennen wollen. Für die Diskursform der politischen Ökonomie ist es vielmehr bemerkenswert, auf welche Weise bestimmte Herkunftslinien und Präsuppositionen die Perspektiven einer neuen Ontologie des Sozialen ausrichten: sei es das anthropologische Substrat eines ökonomischen Menschen, seien es kosmologische Funktionsideen oder physikotheologische Rudimente. Spätestens seit Adam Smith sind Hypothesen des Ausgleichs – zwischen divergierenden Interessen, zwischen Käufern und Verkäufern, zwischen Angeboten und Nachfragen, zwischen Güter- und Geldmengen, zwischen natürlichen und marktgängigen Preisen – Voraussetzung dafür, Gesellschaften als Marktgesellschaften zu begründen. Auch wenn die Gleichgewichtskonzepte von der ökonomischen Klassik über die Marginalisten des neunzehnten Jahrhunderts bis zu den Neoliberalen des zwanzigsten unterschiedliche theoretische und epistemische Formate angenommen haben, zeichnen sie sich dennoch durch ein begrenztes Spektrum gemeinsamer Grundannahmen aus: dass alle Mitspieler an der Maximierung von Gewinn oder Nutzen interessiert sind; dass sich eine selbstregulative Beziehung zwischen unterschiedlichen Größen, Kräften und Faktoren einstellt; dass sich die Mechanismen des Austauschs proportional zur Verminderung von willkürlichen Eingriffen und Interventionen optimieren; und dass sich der Markt darum als beispielhafter Schauplatz zur Klärung eines anderswo unübersichtlichen und opaken sozialen Verkehrs präsentiert.<sup>1</sup> Ob das Gleichgewicht des Marktes trivial, mechanisch und deterministisch oder als komplexes System dynamischer Kräfte gedacht wird – mit ihm vollzieht der Markt eine elementare Institution oder Selbst-Institution des Sozialen.

Dadurch wird auch der besondere Charakter der politischen Ökonomie, ihr Status als Diskurs und als theoretische Praxis geprägt. Das bedeutet einerseits, dass ökonomische Theorie selbst einem Ökonomieprinzip folgt, Ockhams Rasiermesser vertraut, Komplexität reduziert, auf sparsame Modelle, auf wirksame Simplifikationen setzt und insgesamt eine Weltlage annimmt, die einfacher sein soll, als man denkt. Die Annahme von idealisierten dezentralen Marktsituationen, die Reduktion unübersichtlicher Verkehrsverhältnisse auf rationale Agenten und kompetitive Reaktionsweisen sind für den kohärenten Zugriff auf kohärente ökonomische Systeme unerlässlich. Politische Ökonomie bietet stets Spielarten einer robusten Theorie. Andererseits verfährt man dabei keineswegs naiv. Denn sowenig es ausgemacht ist, dass völlig dezentralisierte Märkte tatsächlich existieren, Märkte also, die vom Eigeninteresse motiviert, von Preissignalen geleitet werden und darum eine perfekte Verteilung ökonomischer Ressourcen garantieren; sowenig also derartige Abstraktionen mit dem Dickicht der wirklichen Welt koinzidieren, sosehr besteht der intellektuelle Anspruch politischer Ökonomie darin nachzuweisen, dass die Behauptung idealer Märkte zwar nicht unbedingt wahr ist, aber wahr sein könnte, dass deren Annahmen nicht schlechterdings ›realistisch‹ sind, sondern bloß eine Chance auf Verwirklichung haben müssten.<sup>2</sup> Man mag darin die Wirksamkeit eines sozialen Imaginären erkennen, d.h. die Effizienz von Fiktionen, die das Selbstverständnis von Gesellschaften instruieren, soziale und symbolische Praxen ausrichten und intuitiv gerechtfertigte Bilder oder Evidenzen für Funktionsbegriffe und Handlungsoptionen bereitstellen. Die ausgleichenden Kräfte des Marktes liefern demnach ein privilegiertes Bildreservoir, aus dem moderne Gesellschaften ihre Selbstrepräsentationen gewinnen.<sup>3</sup> Vor allem aber liegt darin der dauerhafte Kern einer liberalen Oikodizee: Sie verhandelt die Konsistenz einer möglichen Welt. Sie rechtfertigt sich nicht einfach durch das, was ist, sondern durch das, was wirklich sein könnte; und wie pragmatisch oder visionär politische Ökonomie seit ihrer Entstehung im achtzehnten Jahrhundert verfahren mag, sie hat sich niemals mit der Wiedergabe oder dem Protokoll eines tatsächlichen Wirtschaftsgeschehens konstituiert. Das Konzept des Marktes nahm Gestalt an, bevor *der* Markt zu funktionieren begann. Sosehr die politische Ökonomie sich bemüht, sich über die Transkription von Realverhältnissen zu behaupten, sosehr wird

diese Wirklichkeit als noch unfertig, als noch allzu inkohärent, als unvollständiger Prozess vorgestellt. Ihr Realismus ist prospektiv, es geht stets darum, eine in den Dingen und Verhältnissen angelegte Virtualität zu vollenden. Das prägt die doppelte Struktur des modernen ökonomischen Wissens oder, wenn man so will, seine performative Kraft: Das Konzept des Markts ist darin Modell und Wahrheitsprogramm zugleich und also mit der Aufforderung verbunden, Marktgesetze selbst wahr zu machen. Gegebenheiten tauchen unter dem Zeichen ihrer Programmierbarkeit auf, Realität in der Perspektive ihrer Realisierung. Nicht zuletzt kreist die moderne politische Ökonomie daher um die Frage, wie die mögliche Welt des Marktes, wie also Geschichte selbst a priori machbar sei. Und dieser Anspruch ließe sich mit Kants geschichtsphilosophischer Ironie so formulieren, dass hier, in der Programmatik politischer Ökonomie, »der Wahrsager die Begebenheiten selber macht und veranstaltet, die er zum voraus verkündet«.<sup>4</sup>

## Wettbewerb

Das hat zwei Konsequenzen, welche die Themen und die diskursive Ordnung der modernen politischen Ökonomie bestimmen. Erstens wird dadurch ein logischer und strategischer Ort markiert, den spätestens seit dem neunzehnten Jahrhundert die Idee des Wettbewerbs in der Verhandlung des Marktgeschehens besetzt. Denn die methodologische Eigenart einer Wettbewerbstheorie liegt – wenn man einem programmatischen Aufsatz Friedrich von Hayeks aus dem Jahr 1968 folgt – zunächst darin, dass sie sich nur durch eine Absage an jede empirische Bestätigung wirklich bewähren kann. Sofern Wettbewerb und Konkurrenz darin bestehen, dass Akteure in schwach definierten Situationen mit unerwarteten Aktionen unvorhersehbare Ereignisse produzieren, macht der Begriff des Wettbewerbs Sinn nur, sofern er nicht an empirischen Einzelfällen überprüft wird und eben damit die Offenheit von Wettbewerbsverfahren meint. Niemand weiß, wer wie wo und womit im Wettbewerb gewinnen oder verlieren wird. Nachprüfbar ist allenfalls, dass Wettbewerbsgesellschaften die Chancen des Wettbewerbs besser und effizienter verteilen, als es andere Sozialformationen tun. Das bedeutet zugleich, dass eine ökonomische Theorie der Konkurrenz zwar keine konkreten Aussagen über die Zukunft besonderer Ereignisse und Zuteilungen, aber Aussagen über die Art der im Wettbewerb entstehenden Strukturen und Ordnungsmuster treffen kann. Der Wettbewerb ermöglicht *pattern predictions*. Das liegt nicht zuletzt an der glücklichen Fügung eines Preissystems, das mit seinen Anreizen jene Handlungen privilegiert, mit denen weitere Handlungen und Handlungsoptionen wiederum auf das System der Preise hin ausgerichtet werden. Darum ergeben die dadurch erzeugten Muster keine zielgerichtete, von Absichten und von einer Hierarchie der Zwecke geleitete Organisation. Ihr Charakter entspricht vielmehr einer spontanen Ordnung oder »Katalaxie«, die keinen Endzweck verfolgt, aber doch einer allgemeinen Zweckmäßigkeit entspricht.<sup>5</sup> Markt bzw. Wettbewerb kommen einem – eigentlich unmöglichen – Überblick am nächsten. Und hier regiert noch einmal und immer noch Adam Smiths unsichtbare Hand: Das System von Zahlungen und Preisen ist es, das erwartbare Erwartungen erzeugt und eine wechselseitige Anpassung individueller Pläne vollzieht; das Preissystem ist es, das Nachfragen und Angebote koordiniert und über negative Rückkopplungen »selbstorganisierende Systeme« einrichtet; und das System der Preise schließlich ist es, das den unpersönlichen, zwanglosen Zwang des Wettbewerbs instruiert und wenn nicht ein stabiles Gleichgewicht, so doch eine schwankende Annäherung an einen optimalen Gleichgewichtszustand vollbringt.

An dieser Konzeption des Wettbewerbs ist zweierlei bemerkenswert. Einerseits hat sich mit ihm die Rationalität des ökonomischen Verkehrs neu kodiert und von der Mechanik des Tausches zum Gewebe der Konkurrenz hin verschoben. Wettbewerbgesellschaften werden weniger – wie noch im achtzehnten Jahrhundert – von der Gegenseitigkeit des Tausches als von kompetitiven Ungleichheiten bestimmt. Und wo einmal der Markt das (liberale) Naturgesetz der Interessen vollzog, folgt er nun dem (neoliberalen) Wesen oder *éidos* der Konkurrenz. Sofern nämlich der Wettbewerb – diese »Seele« der Wirtschaft, »Lebensgeist« der Produktion, ein gleichsam alles bestimmendes Prinzip der »Gravitation« auf den Märkten<sup>6</sup> – mit einer balancierenden Ordnung zusammenfällt, die sich nur annäherungsweise, in geringerem oder größerem Maße verwirklichen, aber dennoch über Veränderungen hinweg erhalten kann, zeichnet er sich vor allem durch ein formales Privileg aus. Der Wettbewerb ist also jene idealbildliche Abstraktion, die in den tatsächlichen Ereignissen des Marktes bloß mehr oder weniger erscheint. Das bedeutet andererseits, dass er keine elementare Gegebenheit ist, sondern hergestellt, gefördert, durchgesetzt und ermöglicht werden muss.<sup>7</sup> Der Wettbewerb ist nicht vorhanden, sondern ein geschichtliches Ziel, das eine ebenso aktive wie resolute Politik verlangt. Er appelliert an eine Regierung, die seine Spielregeln diktiert, deren Einhaltung überwacht und die Mitspieler zum Mitspielen

aktiviert. Er erhält seinen Freiraum nicht durch einen abwesenden oder schwachen Staat; er gewinnt realhistorischen Boden vielmehr durch politische Wachsamkeit und Intervention. Die Bedingungen für Konkurrenz und Kompetition müssen stets neu bewerkstelligt, Wettbewerbsgesellschaften erzwungen werden. Und was man seit geraumer Zeit Deregulierung nennt, geht immer auf ein Ensemble heftiger Eingriffe zurück.

Physikalismus

Zweitens aber ist die liberale Oikodizee – samt der Wirksamkeit unsichtbarer Hände und ausgleichender Kräfte – mit einem diskursiven Einsatz verknüpft, den man Physikalismus nennen muss. Damit ist nicht nur die Hoffnung gemeint, politische Ökonomie könne sich als positive Wissenschaft, nach dem Vorbild der Physik und mit dieser wiederum als wertfreie wissenschaftliche Veranstaltung begründen.<sup>8</sup> Vielmehr lässt sich die Geschichte der politischen Ökonomie am Leitfaden markanter Kreuzungspunkte beschreiben, an denen ökonomische Funktionsideen direkt nach dem Vorbild natürlicher Gesetzmäßigkeiten modelliert werden: sei es das Getriebe divergierender Interessen, die sich nach den Gesetzen einer newtonschen Gravitationsphysik koordinieren; sei es eine Hydrodynamik von Strömen, die die Zirkulation von Waren und Geld vom achtzehnten bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein als ein System von kommunizierenden Gefäßen, von Röhren, Brunnen und Tanks charakterisiert; sei es der Zusammenhang von Energetik und neoklassischer Schule oder die marginalistische Erneuerung politischer Ökonomie, die sich an der Behandlung von Grenz- und Variationsproblemen in den Naturwissenschaften orientierte; seien es schließlich Fragen der statistischen Mechanik und der Stochastik, die spätestens in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts mit der Diskussion von Zufallsbewegung und Wahrscheinlichkeit auf den Finanzmärkten wiederkehren.<sup>9</sup> In all diesen Fällen handelt es sich nicht bloß um Analogien, metaphorische Transfers oder simple Bildanleihen. Derartige Korrespondenzen stellen vor allem ein wesentliches Motiv für die zunehmende Mathematisierung ökonomischen Wissens seit dem neunzehnten Jahrhundert dar. Der Rekurs auf mathematische Modelle in der politischen Ökonomie ist von naturwissenschaftlichen Resonanzen inspiriert, diese aber werden durch die Suche nach der Formulierung von Gleichgewichtsregeln bestimmt. Am Leitfaden des Problems, wie verschiedene Größen, Quantitäten und Interaktionen in ihrer Interdependenz und in ihrer Balance dargestellt werden können; am Leitfaden der Frage, wie Ausgleich und Stabilität in komplexen ökonomischen Austauschbeziehungen überhaupt, d.h. rechnerisch möglich sind, hat der politökonomische Diskurs die Schwelle zu seiner Formalisierung überschritten und eine asymptotische Annäherung an die mathematische Physik vollzogen.

Wenn also das ökonomische Wissen seit dem neunzehnten Jahrhundert nicht nur einer Tendenz zur Verwissenschaftlichung, sondern auch zur Formalisierung seiner Axiome folgt, so ist dies wesentlich der Annahme einer rationalen Ordnungskraft des Marktgeschehens und dem Vertrauen auf homöostatische Vermögen geschuldet. Hier steht die ›Schönheit‹ des Systems auf dem Spiel. Politische Ökonomie hat sich entlang einer Theorie allgemeinen Gleichgewichts instituiert und behauptet ihren Wahrheitsstandard im Nachweis dessen, dass und wie der Markt das Problem von Gleichgewichtsrelationen lösen könnte. Für eine Theorie ökonomischer Dynamik bedeutet das, dass ihre Begriffe und Kriterien einen gegebenen Zustand des Systems zu einem bestimmten Zeitpunkt hinreichend zu beschreiben vermögen und dass sich daraus verlässliche Vorhersagen für künftige Systemzustände ableiten lassen. Dieser Anspruch, dieses theoretische Profil ist wohl auch der Grund für die erstaunliche Haltbarkeit einer newtonschen Semantik in der ökonomischen Theorie. Newtons Mechanik konnte lange Zeit vorbildlich sein, weil sie mit der Kenntnis der aktuellen Lage und des Momentums von Körpern auch alle zukünftigen Lageverhältnisse, Dynamiken und Systemzustände darzustellen vermochte. Es überrascht also nicht, dass ökonomische Orthodoxie auch dann noch an den Analogien zu physikalischen Ausgleichsideen festhielt, als die Physik selbst sich bereits von den Prinzipien klassischer Dynamik verabschiedet hatte und, seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts, an der Homogenität integrierbarer physikalischer Systeme zu zweifeln begann.<sup>10</sup> Die Vorstellung von den ausgleichenden Kräften des Marktes ist also nicht nur eine hilfreiche Vereinfachung oder vielleicht ein utopisches Substrat. Auch wenn man nicht wirklich wissen kann, ob Realökonomien tatsächlich zum Ausgleich tendieren, müssen Gleichgewichtsannahmen als eine logische oder theoretische Notwendigkeit angesehen werden. Nur durch sie wird die Systemhaftigkeit ökonomischen Wissens garantiert; und nur durch sie hat sich ein kohärentes Objektfeld für die ökonomische Analyse konstituiert. Letztlich begründet der formal elaborierte Beweis, dass in einer »idealisierten dezentralen Ökonomie« ein »perfekter Wettbewerb« herrscht und das

Verhalten ökonomischer Agenten von »Axiomen der Rationalität« hergeleitet werden können,<sup>11</sup> die epistemische Konsistenz moderner politischer Ökonomie. Eine ›Theorie‹ reinen Ungleichgewichts wäre so unsinnig wie die Idee eines Systems ohne Kohärenz oder die axiomatische Fassung von Unvernunft. Die verschiedenen Physikalismen und die Verwandlung der ökonomischen Wissenschaft zu einem Zweig angewandter Mathematik vollziehen demnach eine Affirmation äquilibrierter Märkte, aber auch eine dauerhafte Selbstbehauptung ökonomischer Theorie als Theorie. Dorthin werden die Wahrheitsbehauptungen über das Wesen des Systems projiziert. Auch hier gilt also die Oikodizee, die Vorstellung von der zweckmäßigen Einrichtung der ökonomischen bzw. kapitalistischen Welt.

#### Kreditökonomie

Dies hat allerdings nie ausgeschlossen, dass das Idol einer effizienten Marktgesellschaft, das Gleichgewichtstheorem und seine Varianten immer wieder von Nachfragen umstellt und als »fruchtbarer Irrtum«, reine »Illusion« oder »wissenschaftliches Rätsel«, als »größer Irrtum in der Geschichte der ökonomischen Theorie«, als lachhaft, inadäquat oder schlicht als »Enthirnungsmaschine« adressiert werden konnten.<sup>12</sup> Abgesehen von der Frage nämlich, ob das zufällige Attribut der Quantifizierung und Messbarkeit bestimmter sozialer Erscheinungen eine strikte Trennung von ökonomischen und nicht-ökonomischen Tatsachen rechtfertigt, abgesehen von der Frage, ob eine politische Ökonomie die Selektionsbedingungen ihrer Annahmen und Daten selbst hinreichend überprüfen kann oder will, artikuliert sich seit geraumer Zeit schon ein Zweifel darüber, ob die evolutionäre Fabel des Markts, deren Erzählung vom Tausch oder vom Wettbewerb zum Gleichgewicht führt, überhaupt elementare, endogene Prozesse neuzeitlichen und modernen Wirtschaftsgeschehens zu fassen vermag; ein Zweifel darüber also, ob eine theoretische Wissenschaft ökonomischer Dynamiken unter den Bedingungen einer klassischen oder neo-klassischen Begrifflichkeit möglich ist. Und hier lässt sich eine diskursive Verstörung verzeichnen, die sich auf ein wesentliches Element kapitalistischer Wirtschaft bezieht und die Logik einer Kapital- und Kreditökonomie betrifft. Zweifellos war die Entwicklung von Handel und Geschäftsverkehr unmittelbar mit der Entstehung einer Kreditwirtschaft, mit dem Einsatz von Wechselbriefen, Depositenscheinen und Schuldverschreibungen, mit Praktiken des Geldhandels und der Möglichkeit eines Transfers von Zahlungsverprechen verknüpft; und die Rudimente eines funktionierenden Kreditsystems sind seit dem Mittelalter notwendige Bedingungen handelskapitalistischer Expansion.<sup>13</sup> Umso mehr überrascht es darum, dass sich erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine hinreichend systematische Diskussion über die Mechanismen von Kreditwesen, Kapital und Bankgeld ausmachen lässt. Dies mag einer notorischen Verspätung ökonomischen Systemwissens gegenüber manifesten Geschäftspraktiken geschuldet sein, vielleicht aber auch einer gewissen theoretischen Resistenz gegenüber der Tatsache, dass sich eine genuin kapitalistische Struktur, d.h. der Handel mit Kredit, Vermögenswerten, Profitaussichten und also mit Zeit, nicht mehr direkt in elementare Tausch- und Ausgleichsverhältnisse rückübersetzen lässt. Die Beobachtung des Umlaufs von Schulden, Kredit und Kapital kollidiert mit der Annahme einer ausgleichenden Dynamik des Markts, und offenbar gewinnen die Effekte der entsprechenden ökonomischen Entscheidungen und Aktionen dabei ein beunruhigendes Format.

Als eine Art Urszene dieser Beunruhigung kann eine finanzökonomische Begebenheit gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausgemacht werden, ein Ereignis, das eines der wichtigsten Finanzinstitute und mit ihm eine geradezu unerhörte finanzpolitische Maßnahme betrifft. Es handelt sich um eine exemplarische Konstellation: Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wird die Bank von England zum Gegenstand einer Diskussion, in der sich einige Fragen danach abzeichnen, ob die Konzepte von Ausgleich und Gleichgewicht hinreichen, die Dynamik modernen Kapitalverkehrs zu erfassen.

#### Bank von England

Schon mit seiner Gründung im Jahr 1694 antwortet dieses Bankwesen auf eine tiefe ökonomische Besorgnis und ist seitdem zum Gegenstand andauernder Irritationen geworden. Ein Beispiel dafür ist eine seltsame Gestalt, die Joseph Addison 1711 in seinem *Spectator* vorstellt und die sich auf die Lage dieser neuen Institution bezieht. Es handelt sich um die Allegorie einer Jungfrau auf goldenem Thron, die nach dem zeitüblichen Programm hypochondrisch und von Vapeurs aller Art heimgesucht erscheint. Dabei werden die delikate Verfassung und der schnelle Wechsel der Zustände – von Sklerose zu blühendem Leben, von Ohnmacht zu Wachsamkeit, von Röte zu Blässe – von einigen Dingen und Vorfällen bestimmt, die diese

Szenerie komplettieren. Zunächst sind es Texte, mit Goldschrift an die Wand geschrieben: die Magna Carta, der Act of Uniformity, der Act of Toleration – Urkunden und Gesetzestexte also, die man mit Wohlgefallen, mit Besorgnis oder Ängstlichkeit mustert. Eine besondere Beunruhigung rührt von einigen Sekretären zu Füßen dieser Jungfrau her, von Sekretären, die Nachrichten aus aller Welt verlesen. Im Takt dieser Botschaften ziehen Auszehrung und Fülle, die Symptome von Gesundheit und Krankheit in unvermittelter Abfolge an der allegorischen Gestalt vorüber; und ein besonderer Schrecken tritt mit düsteren Gestalten wie Anarchie, Tyrannei, Bigotterie oder Atheismus auf den Plan. Das führt schließlich zu einer fatalen Verdüsterung der Szene selbst: Die Säcke von Gold, die den Thron umstellen, verwandeln sich unversehens in windige Schläuche, in Luftbeutel, die Goldstücke in bloßes Papier. Dabei lässt Addison über die Referenzen dieser allegorischen Jungfrau keinen Zweifel: Sie trägt den Titel »Publick Credit« und residiert in einem Saal, der unverkennbar der Geschäftsraum der Bank von England in London ist.<sup>14</sup>

Auch wenn sich diese Dame öffentlichen Kredits in Addisons Gleichnis über alle Wechselfälle hinweg stets wieder erholt, so bleiben doch ihre Lage und ihre Aufgabe immer prekär und zeugen von der Schwierigkeit, bei allem Geschäftsverkehr, der um sie herum und mit ihr geschieht, bei allen Missgeschicken also die Tugend und die bedrohte Unschuld zu wahren. Neben tages- und parteipolitischen Konfliktlagen versammelt Addisons Text damit einige Fragen, die tief in die Funktionsweise der Bank von England – und des Bankwesens überhaupt – hineinreichen und die politische Ökonomie seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigen. Das betrifft zuerst die Entstehungsbedingungen der Bank selbst. Diese wurde nach dem Vorbild der Amsterdamer Wechselbank und in einem Geist der Projektemacherei aus einer Vielzahl von verschiedenen Unternehmungen ausgewählt, aus siebzig verschiedenen Projekten der Geldschöpfung, die von Lotterien über Handelsgesellschaften und Steuererhöhungen bis eben zu Bankinstituten reichten. Sie wurde gegründet, um die Schulden und den Kapitalbedarf des Königshauses zu kompensieren. Vor allem aber hatte einer der Initiatoren des Projekts, der Kaufmann William Patterson, in verschiedenen Eingaben seit Anfang der 1690er Jahre neben diversen Motiven eine besondere Absicht verfolgt: Es ging nicht zuletzt darum, die räuberischen Akte eines räuberischen Königtums zu legalisieren. Schon 1640 requirierte Karl I. etwa 200.000 Pfund in Münze und Edelmetall, die den Londoner Kaufleuten gehörten; 1672 stellte Karl II. die Zahlungen für die Schuldscheine der Krone ein und erschütterte damit zwangsläufig die finanzielle Reputation des Königtums. Immer wieder hatte das englische Königshaus die im Tower oder im Schatzhaus deponierten Wertgegenstände der Bürger und Kaufleute konfisziert, und mit Pattersons Vorschlag, dem Königshaus ganz einfach 1,2 Millionen Pfund Sterling gegen eine Verzinsung von 8% vorzuschießen, wurde nichts weiter versucht, als den stets möglichen fürstlichen Diebstahl in einen Vertrag zwischen Schuldner und Gläubiger zu verwandeln. Neben den verschiedenen Experimenten zur Geldbeschaffung wurde die Bank von England als Effekt eines Staatsbankrotts und im Akt fiskalischer Verzweiflung installiert. Eine verlässliche und vertragliche Bindung des Königtums selbst – das war eine der Gründungsurkunden der neuen Bank.<sup>15</sup> Zugleich sollte diese Bank zur finanztechnischen Navigationshilfe auf dem entstehenden Weltmarkt werden und das nötige Kapital für Überseehandel und Kolonialgeschäfte verschaffen, von Beginn an war sie, wie vorher schon die Amsterdamer Wechselbank, als Schaltstelle in einem weiten Geflecht globaler Abhängigkeiten und Nachrichten konzipiert. Sofern man in der Ökonomie seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts einen ersten Globalisierungsschub erkennen kann, waren ähnlich global auch die Risiken; und der Irrtum eines chinesischen Ministers konnte, so hieß es etwa 1776 in den *Ephemeriden der Menschheit*, ganz Europa in Unordnung stürzen.<sup>16</sup> Bei all diesen Vernetzungen blieb aber eine besondere Gefahr bestehen, die die allegorische Gestalt ganz besonders erzittern lässt, eine Gefahr, die die Erregung von Addisons Text motiviert und die plötzliche Umwandlung von Geld in Luft, von Gold in Papier betrifft. Was Addison hier als Schreckgespenst von Bankgeschäft, Kapitalmarkt und Handelsverkehr anspricht, geht auf ein Grundtheorem aufklärerischer Geld- und Zeichenpolitik zurück: dass nämlich die umlaufenden Zeichen, die Wechsel, die Banknoten, Kreditsummen und Verschreibungen durch ein Äquivalent an Werten, an edlem Metall und Kostbarkeiten gedeckt bleiben müssen, dass also die zirkulierenden Zeichen nur insofern Werte vertreten und im Gleichgewicht sind, als sie durch den Schatz der Referenten gebunden und kontrolliert werden. Nur durch den Bezug auf gesicherte Wertsubstanz, auf Silber oder Gold, erhalten die umlaufenden Geldzeichen ihre Balance.

Diese vier Funktionen bzw. Prinzipien sind es also, mit denen Addisons kurzes und prägnantes Gleichnis auf ein politökonomisches Programm der Aufklärung und dieses wiederum auf das Problem des Kreditwesens sowie auf die Arbeit der Bank von England verweist. Eine vertraglich gesicherte Gegenseitigkeit, die noch den König

selbst einschließt und eine Art Sozialvertrag stiftet; eine Steuerungsfunktion, die verlässlich in unüberschaubaren Netzwerken und unerkannten Abhängigkeiten navigiert; eine Politik der Symbole, die nichts Schlimmeres perhorresziert als leere, windige Signifikanten und Referenzverlust; schließlich eine Zirkulation von Geldzeichen, die sich in festen Wertsubstanzen verankert und somit Gleichmaß und Ausgleich im Tauschverkehr garantiert – mit all dem sollten die Bank von England und der öffentliche Kredit seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts einen ebenso strategischen wie symbolischen Ort in der Mitte von London besetzen und eine Garantie für den Bestand der politischen wie der ökonomischen Macht bieten. Ein privates Institut hat hier ganz unversehens eine politische Rolle gewonnen, und wie in einer Parallelverschiebung zur Institution des Königtums selbst sitzt in der Bank von England nun das Wesen der Staatswohlfahrt überhaupt. Der öffentliche Kredit, schreibt etwa Daniel Defoe 1710, ist nicht Effekt dieser oder jener Bewegung im Staat, sondern der Gesamtheit aller Regierungsleistungen, er ist das Resultat eines Zusammenspiels von Königtum und Parlament, von exakter Verwaltung und gutem Geschäft.<sup>17</sup> Der politische wie ökonomische Zusammenhang von allem mit allem wird also in der Bank von England und im öffentlichen Kredit repräsentiert, und der allegorische Körper der Jungfrau lässt sich in dieser Hinsicht durchaus als ein weiterer Körper des Königs adressieren.

1797

Hundert Jahre später allerdings sind diese Ordnung und die Unschuld der allegorischen Dame tatsächlich in großer Gefahr, beides geht schließlich ganz unwiderruflich verloren und zeigt mit diesem Verlust einen möglichen Ruin politökonomischer Idylle an. Zwei Radierungen von James Gillray aus dem Jahr 1797 deuten das an. Die eine zeigt den mittlerweile gealterten öffentlichen Kredit, auf einer Schatzkiste sitzend, skandalisiert und bedrängt von einem Galan, der 37 Jahre alt ist, William Pitt heißt und seit 1783 als britischer Premierminister fungiert (Abb. 1). Und der Hilferuf der Bedrängten – »Mord! Mord! Raub! Mord! Oh du Schuft! Wie konnte ich meine Ehre so lange schützen, damit sie endlich von dir verletzt wurde? O Mord! Raub! Schändung! Ruin! Ruin! Ruin!« – führt unmittelbar zum Thema der zweiten Karikatur. Hier wird der Kuppelbau der Bank von England vom öffentlichen Kredit, vom gärenden Bauch eines Midas überragt, eines Midas allerdings, der alles, was er berührt, nicht in Gold, sondern mit fataler Substitution in Papier verwandelt (Abb. 2). 1797 jedenfalls hat die Bank von England, so scheint es, Tugend, Unschuld und ihre politökonomische Dignität überhaupt verloren, und dieses Missgeschick wird sich kaum anders denn als Einschnitt in die Funktionsweise der politischen Ökonomie, als eine *epoché* des ökonomischen Wissens überhaupt verstehen lassen. Was also ist der Grund für die Aufregung, die zu Gillrays Karikaturen führte? Welche unerhörte Begebenheit wird dabei verhandelt? Welche Verstörung oder Verwerfung wird hier im politökonomischen Diskurs manifest? Und in welcher Hinsicht ließe sich hier von einer finanzökonomischen Urszene sprechen?

Im Grunde handelt es sich dabei um ein Ereignis, das sich auf zwei denkwürdige Tage im Februar 1797 verteilt. Zunächst ist damit der 4. Februar 1797 gemeint, ein Tag, an dem in Frankreich das Projekt des Revolutionsgolds und der Staatsfinanzierung, das Projekt der französischen Assignaten bzw. Territorialmandate endgültig für gescheitert erklärt werden musste. Dieses Staatspapiergeld ist innerhalb weniger Jahre seit 1789 auf 0,5 Prozent seines Nennwerts gesunken, hat eine schnelle Entwertung durchgemacht und konnte am Schluss nur noch die Zahlungsunfähigkeit der Revolutionsregierung repräsentieren. Um so erstaunlicher erscheint es, dass zur selben Zeit etwas passierte, das in genauer Analogie und zugleich im strikten Gegensatz zu diesem Niedergang stand; hier geht es um ein finanztechnisches Ereignis, das von den Zeitgenossen immer wieder als »unglaublich«, »beunruhigend« und »äußerst bedenklich« wahrgenommen wurde, als ein namenloses und bestürzendes Ereignis, als das »Schrecklichste, was die Vorstellungskraft sich denken kann«, zugleich aber auch als eine der »schönen Erfahrungen, die in diesem Jahrhundert im Fache der Nationalökonomie gemacht worden sind« – eine Begebenheit also, die offenbar als Epochenwechsel im ökonomischen Zeichengebrauch wahrgenommen wurde.<sup>18</sup> Wieder handelt es sich um den denkwürdigen Februar 1797, und zwar um den 26.2.1797, an dem nun die Bank von England per Parlamentsbeschluss von der Verpflichtung befreit wurde, Banknoten in Münzgeld einzuwechseln und damit eine beständige Deckung des umlaufenden Papiergelds zu garantieren.

Das ist das genaue Gegenteil zum traurigen und ruinösen Ende der französischen Assignaten. Denn das Unerhörte dieser ökonomischen und rechtlichen Operation lag offenbar darin, dass die Weigerung, in Metallgeld zu zahlen, mit der Weigerung, überhaupt zu zahlen, zusammenfallen musste, dass man also gerade mit Insolvenz und Referenzverlust ein neues System begründete. Damit wird eine neue Herausforderung für

die ökonomische Analyse und vielleicht eine Verwerfung im Grundriss ökonomischen Wissens selbst markiert: nämlich jene Differenz zu denken, dass man etwa auf dem Anspruch auf ein Pferd nicht reiten, mit dem bloßen Anspruch auf Geld aber Zahlungen machen kann.<sup>19</sup> Nichts anderes hatte man vor Augen, wenn man in der Entscheidung der Bank von England eine »große« und noch nicht »hinlänglich [...] gewürdigte Weltbegebenheit«, mithin eine Art fiskalischer Erhabenheit beobachten wollte.<sup>20</sup> Und das ist der bemerkenswerte Sachverhalt: Während die Insolvenz des französischen Staats das Assignatenprojekt beendete, war umgekehrt gerade die Zahlungsunfähigkeit Englands – hervorgegangen aus der Finanzierung der Koalitionskriege – Voraussetzung und Beginn für die von Pitt betriebene Intervention, die keinen Kursverfall, sondern eine leichte Kursverbesserung nach sich zog und französische Beobachter darüber erstaunen ließ, dass hier »die größte Streitfrage, die eine Nation mit den Aktionären, den Leitern, den Gläubigern einer Bank nur haben kann, in zwei Tagen wie eine Familienangelegenheit in Güte beendet« worden ist.<sup>21</sup>

#### Assignaten

Offenbar stoßen hier an ein und demselben Datum zwei ähnliche, vergleichbare und doch völlig divergente Papiergeldsysteme zusammen, in deren unterschiedlicher Funktionsweise sich unterschiedliche ökonomische Infrastrukturen niederschlagen, vor allem aber auch ein je anderes Wissen vom Geld-, Zahlungs- und Zeichenverkehr kristallisiert. So hat man sich angesichts der französischen Finanzierung der Staatsschulden immer wieder an das Papiergeldprojekt erinnert, mit dem der berühmte Projektentwickler John Law nach dem Tod Ludwigs XIV. durch ein kompliziertes System von Bodenhypotheken, Aktiengesellschaften und Papiergeld den drohenden Staatsbankrott abwenden wollte (und in dieser Wendung zu einer der Vorlagen des Mephisto in *Faust II* geworden ist); und auch die Art und Weise, wie das französische System theoretisch und praktisch verhandelt wurde, wiederholt ganz unmittelbar einige Leitsätze aus den Geld- und Zirkulationstheorien des achtzehnten Jahrhunderts. So ist es *erstens* vor allem die Frage der Deckung, an der sich die Überlegungen zur Qualität des Papiergelds entzündet haben. Denn einerseits werden diese Papiere als Anleihen (*assignats*) auf konfiszierte Kirchengüter ausgegeben und beanspruchen – wie schon bei John Law – den Vorzug, nicht wie bloßes Bargeld den Schwankungen von Edelmetallpreisen ausgesetzt zu sein. Um ihren eigenen Handelswert erleichtert, beleben sie als zusätzliches Verkehrsmittel und als »Spielmarken« die Zirkulation. Andererseits geraten sie dort, wo die Einlösung und die Konvertierung in Wertschubstanz infrage gestellt oder ausgesetzt werden, zur »fiktiven Münze« und zu »fiktiven Zeichen« schlechthin. Ihre repräsentative Kraft wird ungewiss, erlahmt oder erlischt und lässt sie als Repräsentanten »ohne Sinn« erscheinen, die nur ihre eigene Referenz- und Wertlosigkeit dokumentieren: »Jede Art Vermögen kann durch Papiergeld vorgestellt werden. [...] Derjenige, welcher das Papiergeld ausfertigt, muß das dadurch vorgestellte Vermögen unter sich haben, damit er nicht in den Fall komme, das Zeichen wegzugeben und kein Bezeichnetes dagegen zu haben.«<sup>22</sup> Ein erstes Problem der Assignaten wäre also, wie im Geldverkehr des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt, die repräsentative Kraft der Zeichen, d.h. die Frage, wie fest oder lose, eng oder weit der Bezug zu einer Wertgarantie hergestellt werden kann: sei es Edelmetall, Schatz oder – im Fall der Assignaten – konfiszierter Grundbesitz.

Zu dieser Zeichenform gehört *zweitens*, dass die Summe der ausgegebenen Assignaten mit dem Wert der Güter übereinstimmen muss, dass also nicht »künstlicher« Reichtum über die Maße des »natürlichen« hinaus geschaffen wird und dass nur eine genaue Proportion im Verhältnis von Zeichenmenge und Wertschubstanz eine gleichmäßige Zirkulation, mithin ein Gleichgewicht zwischen Geldsymbolen und Güterbestand garantiert. Die proportionale Beziehung zu den Gütern begründet ihre Zirkulationsfähigkeit; und es ist bemerkenswert, wie man im Sinne dieses orthodoxen Quantitätstheorems bis zum Ende der Assignatenwirtschaft erfolglos zwei Hoffnungen hegte: dass nämlich durch Verminderung der umlaufenden Assignaten deren Wert oder dass umgekehrt durch Preissteigerungen auch die Einkünfte proportional ansteigen würden.<sup>23</sup> Die kritischen Punkte des Assignatenverkehrs erkannte man also in der Frage ihrer Verwandlung in Wertschubstanz und im Gleichgewicht von fiktiven Zeichen und realen Reichtümern – ein wesentlicher Aspekt der Quantitätstheoreme der Aufklärung: Repräsentierende Zeichen und repräsentierte Reichtümer müssen in einer ausgewogenen, äquilibrierten Proportion zueinander stehen.

Damit hängt schließlich *drittens* auch eine spezifische Rechtsförmigkeit, d.h. der Pfandcharakter der Assignaten zusammen, der wiederum mit den Geldtheorien der Aufklärung zusammengeht. Wie nämlich Geld im achtzehnten Jahrhundert nichts als ein Zeichen ist, das sich verbindlich gegen eine bestimmte Menge an

Waren und Gütern eintauschen lässt, so bestimmt sich auch der Wert der Billets durch das Versprechen, das Äquivalent des aufgedruckten Werts in die Hände des Besitzers zurückzubringen. Innerer Wert, Zahlungsverprechen und – wie im Falle der Assignaten – gesetzliches Dekret können gleichermaßen für diese Sicherheit einstehen und bürgen.

Gerade dieses Versprechen wird nun am Beispiel der Assignaten als problematischer Posten verhandelt, und zwar in ökonomischer wie politischer Hinsicht. So hat etwa Condorcet eine grundlegende Zwiespältigkeit im ökonomischen Pfandcharakter der Assignaten konstatiert. Denn entweder lassen sie sich als verzinste Anleihen mit bestimmter Laufzeit verstehen und sind demnach an eine terminierte Einlösung gebunden, oder sie sind nichts als Papiergeld und bloßes Zahlungsmittel, das darum eine freie und sofortige Leistung bzw. Einlösung verlangt: Es besteht eine Verwirrung über die Art und den Zeitpunkt der künftigen Handlung, die hier versprochen wird. Der defizitäre Charakter der Assignaten liegt also nach Condorcet (und anderen) darin, dass sie zwei unvereinbare und widersprüchliche Versprechen enthalten und darum am gegebenen Wort der Revolutionsregierung insgesamt zweifeln lassen. Zugleich wurde darin noch immer eine vertragstheoretische Gründungsfigur erkannt, eine rechtsförmige Verpflichtung auf Gegenseitigkeit, durch die das neue Papiergeld als »unauflösliches Bindemittel« (*ciment indestructible*) der neuen verfassungsmäßigen Ordnung erscheinen konnte, und das heißt: Im günstigen Fall gerät mit den Assignaten die Rechtsordnung und die Vertraglichkeit der Verfassung selbst in Umlauf, verteilt sich über die ganze Nation hinweg und wird »allen Bürgern ein gleiches Interesse an ihrer Erhaltung und Verteidigung verleihen«;<sup>24</sup> im schlimmsten Fall aber – und das ist das entsprechende Gegenargument – werden dieselben Papiere sich mit Kursverfall als »künstlicher Cement« erweisen und aus der Nation von *citoyens* eine Nation von »Speculanten« und »Spielern« machen. Sie werden schließlich in ihrem Niedergang die Verfassung und ihre Rechtsordnung mit sich reißen und die Errungenschaften der Revolution selbst zwischen den Fingern zerrinnen lassen.<sup>25</sup>

Zusammengefasst bedeutet das: Die repräsentative Kraft des Papiers, das Gleichgewicht zwischen Zeichen und Reichtümern und die rechtliche Garantie des Pfands ergeben die Koordinaten, um die herum sich die Choreographie von Argumenten und Gegenargumenten mit Blick auf die Assignaten organisiert. Sie werden noch 1797 vor dem Horizont aufklärerischer Geldtheorie verhandelt, in einem natur- und vernunftrechtlichen Rahmen. Und gerade ihr Niedergang kann darum nur als Entwertung eines gegebenen Worts verstanden werden, als Zeichen einer Willenserklärung, die gerade von der politischen Haltlosigkeit der *volonté générale* zeugt.

Banknoten

Ganz anders dagegen die Überlegungen am Beispiel der Bank von England im Februar 1797. Nun erschien nicht nur das alte Projekt John Laws in einem neuen Licht und konnte als vielversprechender Vorläufer der aktuellen finanzpolitischen Operation beansprucht werden. Es wurde vielmehr klar, dass auch die genannten Kriterien zur Beurteilung der Assignaten nicht hinreichen, die Funktionsweise der englischen Banknoten zu fassen. Gerade das Nichtige, das Aufgeblasene und Geblähte, das seit Addison die Metaphorik des Papiergelds beherrscht und als Lateinisches *flare* (blasen) in den Schwellungen oder Windbeuteln der »Inflation« wiederkehrt, gerade das also, was den defizitären Charakter der lawschen Billets wie der Assignaten ausmachte, nämlich die Vermengung von Zahlungsmittel und Forderungsschein, definiert nun den Status der von der Londoner Bank ausgegebenen Papiere. Denn nach der Aufhebung der Verpflichtung, die zirkulierenden Banknoten gegen Metallgeld einzuwechseln, sind diese beides zugleich: Einerseits substituieren sie als Zahlungsmittel das umlaufende Metallgeld, andererseits dokumentieren sie nur das augenblickliche Nichtvorhandensein der entsprechenden Gegenleistung; einerseits verbürgen sie den Anspruch auf deponierte Werte und Geldsummen, andererseits funktionieren sie als Zirkulationsmittel nur durch den Verzicht auf die Realisierung dieses Anspruchs. Hat die Banknote ihren Ursprung im rechtlichen Charakter eines Depositscheins und eines Vertrags, mit dem man – wie in der englischen *goldsmiths note* – eingelegte Wertsachen quittierte, so lässt sich umgekehrt der Zahlungsverkehr nur unter Umgehung dieser Vertraglichkeit aufrechterhalten, wie einer der ersten Kredittheoretiker schrieb: »Alles Gold und Silber in der Welt würde nicht hinreichen die Ansprüche dieser Art zu befriedigen, wenn alle, die ein Recht dazu haben, mit einem Mahle ihr Geld begehrten.«<sup>26</sup>

Die Banknote – das wurde spätestens im Februar 1797 sichtbar – ist nicht einfach Zeichengeld oder papierener Ersatz des Zirkulationsmittels, sie ist im natur- und vertragsrechtlichen Format des Versprechens nicht mehr fassbar oder allenfalls als Paradox virulent. Sie entsteht sowohl durch das Versprechen zur Realisierung eines bestimmten Geldquantums wie durch das Fehlen desjenigen Betrags, den sie verspricht. Sie zeichnet sich durch eine paradoxe Struktur aus, sie ist ein Hybrid, für das um 1800 noch kein konziser Begriff existiert. Sie umfasst die ökonomische Seite eines Kredits und die rechtliche Seite der Barzahlung. Als Kreditpapier verlangt sie das Hinausschieben der Leistung, als Zahlungsmittel die sofortige Einlösung; als Geldersatz erfordert sie Volldeckung, als Kreditschein schließt sie diese aus. Sie ist Geld und Versprechen auf Geld zugleich, und ihre semiotische Struktur zeichnet sich dadurch aus, dass sie den Verweis auf ein ›Da‹ wie auf ein ›Fort‹ in ein und demselben Akt umschließt: eine Paradoxie der Selbstreferenz, die sich in einer Einheit von Solvenz und Insolvenz verdichtet. Genau genommen ist sie darum keine zweite Art von Geld, sondern das »*wirkksamste weil zirkulationsfähigste*« Kreditpapier, das den Gebrauch von Geld erspart. Sie enthält den Widerspruch, »welcher sich aus einer Vereinigung von Eigenschaften und Funktionen des Kreditpapiers und des Zahlungsmittels in ein und demselben Schein ergibt.«<sup>27</sup>

Entsprechend hat man um 1800 mit großen terminologischen Anstrengungen formuliert, dass – anders als bei den Assignaten – gerade der fiktive oder »chimärische«, d.h. ungedeckte Charakter der »Zettel« Zahlungen ermöglicht und damit die Zwitterstellung dokumentiert. Dies gab Anlass zu einiger Kasuistik: »Wenn [...] das gebrauchte Zeichen keinen Realwerth, oder doch nicht mit der gewöhnlichen Sicherheit und Brauchbarkeit liefert, so fehlt es unverkennbar an dem wesentlichen Erforderniß einer rechtmäßigen Zahlung; nur muß man bey der Anwendung dieses an sich richtigen Grundsatzes vorsichtig zu Werke gehen. Denn es wird nie an einer Aussicht zur Erlangung des Realwerths auf einem Münzzettel fehlen; bald verschafft sie nämlich der Staat, durch Anweisung auf eine künftige Einlösung, bald gibt sie, und noch mehr, das Publicum der Abnehmer; und da die letztere Aussicht, wenigstens bey Zahlungen in öffentlichen Cassen, gewiß seyn kann, so läßt sich auch, in der Strenge des Worts, ein völliger Mangel des Realwerths bey Zahlungen mit Münzzetteln, also ein gewisses Unrecht, geradezu nicht behaupten. Gleichwohl aber kann doch diese gewisse Aussicht so sehr beschränkt, die ungewisse aber so entfernt und groß seyn, daß sie fast für nichts zu achten ist. Unter diesen Umständen ließe sich aber, wenn auch nicht in einem entscheidenden Urtheile, den der Mangel völlig bestimmter Begriffe nie erlaubt, doch nach einer Schätzung, behaupten, daß die Zahlung, die mit Münzzetteln bey großer Ungewißheit und Entfernung der Realisierung, es sey vermittelt der Einlösung oder des Zahlungsgebrauchs, geschieht, zwar einem vorhandenen bürgerlichen Gesetze gemäß seyn könne, dem natürlichen Rechte aber dennoch zuwider sey.«<sup>28</sup> Umständliche Verhandlungen dieser Art belegen ein Herantasten an die Mechanik des öffentlichen Kredits und des Kapitalverkehrs und kreisen nun weniger um Tauschakte und die Ausgleichskräfte des Markts, sondern um die irritierenden Posten von Ungewissheit, möglichen Aussichten und Zukunftserwartungen.

#### Verzeitlichung

Gedeckt und ungedeckt, Fehlen und Vorhandensein des Realwerts, Zahlungsmittel und kein Zahlungsmittel, Gewissheit und Ungewissheit der Einlösung, rechtlich und nicht-rechtlich – die Schwierigkeit einer begrifflichen Fassung hängt an den widersprüchlichen Funktionen, die gerade mit der Entscheidung der Bank von England wirksam geworden sind. Perplexität und Komplikation in den zeitgenössischen Formulierungen ergeben sich aus der Vermischung von Kredit- und Geldzirkulation, und nicht von ungefähr konnte man angesichts dieser Hybride vom Entstehen der ersten Kredittheorien sprechen, von einer »neuen Epoche« von Geldtheorien, die eine Entparadoxierung dieser Bestimmungen versuchen und damit für ein reformiertes Wissen vom ökonomischen Verkehr stehen. Und diese Entparadoxierung geschieht durch eine konsequente Verzeitlichung des Systems.<sup>29</sup> Die Zirkulation eines wesentlichen Fehlens lässt sich nur durch die Wirksamkeit eines endlosen Aufschubs erklären, der eine allgemeine und vollständige Kompensation der umlaufenden Schulden ausschließt. Zahlungsketten sind nun stets Ketten von Zahlungsverprechen, jede Operation erscheint als Antizipation einer offenen Zukunft und löst einen geschlossenen Kreis bloßer Gegenseitigkeit auf. Solvenz und Insolvenz, Zahlungsfähigkeit und Zahlungsunfähigkeit zirkulieren gleichermaßen und garantieren das Funktionieren des Systems dadurch, dass jede Transaktion die Aussicht auf weitere und immer unabschließbare Transaktionen eröffnet. An der Wertschöpfung durch Kredit, wie sie in der Restriktion der Bank von England im Februar 1797 ein greifbares finanzpolitisches und diskurshistorisches Datum erhält, brechen die

Ausgleichsideen, das Nullsummenspiel und das Quantitätstheorem der älteren Geldlehren zusammen. Durch ausgesetzte Deckung, ungleiche Proportionen und fehlenden Ausgleich verfügen Gläubiger wie Schuldner de jure über denselben Betrag. Jeder besitzt nur, »in wie fern er selbst wiederum besessen wird«, und man verständigt sich darin, dass jede Zahlung ein (uneinlösbares) Zahlungsverprechen, jedes Haben zugleich ein Nicht-Haben, jedes Zuviel ein Zuwenig, jeder Überfluss eine Knappheit und der Zusammenbruch des Systems nur durch seine endlose Fortsetzung vermeidbar, d.h. aufschiebbar ist<sup>30</sup> – ein konstitutives Ungleichgewicht des Systems, ein System, das sich mit seinem Ungleichgewicht in Richtung auf eine offene Zukunft dynamisiert. Die Zeit ist zu einem produktiven Faktor geworden, und angesichts der Zeitstruktur des Kreditgelds erscheint dessen Deckung durch Waren- oder Metallgeld wenigstens inkonsequent.

Aus dieser Perspektive erscheinen rückblickend gerade die Bedingungen, unter denen das System der französischen Assignaten eingerichtet und reflektiert worden ist, als Bedingungen seines Scheiterns. Den rasanten Wertverfall des Staatspapiergelds erklärt man nun dadurch, dass es erstens von der Deckung durch die konfiszierten Güter abhängig ist, zweitens in Proportion zum Metallgeld gedacht wird und drittens eben nicht an eine Politik öffentlichen Kredits gebunden ist<sup>31</sup> – dem repräsentativen Charakter der Zeichen ist ihre verzeitlichte Selbstreferenz gegenübergetreten. Zwei scheinbar analoge und doch unvereinbare Perspektiven treten hier nebeneinander. Während für das ökonomische Wissen des achtzehnten Jahrhunderts Papiergeld und Banknote nicht wirklich differenzierbar und beide der repräsentativen Kraft der Zeichen beigeordnet waren, musste das, was schließlich spätestens seit Februar 1797 das Funktionieren moderner Papierwährungen bestimmt – nämlich Verzeitlichung, Aufschub der Deckung und umlaufender Kredit – als Krise erfahren werden, in der sich die Selbstreferenz des Systems als ruinöse Entreferenzialisierung bemerkbar macht. Deutlicher könnte sich diese Divergenz und damit die zugespitzte *epoche* des ökonomischen Wissens um 1800 nicht manifestieren: Wie Napoleon in den englischen Banknoten den zukünftigen Zusammenbruch Englands erkennen wollte (und auf seinen Feldzügen Metallreserven anlegte), so sah der englische Premierminister Pitt in den Assignaten den künftigen Zusammenbruch Frankreichs voraus.<sup>32</sup> An der Konfrontation zwischen französischer Assignate und englischer Banknote verdichtet sich ein Wandel ökonomischer Semiosen und wahrscheinlich eine Veränderung in den semiotischen Kodierungen überhaupt. Während von den Projekten John Laws bis hin zur Assignatenwirtschaft eine riskante Verwandlung von Werts substanz in Chimären und Schatten, eine Substitution von Dingen durch bloßen Schall und Rauch erkannt werden konnte,<sup>33</sup> wurden ebendiese Verwandlungen um 1800 funktional. Die repräsentative Kraft der Zeichen hat sich verschoben und liegt nun in der Fähigkeit begründet, durch Selbstreferenz Übertragungen zu leisten. Geld ist Kreditgeld und also Versprechen auf Geld, es löst die Symmetrie von Tausch und Gegentausch auf. Wenn man das noch in den Termen des Versprechens oder der Gegenseitigkeit formuliert, so muss dieses Versprechen ebenso verpflichtend wie unhaltbar, nämlich zu keinem Punkt je einlösbar erscheinen: ein gegebenes Wort, das aber »hundert Jahre circulieren« könnte, »ohne ein einziges Mal in Metallgeld realisirt zu werden«. <sup>34</sup> Im Kreditgeld manifestiert sich der Akt eines Versprechens, das sich im Vollzug selbst destituiert.

#### Credo des Kapitals

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist also die Funktionsweise von öffentlichem Kredit und Kapital zu einem Problemfall geworden, der einige politökonomische Grundannahmen irritiert. Diese frühen Versuche einer Kredittheorie beschreiben Verfahren, Geld in Umlauf zu bringen, ohne es von der Stelle zu bewegen. Sie kreisen um das Mysterium einer Transsubstantiation, das mit der Beschaffung von Liquidität verbunden ist und im Kreditgeld eine Schöpfung aus nichts vollzieht. Sie konstatieren eine Vervielfältigung von Zahlungsmitteln und somit eine Geldmenge, die sich von der Menge zirkulierender Güter abgelöst hat. Dadurch wird die Gestalt erster finanzökonomischer Revolutionen geprägt, die unproduktives Geld mit Zeugungskraft versehen und mittels der Verkäuflichkeit von Schulden den Umlauf von Kapital mobilisieren. Das bedeutet erstens, dass die Zirkulationssphäre autonom wird, sich von den Produktionen absetzt, eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegt und keinesfalls mehr in einfache Tauschakte konvertiert werden kann. Zahlungen sind offene Zahlungsverprechen; und im Unterschied zur bloßen Geldzirkulation ist die Zirkulation von Kreditgeld und Kapital unabhängig von bestehenden Gütern oder der Schranke des vorhandenen Geldes.<sup>35</sup> Ihr Syntagma ersetzt den Austausch W-G-W (Ware-Geld-Ware) durch die Verkettung G-W-G ...; und in neuerer Terminologie wäre hier nicht nur von einer Instituierung von Selbstreferenz, sondern von einer autopoietischen Schließung des Systems zu sprechen, in dem jede Zahlung unter der Bedingung einer Fortsetzbarkeit von Zahlungen

geschieht. Kreditwirtschaft wird zur Voraussetzung des Geldumlaufs und prägt dessen kapitalistische Struktur. Sosehr sich dabei eine neue Dimension des Kapitalverkehrs und der Umriss entstehender Finanzmärkte abzeichnet, sosehr wird der Bezug zu ›richtigen‹ Bewertungen und verlässlichen Referenten obsolet. Die Unterscheidung von wirklichen und fiktiven Werten, von natürlichen und künstlichen Reichtümern, von materiellen und immateriellen Gütern, von realer und virtueller Ökonomie macht hier wenig Sinn. Man könnte von einem geradezu romantischen Verkehrsprofil sprechen: Die Kreditzirkulation basiert auf der Paradoxie eines »sich selbst garantierenden Geldes« und erweist sich als Schauplatz effektiver Fiktionen oder »Dichtung«, auf dem der Umlauf des Scheinhaften tatsächlich zur Determinante ökonomischer Relationen gerät.<sup>36</sup>

Zweitens wird dadurch eine in sich maß- und grenzenlose Bewegung bzw. Selbstbewegung umschrieben. Diese Ökonomie unterbricht den geschlossenen Zyklus von Schuld und Tilgung und rekuriert auf einen unendlichen Aufschub, der die Zeit als dezentrierenden Faktor einführt. Die Zirkulation verläuft nicht über fortschreitende Kompensationen, sondern über die endlose Proliferation einer uneinholbaren Schuld – eine Verzeitlichung, die sich im Vorhandensein des Nichtvorhandenen begründet und eine Unaufhörlichkeit im Systemverlauf programmiert. Die Zeit gerät aus den Fugen. Der Kapitalverkehr wird durch seine innere Zukunftssucht bestimmt, die Zukunft selbst produktiv und macht von nun an die Finanz- und Kreditökonomie zum Maßstab ökonomischer Modernisierung überhaupt.

In all diesen Aspekten lässt sich eine diskursive Verwerfung bemerken, die das ökonomische Wissen um 1800 charakterisiert. Es zeichnet sich ab, dass sich der Status des öffentlichen Kredits, die Geldschöpfung aus nichts, die fortlaufende Weitergabe von Schuld und somit die Logik des Kapitals nicht mehr direkt – genetisch oder evolutionär – auf eine Mechanik des Tauschhandels zurückführen lassen. Die Dynamiken der Kreditwirtschaft können nicht mit den Mechanismen der Waren- und Geldökonomie abgeglichen werden, sie operieren nicht mit bestehenden Größen oder Mengen. Das Zeitmoment des Kredits ist damit nicht nur zu einem neuen Kriterium, sondern zu einer Fragwürdigkeit ökonomischen Wissens geworden, an der die atemporalen Verhältnisse von Tausch und Gegentausch, geschlossenem Kreis, Ausgleich und Gegenseitigkeit zerfallen. Mit der Zeit des Kapitals wird die Reflexion ökonomischer Systemhaftigkeit auf Fristen, Erwartungen und ungewisse Zukünfte, mithin auf eine Unruhe gelenkt, die sich als Schwächung der Stabilität von Gleichgewichtssystemen manifestiert.<sup>37</sup> Dieses System wird durch sein Ungleichgewicht in Bewegung gehalten. Von nun an jedenfalls werden politökonomische Doktrinen von den Fragen heimgesucht, ob und wie Geldsurrogate Geldfunktionen übernehmen, ob sie durch Konvertierbarkeit, Wertsubstanz und Edelmetallstandards stabilisiert werden müssten, ob und wie die Kräfte des Markts mit den Kräften von Finanzmärkten korrespondieren, ob und wie ›automatisch‹ die Mechanismen der Kredit- und Kapitalwirtschaft zum Ausgleich tendieren können. Der Kredit ist nicht nur eine Spielart, sondern das wesenlose Wesen des Geldverkehrs überhaupt. Als »Credo des Kapitals« (Marx) richtet der öffentliche Kredit damit eine kritische Anfrage an den Kernsatz der liberalen Oikodizee und nährt einen begründeten Zweifel an den äquilibrierenden Mächten des Markts. Mit Fragen der Finanzökonomie verlieren die notorischen Gleichgewichtsmodelle der politischen Ökonomie ihr verlässliches, gleichsam naturwüchsiges Statut.



Abb. 1: James Gillray, *Political Ravishment, or The Lady of Threadneedle Street in Danger!*, 22.5.1797.



## Viertes Kapitel

### Idylle des Markts II

Epoche der Finanzökonomie

Von Urszenen des Kapitals und von Finanzrevolutionen kann man dort sprechen, wo mit der Auslösung von Schuldszyklen Geldschöpfung betrieben wird. Das geschieht auf systematische Weise bereits in niederländischen Geschäftspraktiken des siebzehnten Jahrhunderts und führt gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, etwa am Beispiel der Bank von England, nicht nur zu ersten Kredittheorien, sondern auch zur Wahrnehmung eines epochalen Wandels im ökonomischen Verkehr. Hier zeichnet sich eine kategoriale Unterscheidung zwischen Geld- und Kreditwirtschaft ab, eine Differenzierung ihrer Mechanismen, Parameter und semiotischen Operationen. Dabei ist die Zeit, d.h. eine vom Zyklus oder Kreis zur Linie ausgezogene Temporalität, zu einer wesentlichen ökonomischen Determinante geworden. Divergierende Ideen über die Repräsentation von Reichtümern erzeugen eine gewisse Ambivalenz im politökonomischen Wissen, die unterschiedliche Schulen nun bis auf weiteres dazu anhält, in der Sicherung von Metalldeckung und Bankreserven eine Bedingung für die gleichsam automatische Balance eines Währungssystems zu sehen oder umgekehrt die Stabilität von Geld bzw. Geldsurrogaten unabhängig davon im funktionierenden Geschäftskreislauf zu erkennen.<sup>1</sup> Nachdem allerdings die Bank von England innerhalb weniger Jahrzehnte zu einer Wiederaufnahme der Barzahlungen, zur Konvertibilität der Banknoten übergegangen war und nachdem der Metall- oder Goldstandard insgesamt eine geradezu mythologische Bedeutung für die Vorstellungen vom monetären Gleichgewicht im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert erlangte,<sup>2</sup> verwundert es nicht, dass diese episodischen Verwerfungen und Fragen auch weiterhin den Blick auf die Epochalität von Wirtschaftssystemen und finanzpolitischen Maßnahmen bestimmten. Einen neuen und besonderen Schauplatz hierfür bieten die sechziger und siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts und mit ihnen eine Konstellation, die sich als Wiederkehr und Variante der ›romantischen‹ Situation um 1800 interpretieren lässt. Auch hier wurde eine »Finanzrevolution«, eine »historische Wasserscheide«, eine »bedeutende geldgeschichtliche Diskontinuität«, eine »beispiellose« Situation und ein »einmaliger« Vorgang, ein Wendepunkt und der Anfang einer neuen finanzökonomischen Ära registriert.<sup>3</sup> Auch hier wurden Beunruhigungen wie Erwartungen artikuliert, die sich auf Mechanismen der Geldzirkulation, auf Wertgarantien und die Dynamik von Ausgleichsprozessen beziehen. Und wenn man dabei eine Analogie zur romantischen Diskurslage nachzeichnen mochte, so liegt diese wiederum in der Verhandlung einer Krise der Repräsentation.

Dabei handelt es sich um die Auseinandersetzungen über das Ende des Abkommens von Bretton Woods, es handelt sich um eine bekannte und vielfach nacherzählte Geschichte. Vor dem Hintergrund der *Great Depression*, den Krisen der Zwischenkriegszeit und der Kriegswirtschaft hatten sich am 23.7.1944 die Vertreter von 44 Ländern im Mount Washington Hotel von Bretton Woods/New Hampshire auf einige Maßnahmen zur Neuordnung der Weltwirtschaft nach dem Kriegsende geeinigt. Daraus sind Institutionen wie der Internationale Währungsfonds, die Weltbank und das Allgemeine Zoll- und Handelsabkommen, die spätere Welthandelsorganisation WTO hervorgegangen, die der Forderung nach einer aktiven Geldpolitik nachkommen sollten. Mit Blick auf die Stabilisierung des internationalen Zahlungsverkehrs, die uneingeschränkte Konvertierbarkeit von Währungen und eine ungehinderte Zirkulation von Waren und Kapital wurde die Herstellung verlässlicher Wechselkurse aber auch an einen finanzökonomischen Automatismus und mit ihm an die Einrichtung eines Goldstandards gebunden. Alle Währungen wurden auf ein fixes bzw. abgestuft flexibles Verhältnis zur Leitwährung des US-Dollars verpflichtet, dieser aber auf eine feste Umtauschrelation zum Gold. Was von nun an nominell als goldbasiert, real als Gold-Dollar-System gelten sollte, war wiederum mit der Hypothese eines elementaren Gleichgewichts verknüpft, das auf dem korrigierenden Austausch von Geld und Gold beruht. Über die Vermittlung des Dollars sollte der Goldstandard also eine Art Ankerfunktion übernehmen, die die möglichen Erschütterungen des Systems durch einen Geldmengen-Preis-Mechanismus ausgleicht und kompensiert.<sup>4</sup>

Wie immer man in der umfangreichen Literatur das Abkommen von Bretton Woods beurteilt hat, ob man in ihm eine fruchtbare Einrichtung, eine historische Notwendigkeit, ein Provisorium, ein wirtschaftliches Rätsel oder schlicht eine politökonomische Missgeburt erkennen wollte – es wurde jedenfalls als schwieriger, inkohärenter oder gar unmöglicher Kompromiss zwischen unvereinbaren Positionen, zwischen Goldgarantie

und Währungsparitäten, Ausgleichsmechanismen, Devisenbewirtschaftung und flexiblen Währungskursen angesehen. Dabei wurde eine Vielzahl von Umständen benannt, die das Bretton-Woods-System seit seiner Gründung aushöhlten, sein Ende absehbar machten und diverse Zweifel an seinen Regulierungsideen provozierten: eine zunehmende Mobilität im internationalen Kapitalverkehr und eine expansive US-Geldpolitik, die Anhäufung von ausländischen Dollarguthaben und das anwachsende Defizit der USA durch den Vietnamkrieg, eine Suche nach höheren Kapitalrenditen aufgrund sinkender Profitraten in den amerikanischen Industrien, das Missverhältnis zwischen amerikanischen Verpflichtungen und Goldreserven und die Unhaltbarkeit eines festen Goldpreises; oder ein umständlicher Apparat, der laufende Abstimmungen zwischen Regierungen und Zentralbanken verlangte. Nicht von ungefähr wurde auch darin eine geradezu typische finanzökonomische Kontroverse manifest: Während man auf der einen Seite ein unbegründetes Vertrauen in haltlose Gleichgewichtskonzepte konstatierte, sah man auf der anderen Seite die Wirksamkeit von Ausgleichsmechanismen durch fatale institutionelle Hindernisse gestört. Die Chronik des Stabilitätsabkommens von Bretton Woods wird darum zwangsläufig als Geschichte seines Niedergangs erzählt. Schon 1961 verpflichteten sich die Industriestaaten, vom Umtausch ihrer US-Dollars in Gold abzusehen; und nachdem die USA angedroht hatten, die Konvertibilität des Dollars insgesamt zu unterbinden, nachdem die Aufwertung anderer Währungen, insbesondere des japanischen Yen und der Deutschen Mark, erzwungen wurde, nachdem es im Frühjahr 1971 zu einer signifikanten Abwanderung vom Dollar in die Deutsche Mark kam und Frankreich wie Großbritannien einen Umtausch von Dollarreserven in Gold verlangten, wurde am 15. August 1971 auf Veranlassung von Präsident Nixon das so genannte ›Goldfenster‹ symbolisch geschlossen.<sup>5</sup> Die Konvertierbarkeit des Dollars wurde eingestellt, der Goldstandard obsolet und das Ende des Abkommens von Bretton Woods wenig später, im Jahr 1973, auch formell besiegelt.

Im Nachhinein sollte darum das System von Bretton Woods als eine verfehlt Idee von Anpassungsmechanismen auf den Finanzmärkten, der Goldstandard selbst nur als eine Illusion und die damit verbundene Wirtschaftspolitik als eine letzte und vergebliche Anstrengung erscheinen, die monetäre Weltordnung über die Deckung von Währungen zu sichern. Es wurde darin ein langsamer, aber endgültiger Übergang von Warengeld zu Kreditgeld, von gedeckten zu ungedeckten Währungssystemen gesehen. Mit dem Ende von Bretton Woods galt ungedecktes Papier- oder Rechnungsgeld nicht mehr als vorübergehender Notbehelf in Zeiten der Krise, sondern als Voraussetzung, Funktionselement und unvermeidliches Schicksal im internationalen Kapitalverkehr. Dies rechtfertigte wohl eine Rhetorik des Epochalen. Mit der Aufkündigung des Währungsabkommens von Bretton Woods wurden die formalen Beziehungen zum US-Dollar und dessen Verankerung im Gold annulliert, und damit wurde nicht nur das Scheitern finanzpolitischer Konstruktionen der Nachkriegszeit, sondern ein unvordenklicher Bruch in einer Geldgeschichte von 2.500 Jahren festgestellt. Mit dem endlich vollzogenen Sprung in die Nichtkonvertierbarkeit von Währungen wurde schließlich nicht weniger als ein »postmoderner« Einschnitt ausgemacht, eine ökonomische *condition postmoderne*, die mit Turbulenzen und Instabilität auf ein System flexibler und ›floatender‹ Währungskurse zusteuert, auf ein Regime flottierender Signifikanten ohne Anker und Maß, ohne die Sicherung durch ein transzendentes Signifikat. Das signalisiert die »Heraufkunft eines Systems«, das »beispiellos« sein soll: eines Systems, in dem sich Währungen nur auf Währungen beziehen und direkt oder indirekt auf einem Standard ungedeckten Rechengelds beruhen.<sup>6</sup> Was für die kreditökonomische Szene um 1800 die episodische und lokale Zirkulation uneinlösbarer Zahlungsverprechen gewesen war, wurde einhundertundsiebzig Jahre später zu einem globalen finanzökonomischen System, das gerade mit der Auflösung von Wertreferenten modellhaft geworden ist. Zweifellos lag darin auch eine neue Herausforderung an die ökonomische Theorie.

#### Neuer Liberalismus

Sosehr es also umstritten blieb, ob die Vereinbarungen von Bretton Woods an inkohärenten Gleichgewichtsideen oder umgekehrt an der politischen Behinderung von Ausgleichsprozessen scheiterten, und sosehr darüber gerätselt wurde, ob man in der Fixierung auf einen Goldstandard eine effektive Stabilisierung des Systems, eine hilfreiche Fiktion, einen finanzökonomischen Fetisch oder schlicht einen Irrtum erkennen muss, sosehr konnten die 1970er Jahre als eine Periode erscheinen, in der ökonomische Theorie noch einmal ansetzte, Geschichte zu schreiben. Das betrifft nicht nur eine Konstellation, in der schrittweise alle institutionellen und technischen Voraussetzungen eines internationalen Finanzsystems geschaffen wurden, das bis ins einundzwanzigste Jahrhundert hinein gültig sein wird. Das gilt insbesondere für eine gleichsam

experimentelle Situation, in der sich Wirtschaftsprozesse als verwirklichte Wirtschaftstheorie, der Kapitalverkehr als implementierte Geldtheorie und das manifeste Marktgeschehen als Realisierung von spezifischen Marktideen herausgestellt haben werden. Tatsächlich ergab sich ein ebenso theoretisches wie praktisches Experimentierfeld, auf dem die Produktion neuer Märkte und Marktbedingungen noch einmal und endgültig die Konsistenz einer kapitalistischen Ökonomie bewahrheiten sollte.

Dies ist die Stunde für die Systemprogramme des neuen Liberalismus. So bot das Ende von Bretton Woods nicht nur die Aussicht auf fluktuierende Devisenkurse und monetäre Instabilitäten, sondern zugleich die Möglichkeit, gerade im freien Spiel der Finanzmärkte die ordnende Vernunft von Marktmechanismen überhaupt zu beweisen. Schon Anfang der fünfziger Jahre hatte Milton Friedman, damals noch mit der Umsetzung des Marshallplans in Europa beschäftigt, in einer Notiz gefordert, die Grundlinien des Abkommens von Bretton Woods und die Bindung an fixe Wechselkurse zu verlassen und die Voraussetzung für die Einrichtung veritabler Devisenmärkte zu schaffen. Und nach endlosen Wiederholungen derselben Idee wurde in einem der wohl einflussreichsten, knappsten und einfachsten Papiere aus der Geschichte des ökonomischen Wissens diese Forderung im Herbst 1971 unter veränderten Bedingungen reformuliert und mit der Darlegung künftiger Marktlogiken versehen. Im Auftrag der Warenbörse von Chicago, der Chicago Mercantile Exchange, Inc., formulierte Friedman, durchaus in Einklang mit anderen renommierten Fachvertretern, dabei das folgende Argument. Nach dem Ende des Abkommens von Bretton Woods sind kontinuierliche Devisenkursschwankungen und somit Währungsrisiken im internationalen Handels- und Kapitalverkehr zu einer prekären Tatsache geworden. Sie erzeugen nicht nur Ungewissheit und Volatilität, sondern hohe Versicherungskosten für die entsprechenden Transaktionen. Daher erscheint es angebracht, passende Finanzinstrumente bereitzustellen und die Prozeduren der Absicherung den Marktmechanismen selbst zu überlassen. Dies kann nur durch die Schaffung neuer Finanzmärkte und einen Terminhandel mit Devisen oder Währungsfutures geschehen. Schwankende Währungskurse werden mit Währungsterminkontrakten abgesichert oder »gehedged«; mögliche Preisdifferenzen lassen sich mit Wetten auf mögliche Preisdifferenzen versichern. Und wenn sich damit ein spekulativer Markt eröffnet, der auf dem Unterschied von gegenwärtigen und zukünftigen Preisen beruht, so wird dessen konsequente Ausweitung und Verwirklichung eine ausgleichende Wirksamkeit erweisen. Hier verbindet sich das Bedürfnis nach Absicherung mit der Suche nach Risiko und Gewinnchancen; und »je größer das Volumen der spekulativen Aktivität« bemessen ist, »desto besser« und effizienter wird der Markt funktionieren. Im Grunde wird dadurch ein ökonomisches Trilemma gelöst, indem gerade durch die Freizügigkeit des Handels Wechselkurse und Preisniveaus kontrolliert werden. Für die Kosten der Währungsrisiken kommt also nun das Marktsubjekt selbst auf, Geldpolitik wird der Marktbewegung überlassen. Gerade die USA erscheinen prädestiniert für die Ermöglichung dieser neuen Ordnung: Hier hat sich höchste Liquidität im Kapitalverkehr mit einer langen und erfreulichen Tradition von »freien, offenen und fairen Märkten« vereint.<sup>7</sup>

Friedmans kleine kapitalistische Programmschrift hat die Erwartung an die Einrichtung neuer Finanzmärkte klar definiert: Die Hoffnung auf ein System stabiler Wechselkurse wird durch die Hoffnung auf ein stabiles System von Wechselkursen ersetzt. Mit der Gründung des Geldes auf den Handel mit Derivaten wird der Wert von Währungen weder von Staaten noch von Goldschätzen, sondern allein vom Marktmechanismus garantiert.<sup>8</sup> Tatsächlich wurde 1972 dann an der Chicago Mercantile Exchange das Spotgeschäft um einen internationalen Geldmarkt für Währungsfutures ergänzt, und innerhalb dreier Jahrzehnte ist der Handel mit Finanzderivaten, die es vor 1970 nicht oder nur unter Ausnahmebedingungen gab, zum weltweit größten Markt überhaupt angewachsen. Vom jährlichen Wert weniger Millionen Dollars Anfang der siebziger Jahre stieg sein Volumen auf 100 Milliarden im Jahr 1990, dann auf ca. 100 Billionen Dollars um die Jahrtausendwende an und erreichte das Dreifache des weltweiten Umsatzes an Verbrauchsgütern.<sup>9</sup> Was die Vertreter der neuen Finanzökonomie selbst eine »Derivat-Revolution« nannten, die Termingeschäfte mit Devisen, Wertpapieren oder Hypotheken, bedeutete einerseits eine Expansion von Marktbereichen und einen Handel mit Vermögenswerten, die bislang wenig geläufig waren und sich schließlich auf alle möglichen Finanzsektoren beziehen können. Das Börsengeschäft ist zum Maß für die Finanzökonomie, der Finanzmarkt aber zum Markt aller Märkte und zum Modell des Marktgeschehens überhaupt geworden. Andererseits folgt diese Apotheose dem Prinzip einer Risikoverlagerung und somit der Erwartung, Preisrisiken mit der Streuung von Preisrisiken, spekulative Geschäfte mit spekulativen Geschäften zu versichern. Die Explosion des Markts für Finanzderivate bietet damit nicht nur die Aussicht auf die erneute Verwirklichung eines »selbstregulierenden« Systems. Mit dessen eigener

»Magie« wird auch die Aussicht auf die Vollendung einer Stabilität eröffnet, die man früher einmal mit der Anhänglichkeit an Metalldeckung und Goldstandards oder mit kostspieligen Interventionen, jetzt aber – und optimaler – mit der bloßen Wirksamkeit »privater Transaktionen« erreicht sehen mochte.<sup>10</sup> Was einmal die Bindung von Kreditgeld an Warengeld versprochen hatte, wird von freien Devisen- und Derivatmärkten endlich gehalten.

#### Terminhandel

In diesem System, das alte Ausgleichsideen mit aktuellen Problemlagen und diese mit neuen Finanzinstrumenten kombiniert und seit den 1980er Jahren zu funktionieren beginnt, können verschiedene Komponenten ausgemacht werden, die sich zu einer neuen und bis auf weiteres gültigen finanzökonomischen Geschäftsroutine zusammenfügen. So übernehmen in der Genealogie gegenwärtiger Finanz- und Kreditökonomie zunächst Termingeschäfte oder Futures eine zentrale und strukturierende Funktion. Sie müssen als perfekte kapitalistische Erfindungen und als Grundprinzip des Kapitalverkehrs angesehen werden, sie sind so alt wie der Kapitalismus selbst und lassen die Zukunftsneigung als Motiv für die Entwicklung immer neuer Finanzprodukte erscheinen. Denn einerseits ist die Mechanik des Terminhandels trivial und ein alter Baustein des Börsengeschäfts: ein Vertrag über die Abnahme einer Ware zu einem künftigen Termin, aber zu einem festgelegten Preis; ein Vertrag also, der die Vertragspartner auf den Ertrag oder das Ertragen einer kontingenten Zukunft verpflichtet. Schon in den Niederlanden des siebzehnten Jahrhunderts wurden verschiedene Varianten – Optionen, Prämienengeschäfte, Terminkontrakte – als gängige Praxis an der Börse von Amsterdam beschrieben und als problematische »Zeitgeschäfte« und »Windhandel« adressiert.<sup>11</sup> Solche Verträge waren Vereinbarungen zwischen Händlern, die die Verpflichtungen (im Fall von Terminwaren) oder das Recht (im Fall von Optionen) fixierten, ein Produkt zu einem festen Preis an einem zukünftigen Zeitpunkt – oder davor – zu kaufen oder zu verkaufen.

Andererseits zeigt die Geschichte des Terminhandels, dass sich hier eine nicht-triviale Abkopplung eines Zeitgeschäfts vom Warentausch vollzogen hat. Immer wieder wurde der Börseterminhandel darum von Bedenken umstellt, er wurde rechtlich eingeschränkt oder verboten, etwa durch Entscheidungen des amerikanischen Supreme Court von 1889 oder des Deutschen Reichstags von 1896. Dabei ging es nicht zuletzt um die Schwierigkeit, »reale« ökonomische Transaktionen von »fiktiven« abzugrenzen. Ein Terminkontrakt erschien dann gerechtfertigt, wenn ihm die tatsächliche Lieferung des entsprechenden Guts oder Basiswerts folgte – eine Demarkation, die einen gleitenden Übergang von echtem Handel über Spekulation zu bloßem Glücksspiel an den Börsen anhalten und abklären sollte. Dass sich die Artistik dieser Unterscheidungen aber nicht aus der immanenten Logik der Futures selbst herleiten kann, wurde in den immer wieder versuchten Notlösungen flagrant: Sofern sich der Terminhandel nur unter der Bedingung einer manifesten Abwesenheit von zugrunde liegenden Waren und Werten vollzieht (und sich damit vom Spot- oder Kassageschäft unterscheidet), sollte die Hegung dieser Operation dadurch gewährleistet sein, dass bei den Kontrahenten wenigstens eine Absicht zur Übergabe oder Abnahme des verhandelten Guts, also ein *real intent* oder eine *intention to deliver*, bemerkbar sei – ob und wie auch immer der entsprechende Transfer dann zustande gekommen sein mag.

Spätestens mit einer Kasuistik dieser Art, die die rechtlichen Überlegungen und Antispekulationsgesetze seit dem neunzehnten Jahrhundert prägte, wurde die provisorische Grenzziehung zwischen wirklichen und unwirklichen Werten, zwischen realen und fiktiven Geschäften kritisch oder obsolet; schon Pierre-Joseph Proudhon hat darum ganz folgerichtig den Terminhandel als notwendiges, unumgebares Funktionselement in einer kapitalistischen, d.h. von Angebot und Nachfrage, Preisschwankungen und Gewinnmargen bestimmten Unternehmenswirtschaft deklariert.<sup>12</sup> Und eine Hegung der Futures wird schließlich dort haltlos, wo sich der Terminhandel nicht mehr auf abzählbare Mengen wie Getreideernten oder Rinderherden, sondern, nach dem Ende des Abkommens von Bretton Woods, auf Finanzwerte wie Devisen oder Wertpapiere bezieht. 1976 etwa hat die Chicago Mercantile Exchange zur Absicherung von Währungsrisiken Eurodollar-Zinsgeschäfte ermöglicht, eine konsequente Innovation, deren Neuheit eben auch darin besteht, dass Zinssätze weder *de jure* noch *de facto* lieferbar sind.<sup>13</sup> Derivate dieser Art haben die Abdrift von der Vorstellung basaler Wertsubstrate und Transaktionen unwiderruflich gemacht und führten schließlich ganz folgerichtig dazu, dass seit den 1980er Jahren – und nach und nach – auf fast allen internationalen Handelsplätzen sowohl wirkliche Lieferungen wie Lieferabsichten bei Terminkontrakten für irrelevant erklärt wurden. Tatsächlich also lässt sich die Logik des

Future-Handels nur so beschreiben, dass er die physischen Bedingungen der Produktion ebenso umgeht wie die Materialität von Transfer und Transport. In ihm wird die Bindung zwischen Ware und Preis, zwischen Zahlung und Wertreferenten gelockert oder gelöst, wie es schon Max Weber formulierte. Hier wird »ein Geschäft geschlossen über eine nicht gegenwärtige, oft noch unterwegs befindliche, oft erst künftig zu produzierende Ware, zwischen einem Käufer, der sie regelmäßig nicht selbst behalten, sondern (womöglich noch ehe er sie abnimmt und bezahlt) mit Gewinn weitergeben will, und einem Verkäufer, der sie regelmäßig noch nicht hat, meist nicht selbst hervorbringt, sondern mit Gewinn erst beschaffen will.«<sup>14</sup> Und das heißt: Jemand, der eine Ware nicht hat, sie weder erwartet noch haben will, verkauft diese Ware an jemanden, der diese Ware ebenso wenig erwartet oder haben will und sie auch tatsächlich nicht bekommt.

Die Dynamik der Termingeschäfte, Motor und Angelpunkt der kapitalistischen Ökonomie, beruht also auf zwei zentralen Funktionselementen. Zunächst auf einer selbstbezüglichen Kommunikation: Hier beziehen sich Preise nicht auf Waren und Güter, sondern selbst wieder auf Preise; hier werden gegenwärtige Preise für Nichtvorhandenes nach der Erwartung künftiger Preise für Nichtvorhandenes bemessen. Hier werden Preise mit Preisen bezahlt. Die Preise sind also die Waren selbst, tatsächlich von der Bindung an materielle Lasten und Beschwerisse befreit und rechtfertigen den Titel eines selbstreferenziellen Marktgeschehens. Analog zum spekulativen Satz in der Philosophie, der eine Vernichtung endlicher Phänomene vollzieht, bewerkstelligt dieser Handel einen ökonomischen wie semiotischen Akt, der nicht in einer Repräsentation, sondern in einer De-Präsentation von Welt kulminiert und mit den Welt dingen nur unter der Bedingung ihrer manifesten Abwesenheit oder Auslöschung hantiert.<sup>15</sup> Wie Geld und Tauschwerte als allgemeiner *leveller* für die verschiedensten Dinge und Güter funktionieren, so werden nun alle möglichen Kapitalarten – etwa Handels-, Produktions- und Kreditkapital – durch Finanzderivate vergleichbar gemacht, ineinander übersetzbar und homogenisiert. Mit dem Markt, der sich seit den 1980er Jahren für Finanzderivate wie *forwards*, *futures*, *options* und *swaps* ergab, sind Geldsurrogate zu Zahlungsmitteln zweiter Ordnung geworden. Als Teil der zirkulierenden Geldmenge garantieren sie höchste Liquidität und komplettieren oder vollenden die Logik moderner Kapital- und Kreditökonomie.<sup>16</sup> Zudem wird dadurch der Begriffsraum der Spekulation neu definiert. Sofern hier das Differenzkriterium zwischen realen und fiktiven Werten nicht mehr zählt, sofern Hedging, also der Handel mit Finanzderivaten, eine Investition in Risiken, also den Handel mit Finanzderivaten, verlangt, werden Investition und Spekulation nicht nur verwechselbar, sondern als symmetrische Seiten ein und derselben Operation virulent. Was Spekulation hieß, unterscheidet sich nicht mehr von seinem Anderen – sei es Handel einerseits, sei es Glücksspiel oder Wette andererseits. Vor dem Hintergrund einer langen Semantikgeschichte verliert die Spekulation ihre spezifische Differenz, sie wird zum Synonym für die Beschaffung von Liquidität. Allenfalls umschließt das Spekulative die Figur eines Oxymorons und lässt als Spekulant – also Glücksspieler und Geschäftemacher, die auf die riskante Differenz von gegenwärtigen und künftigen Preisen »spekulieren« – nur diejenigen erscheinen, die jedes Hedging, also jedes spekulative Geschäft vermeiden: Spekulant ist folgerichtig nur, wer nicht spekuliert.<sup>17</sup> Die Spekulation ist der Normalfall finanzökonomischer Transaktion.

#### Effiziente Märkte

Termingeschäfte stellen also ein logisches Pendant zur Kapital- und Kreditwirtschaft dar, Finanzderivate eine vom Gütermarkt und vom Bargeldumlauf unabhängige Form von Geld. Darum verlangt die Syntax moderner Finanzökonomie ein Verfahren, das ökonomische Entscheidungen wie Zahlungen und Investitionen mit der Erwartbarkeit von Erwartungen auf weitere Entscheidungen verknüpft und somit eine Aussicht auf die Beherrschung von Zeit, d.h. kontingenter Zukünfte verspricht. Nur wenn die Ungewissheit künftiger Preise (von Devisen, Wertpapieren etc.) mit den Preisen für die Ungewissheit dieser Preise verrechnet werden kann, lässt sich die ausgleichende Kraft von Termingeschäften, die Bändigung der Zeit und somit der autoregulative Charakter behaupten, also die erhoffte selbsttragende Stabilität im System. Schon seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wurden darum Modelle entworfen, die einen Abgleich von Kauf- und Verkaufsentscheidungen mit der statistischen Wahrscheinlichkeit von Kursverläufen bei Börsengeschäften garantieren sollten. Und spätestens seit der Jahrhundertmitte ist daraus die Rätselfrage erwachsen, welche Formel den Übergang von gegenwärtigen Zukünften zu künftigen Gegenwarten erwartbar und wahrscheinlich macht, wie sich also die Unähnlichkeit des Zukünftigen in eine ähnliche Gegenwart transformieren lässt. Etwas zugespitzt könnte man hier eine Berührung von geschichtsphilosophischen Substraten mit Fragen der Finanzmathematik verzeichnen;

und in diskurshistorischer Hinsicht verwundert es nicht, dass die prominentesten und folgenreichsten dieser Versuche wiederum in den 1970er Jahren formuliert wurden und unmittelbar mit den politökonomischen Fragehorizonten am Ende des Abkommens von Bretton Woods koinzidieren. Dabei handelt es sich um Verfahren, die Wahrscheinlichkeitstheoretische Figuren ins Innere finanzökonomischer Geschäftspraktiken verpflanzen. Es handelt sich insbesondere – und beispielhaft – um jenes berühmte Formelwesen, das von den Mathematikern und Ökonomen Robert C. Merton, Fischer Black und Myron Scholes zwischen 1969 und 1973 erarbeitet wurde und, später durch Nobelpreise sanktioniert, zu einem Standardprogramm finanzökonomischer Transaktionen sowie zu einem festen Systemelement geworden ist.

Was einmal als wissenschaftliche Entdeckung einer folgenreichen finanzökonomischen Wahrheit prämiert werden wird, die für die Finanzmärkte ähnlich bedeutsam sein soll wie die newtonsche Mechanik für die Physik, folgt zunächst der genannten Problemstellung und somit der Frage, wie mit Finanzderivaten und durch ein dynamisches Hedging die Risiken der Finanzmärkte selbst eliminiert werden können. Es geht um die Herstellung von Erwartungsprodukten, mit denen die Werte künftiger Erträge in Gegenwartswerte überführt werden, und also darum, das dynamische Ungleichgewicht von Kreditökonomie und flottierenden Devisen zu stabilisieren. Sofern es gelingt, den Preis künftiger Risiken in aktuelle Zahlungen zu verwandeln, wird die Ungewissheit der Zukunft schon in der Jetztzeit kalkulierbar und kompensiert. Am Beispiel der Errechnung der Preise für eine bestimmte Klasse von Finanzderivaten – in diesem Fall: von Optionen – lässt sich in den Anstrengungen von Black, Scholes und Merton die exemplarische Verfertigung eines theoretischen oder diskursiven Objekts verzeichnen, das die mathematische Formalisierung mit der Annahme bestimmter Steuerungsideen und einigen Hypothesen über die Funktionsweise von Finanzmärkten kombiniert.

Dabei verdankt sich das, was man immer wieder als eine der Gründungsszenen modernster Finanzwissenschaft ansehen mochte, zunächst der Unterstellung, dass in Fortsetzung älterer Gleichgewichtstheoreme gerade die Kapitalmärkte sich als langfristig effiziente Veranstaltungen erweisen sollen. Es handelt sich um jene Hypothese von der Effizienz der Märkte, welche die seit den 1930er Jahren entwickelten neoklassischen Interpretationen von Marktmechanismen und Wettbewerb auf die Finanzökonomie übertrug. Nach diesen Konzepten ist ein langfristig effizienter Kapitalmarkt ein Geschehen, in dem unter idealen Wettbewerbsbedingungen »alle erhältlichen Informationen für jedermann frei zugänglich sind, keine Transaktionskosten anfallen und alle Marktteilnehmer zugleich als Preisnehmer fungieren«. Zudem wird mit den damit verbundenen »Gleichgewichtsmodellen« die Wirksamkeit »homogener Erwartungen« vorausgesetzt, und das heißt: Die Mitspieler sind sich einig über »die Implikationen verfügbarer Information«, die die »aktuellen Preise« und die »wahrscheinliche Verteilung künftiger Preise von einzelnen Kapitalanlagen« gleichermaßen betreffen. Unternehmen treffen begründete Entscheidungen über Produktionsinvestitionen und Verbraucher können zwischen den entsprechenden Wertpapieren bzw. Firmenbeteiligungen unter der Annahme wählen, »dass die Wertpapierpreise »vollständig« jede verfügbare Information« spiegeln. In konkreten Fällen bedeutet das etwa, dass Aktienkurse oder der Preis von Wertpapieren aller Art der perfekte Ausdruck jener Mutmaßungen sind, die Analysten, Investoren oder das Management über künftige Renditen und Profitaussichten hegen. Und das ist gleichbedeutend damit, dass sich hier ein Kommunikationssystem von Beobachtern zweiter Ordnung installiert. Nur ein Markt, »in dem Preise vollständig die erhältlichen Informationen reflektieren«, kann effizient genannt werden.<sup>18</sup> »Effizienz« ist also nicht nur eine Fetischvokabel in der Theorie der Finanzmärkte (und im ökonomischen Regime überhaupt), sie behauptet sich in diesem Theoriebau auch mit dem Spektrum ihrer begriffsgeschichtlichen Herkunft, in der – wie Pierre Legendre bemerkte – das Verwirklichen (*efficere*) die Kräfte der Vorsehung mit dem Format einer rationalen Ordnung verknüpft und damit auf eine dogmatische Systemfigur verweist.<sup>19</sup>

#### *Random Walk*

Wird der Finanzmarkt als friktionsloses, weil selbstbezügliches Universum vorgestellt, in dem Informationen Preise, Preise Kaufentscheidungen und diese wiederum Informationen, Preise und Entscheidungen generieren, so ist mit diesem effizienten Prozess eine weitere Voraussetzung verbunden, die die Modelle moderner Finanzökonomie bestimmt. Dabei geht es nicht nur um die Annahme, dass der Vorzug von Finanzmärkten gegenüber anderen Marktformen auch darin bestehen soll, dass seine Operationen ebenso »kontinuierlich« wie liquide verlaufen und durch beliebig viele Käufe und Verkäufe mit beliebig großen oder kleinen, d.h. stetig variierbaren Summen charakterisiert sind. Ihre Effizienz bringt es vielmehr mit sich, dass sich im Innern dieses

Marktgeschehens eine gleichsam stochastische Zufallsbewegung installiert. So wurde etwa in den 1960er Jahren eine Dissertation aus dem Jahr 1900 wiederentdeckt, in der der Mathematiker Louis Bachelier unter der Betreuung von Henri Poincaré die Oszillation von börsennotierten Kursen nach dem Vorbild molekularen Gestöbers (wie der brownischen Bewegung) formalisierte. In seiner *Théorie de la spéculation* sind aufeinander folgende Preisänderungen linear unabhängig und von identisch verteilten Zufallsvariablen bestimmt; und die Summe spekulativer Aktionen folgt einer Bewegung, die analog zur Verteilung bzw. Diffusion von Partikeln in gasförmigen Gemischen funktioniert.<sup>20</sup> Erst in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts erhielten diese Überlegungen einen plausiblen diskursiven Rahmen und konnten mit den Hypothesen durchgängig effizienter Finanzmärkte fusionieren. Wenn nämlich die Preise dieser Märkte zu jedem Zeitpunkt alle relevanten Informationen enthalten, ist ihre Veränderung nur neuen, d.h. unabsehbaren Informationen geschuldet, die neue, d.h. unabsehbare Entscheidungen verlangen. Und sofern die Märkte alle Informationen instantan verarbeiten, enthält die Geschichte von Preisbewegungen kein brauchbares Wissen für künftige Investitionen. Das gegenwärtige Wissen lässt sich nicht unmittelbar in das Wissen künftiger Gegenwarten übersetzen.

Der Weg, den die Preise zwischen verschiedenen Zeitpunkten einschlagen, fällt nun ins Arbeitsgebiet von Wahrscheinlichkeitskalkül und Stochastik und gleicht einem *Random Walk*, einem nichtlinearen Zufallspfad. Zufallsbewegungen sind zum Merkmal effizienter Märkte geworden, die *Random Walk Theory* zu einem notwendigen Komplement der *Efficient Market Hypothesis*. Und das bedeutet: Wo alle Unternehmer gleichermaßen über alle zirkulierenden Informationen verfügen, wird jede punktuelle Gewinnchance sogleich – und von wem auch immer – genutzt, und sofern sich jede dieser Operationen sofort in den Marktpreisen niederschlägt, können Preisvariationen selbst nur unvorhersehbar, also aleatorisch erscheinen. Die Marktvernunft bringt es mit sich, dass sich Informationen, d.h. Preisdifferenzen durch ihre Ausnutzung annullieren; und der Wettbewerb zwischen profitmaximierenden Interessenten bewirkt, dass Spekulationen im Einzelnen den spekulativen Charakter des Ganzen durchkreuzen, dass Arbitrage die Effekte der Arbitrage abschafft und den Spielraum für Über- und Unterbewertungen vernichtet. Mit den Worten von Nobelpreisträgern wird das etwa so formuliert: »Wenn intelligente Leute beständig nach preiswerten Gelegenheiten suchen, wenn sie diejenigen Papiere verkaufen, die sie für überbewertet halten, und diejenigen kaufen, die ihnen unterbewertet erscheinen, so wird das Ergebnis dieser Aktion intelligenter Investoren darin bestehen, dass in den aktuellen Wertpapierpreisen bereits die Margen künftiger Chancen abgegolten sind. Deshalb präsentiert sich dem passiven Investor, der nicht selbst nach unter- oder überbewerteten Gelegenheiten Ausschau hält, ein Muster von Wertpapierpreisen, in dem der Kauf eines Papiers so gut oder schlecht wie der eines anderen erscheint. Für einen passiven Investor wird also das Auswürfeln eine ebenso triftige Auswahlmethode wie jede andere sein.«<sup>21</sup> Einerseits also führt die Vernunft oder Effizienz der Finanzmärkte dazu, dass das Wetten auf künftige Kursverläufe dem Spiel eines Schimpansen gleicht, der mit verbundenen Augen Dartpfeile auf den Börsenteil einer Zeitung wirft; je effizienter die Märkte, desto zufälliger die dort generierten Oszillationen. Andererseits stellt sich auch hier eine Art Gleichgewicht ein, in dem sich die zufälligen Schwankungen um einen Mittelwert herum anordnen und schließlich der Streuung einer Normalverteilung folgen.

Eine Formel

Hier setzten jene Berechnungen an, die Merton einerseits, Black und Scholes andererseits für die Preisbildung bei Finanzoptionen versuchten und damit ein allgemeines Modell nicht nur für die Strukturierung des Handels mit Finanzderivaten, sondern auch für die Ausgleichstendenzen des gesamten Systems formulierten. Dabei sollen oder müssen einerseits die genannten Ausgangsbedingungen gelten: gewinnorientierte Unternehmer, effiziente Märkte, gleichmäßig verteilte und allgemein verfügbare Informationen, friktionslose Transaktionen, schließlich kontinuierliche Preisvariationen, die dem Muster einer Normalverteilung entsprechen. Andererseits geht es darum, aus bestehenden Preisen, etwa für Aktien und Kredite, jenen Preishorizont zu errechnen, der von einer künftigen Gegenwart aus zum Motiv der Bewertung einer gegenwärtigen Zukunft werden kann. Der gegenwärtige Preis einer Option oder eines Derivats rechtfertigt sich dann, wenn in ihm eine mögliche Zukunft des zugrunde liegenden Werts wiederkehrt. Nur durch eine Inversion dieser Art werden ungewisse Aussichten in die Wahrscheinlichkeit künftiger Gegenwarten transformiert; und nur diese Replikation künftiger Verläufe kann die Erwartung begründen, dass sich die Risiken schwankender Kurse und Preise durch den Handel mit diesen Risiken werden hegen und ausbalancieren lassen. Darin liegt zugleich der Angelpunkt der von Black,

Scholes und Merton vorgeschlagenen Lösung. Während etwa der aktuelle Kurs eines Papiers, sein Basis- oder Ausgabepreis, der Zinssatz und die Fälligkeit oder Laufzeit einer Option als mehr oder weniger bekannte Größen in das Berechnungsverfahren eingehen können, besteht die prekäre Unbekannte für die Berechnung des Optionspreises im Grad möglicher Abweichungen, also in der Volatilität der Basiswerte.

Das prägt die Parameter jener berühmten Differentialgleichung, die stochastische Prozesse mit einer Funktion für logarithmische Normalverteilungen zu fassen versucht (Abb. 3). In ihr wird – vereinfacht ausgedrückt – der problematische Posten, die unbekannt zukünftige Volatilität (Sigma) nach den Preisamplituden und Zufallsbewegungen zugrunde liegender Werte in vergleichbaren historischen Zeiträumen kalkuliert. Man muss nicht die Daten und Treffer möglicher Zukünfte erraten, sondern nur einen Schwingungsraum errechnen, innerhalb dessen sie – so oder so – stattfinden könnten. Einerseits wird dadurch der Preis einer Option oder eines Derivats nicht mehr nach den direktionalen, ansteigenden oder sinkenden Bewegungen von Basiswerten, also nach der scheinbaren Evidenz von Kursverläufen geschätzt. Andererseits ist in das Kalkül bereits die Annahme eingebaut, dass sich das Unvorhersehbare der Zukunft nach der Streuung vergangener Unvorhersehbarkeiten verhalten wird: Man weiß nicht, was passieren wird, aber man nimmt an, dass sich im Unvorhergesehenen bzw. Unvorhersehbaren wenigstens bestehende Erwartbarkeiten reproduzieren.<sup>22</sup> Es werden keine bestimmten Vorhersagen, aber die Vorhersagen von Verteilungsmustern reklamiert. Schließlich werden damit die Spielräume von Risiken mit korrespondierenden Gewinnaussichten verrechnet, und das Modell, das *Capital Asset Pricing Model*, gibt nicht nur Auskunft über die Zusammenstellung von Portfolios, sondern insbesondere darüber, wie Preise für Finanzderivate, wie also die Erhebung von Ansprüchen auf Ansprüche kalkuliert werden müssen. Wie immer originell das von Black, Scholes und Merton erarbeitete Formelwesen gewesen sein mag, wie sehr es durch vereinzelte und vergessene Versuche aus der Zeit der Jahrhundertwende vorweggenommen wurde; und wie immer singulär es sich in einer Reihe zeitgenössischer Versuche behaupten kann<sup>23</sup> – der Erfolg des hier verhandelten Berechnungsverfahrens wird nicht zuletzt dadurch garantiert, dass es als wesentliches diskursives Element auf die finanzökonomische Problemlage der 1970er Jahre antwortet und zudem mit den Basisannahmen des neuen Liberalismus harmoniert.

So lässt sich darin zunächst eine mathematische Repräsentation gängiger Marktlogiken erkennen, deren Prozesse überdies physikalistisch, nach dem Vorbild von Differenzialgleichungen für Wärmeleitung und Diffusion in der statistischen Mechanik, kodiert werden. Die Annahmen effizienter Märkte und die *Random Walk Hypothesis* sind in dieses Berechnungsverfahren implantiert, und es kann als Ausgangspunkt für eine generelle Methodologie der Preisbildung bei Finanzderivaten und als Elementarbaustein eines neuen und »superperfekten« Marktparadigmas gelten.<sup>24</sup> Überdies wurden hier ältere Verdachtsmomente, etwa die prekäre Nähe zwischen Derivathandel und Glücksspiel, rechnerisch aufgelöst; die Erfindung neuer Finanzprodukte und die Funktion von Derivatmärkten sind mathematisch legitimiert. Investitionen in unbekannt zukünftige Ereignisse wurden zum Gegenstand strenger Kalkulation. Zugleich muss man in der Black-Scholes-Formel samt ihren Varianten rein theoretische Produkte und eine Art »enacted theory« erkennen. Hier dokumentiert sich die performative Qualität eines Kalküls. Mit ihm erzeugen Finanzderivate die Bedingung ihrer Möglichkeit und appellieren an einen Markt, auf dem sich ihre eigene ökonomische Rationalität bewahrheiten können. Man hat in dieser Hinsicht von einer Anpassung ökonomischer Wirklichkeit an Wirtschaftstheorie und von der allmählichen Entstehung einer speziellen »Black-Scholes-Welt« gesprochen, die in den 1970er Jahren noch nicht existierte: nicht einfach eine Prognostik von Marktereignissen, sondern die Einrichtung von Protokollen, nach denen dann die Märkte selbst operieren.<sup>25</sup> Als diskursives Produkt bietet die Formel ein schlagendes Argument für den Handel mit Finanzderivaten, damit die Aussicht auf eine Stabilisierung des Systems und darin wiederum die Rechtfertigung ihrer theoretischen Implikationen.

Information

Dieser zirkuläre Prozess verweist auf eine weitere Komponente, die die Funktionsweise der Finanzökonomie bis heute bestimmt. Denn mit der Black-Scholes-Formel und ihren Varianten werden Finanzderivate nicht nur zu Gegenständen mathematischer Formalisierung, sondern zugleich zu spezifischen medientechnischen Formaten, deren Verbreitungsgeschichte mit den Stationen der Computergeschichte und der Entwicklung von Informationstechnologien koinzidiert. Finanzmärkte sind durch den engen Zusammenhang zwischen der Preisbildung in Börsengeschäften und medientechnischen Innovationen strukturiert, deren Takt seit dem neunzehnten Jahrhundert durch die Einführung des Telegrafen, die Nutzung transatlantischer

Kabelverbindungen und die Beschleunigung des Nachrichtenverkehrs durch den Börsenticker diktiert wurde. Schon am Beispiel des optischen Telegrafen Chappes wurde diese informationelle Neigung des Finanzwesens mit einer gleichsam parasitären Aktion im postrevolutionären Frankreich virulent. Im Jahr 1836 bestachen zwei Bankiers aus Bordeaux einen Angestellten des Telegrafenwesens und bewirkten, dass den offiziellen Depeschen auf dem Weg der optischen Transmission zusätzliche Signale hinzugefügt wurden. Dieses System ermöglichte es, vor der Ankunft von Briefpost oder Zeitung Informationen über die Kursentwicklung französischer Staatsanleihen und somit Handelsvorteile zu gewinnen. Der zwei Jahre lang währende Missbrauch staatlicher Nachrichtenkanäle lässt sich als frühes Dokument für die systematische Ausnutzung von Zeitdifferenzen und die wechselseitige Transformation von Preisen und Informationen begreifen.<sup>26</sup>

Entsprechend wurde die Infrastruktur moderner Finanzökonomie durch elektronische und digitale Technologien, also durch die konsequente Verschränkung von Informationsverarbeitung und Telekommunikation definiert: von den ersten Ideen zur Einrichtung elektronischer Finanzmärkte in den 1960er Jahren über die Eröffnung rechnergestützten Börsenhandels, die Bereitstellung elektronischer Handelssysteme und Börsenplattformen bis hin zu Online Brokerage und zur Freigabe des WorldWideWeb für Börsen- und Finanzgeschäfte im Jahr 1993. Lässt sich darin die Entstehung einer Finanzmaschine erkennen, in der sich ein Großteil weltgesellschaftlicher Wohlfahrt entscheidet,<sup>27</sup> so wird dieses Dispositiv für den Handel mit Finanzderivaten ebenso wesentlich wie effektiv. Das Formelwesen des Black-Scholes-Modells appelliert gleichsam an seine informationstechnische Exekution. Zunächst hat man das *option pricing* nach der Black-Scholes-Formel auf Rechnern kalkuliert und die entsprechenden Tabellen dann umständlich und in Papierform an interessierte Trader und Subskribenten vertrieben (Abb. 4). Bereits 1974 wurde von Texas Instruments ein Taschenrechner geliefert, der auf die schlagende Bewertungsformel programmiert war und Black-Scholes-Resultate für das Day-Trading bot. Und spätestens seit der Entstehung automatisierter Options- und Future-Börsen in den achtziger Jahren hat sich eine wirkungsvolle Fusion zwischen Finanztheorie, Mathematik und Informationstechnologie eingestellt. Sofern die Idee effizienter Märkte eine Effizienz von Informationsverarbeitung verlangt, lässt sich hier tatsächlich eine Imitation von Theorie durch die ökonomische Wirklichkeit verzeichnen: »Je effizienter Kapitalverkehr und Finanzmärkte in der wirklichen Welt werden, desto genauer werden die Voraussagen, die von zeitstetigen Modellen über aktuelle Finanzpreise, Produkte und Einrichtungen getroffen werden. Das bedeutet kurz gesagt, dass Realität schließlich Theorie nachahmen wird.«<sup>28</sup> Erst unter neuen technologischen Bedingungen vollzieht sich die Institution dieses Markts. Finanztheorie, Formalisierung und technische Implementierung gehen eine produktive Verbindung ein, in der sich die Erfindung neuer Finanzinstrumente und die Installation entsprechender Märkte wechselseitig in ihrer *raison d'être* beglaubigen. Und das heißt: Das Konsortium von Theorie und Technik stellt die Aussicht bereit, dass maximale Liquidität, optimierte Preisfindung und effizienter Datenverkehr in der Konsolidierung der Finanzmärkte zusammenfinden können. Die Verzahnung von Finanzmathematik und Medientechnologie machte schließlich die Rede von einer »Midas-Formel«<sup>29</sup> legitim, welche die Turbulenzen in erwartbare Dynamiken und die Zufälligkeiten des Markts in verlässliche Gewinnaussichten übersetzt.

Das Black-Scholes-Modell wurde zur »erfolgreichsten Theorie nicht nur auf dem Gebiet der Finanzen, sondern in der gesamten Ökonomik« erklärt,<sup>30</sup> und damit sind einige Erwartungen an finanzökonomische Einsichten, Strategeme und Grundannahmen verknüpft. So lässt sich im Zusammenspiel der genannten Komponenten – Terminhandel, neue Berechnungsverfahren und Informationstechnologien – auf den Finanzmärkten zunächst eine historische Transformation bemerken, die von Währungsstandards jeglicher Art zu einem Informationsstandard als Basis der Weltfinanz führt. Die Stabilisierung von Kreditökonomie und Währungssystemen wird nicht mehr durch eine Konvertierung in Gold oder Warengeld abhängig gemacht, sondern als fortlaufender Austausch zwischen Geld und Information gedacht. Sofern Preise auf den Finanzmärkten zugleich Informationen über die Zukunft von Preisen kompilieren, sind im Zahlungsverkehr Informationen über Geld wichtiger als Geld selbst geworden. Der Markt installiert einen Informations-Automatismus. Effiziente Märkte sind Märkte der effizienten Verteilung von Information; Wettbewerb erscheint als Aufruf zur informationellen Competition. Dies reicht bis zum gegenwärtigen Wettlauf im *high frequency trading*, in dem neueste Technologien einen Vorteil von Millisekunden bei der Abfrage von Marktinformationen verschaffen. Wenn sich internationale Finanzökonomie als technisch implementierte Geldtheorie begreifen lässt, so übernimmt Geldzirkulation darin die Funktion eines Information

produzierenden Apparats und kann als ein wesentlicher Aspekt dessen gelten, was man Informationsgesellschaften nennt.<sup>31</sup>

Neue Oikodizee

Zugleich wurden immer wieder die wundervolle Simplizität und die »Schönheit« des neuen Formelwesens samt seinen Marktlogiken konstatiert, und Geschmacksurteile dieser Art sind zweifellos einem wesentlichen und geradezu klassischen Grundzug dieser Modellbildung geschuldet: dass sich in ihr noch einmal die stabilisierenden Kräfte des Markts und also die Wirksamkeit von Ausgleich und Gleichgewicht behaupten. Das ist der reklamierte »Newtonismus« des Systems. In der so konzipierten Welt der Finanzderivate herrscht eine Kompensation, die Risiken mit Erträgen und Ungewissheiten mit ertragreichen Aussichten vergilt, wie Fischer Black das einmal formulierte: »Der Begriff des Gleichgewichts im Markt für riskante Anlagen zeichnet sich für mich durch eine große Schönheit aus. Er impliziert, dass riskantere Papiere höhere Ertragsaussichten beinhalten müssen, andernfalls werden sie von den Investoren abgestoßen.«<sup>32</sup>

Das bedeutet nicht nur, dass Risiken mit der Streuung von Risiken »gehedged« oder gehegt werden, dass man – wie im Zentrum der Black-Scholes-Formel vorgesehen – die Preisrisiken von Anlagen und Devisen mit Optionsverträgen in gegenläufiger Richtung »loswerden« kann und einen wundervollen Geschäftsauftrag erhält: »Je mehr wir [mit Finanzderivaten] handeln, desto besser für die Gesellschaft, weil dann umso weniger Risiken vorhanden sind.«<sup>33</sup> Vielmehr konnte diese mit Nobelpreisen prämierte Verwandlung von Ratespielen in Finanzwissenschaft die Wirksamkeit unbestimmter Zukünfte und damit die Zeitdimension überhaupt amortisieren. Sofern sich – am Leitfaden von Normalverteilungen, Mittelwerten und Gauß'schen oder Glockenkurven – die Streuung künftiger Ereignisse nach der Variationsbreite vergangener Unvorhersehbarkeiten bemisst und künftige Risiken sich analog zu bestehenden verhalten sollen, werden die Geschäftsroutinen der Finanzmärkte davon getragen, dass sich Zukunftserwartungen in erwartete Zukünfte übersetzen lassen und sich insgesamt eine mehr oder weniger verlässliche Homogenität zwischen künftiger Gegenwart und gegenwärtiger Zukunft einstellen wird. Ungewissheiten sind nicht einfach verschwunden; die Dynamik des Modells aber legt es nahe, dass mit der Ausweitung und der Intensivierung des Markts eine risikoneutrale Welt hergestellt wird, in der eine unbestimmte Zukunft durch die Bestimmbarkeit von Zukunftserwartungen verdoppelt und somit der Gegenwart assimiliert werden kann. Die Übersetzung ökonomischer Daten in integrierbare Systeme leistet die Darstellung einer Welt, die sich im Kontinuum und sanft von Zeitpunkt zu Zeitpunkt bewegt und weder Einbrüche noch Sprünge kennt. In ihr korrespondiert der operative Vorzug des mathematischen Formalismus mit der theoretischen Vorannahme, dass das System selbst regelhaft, homogen, stetig und mit einer inneren Ausgleichstendenz funktioniert. In dieser Hinsicht ist der von Merton, Black und Scholes entwickelte Kalkül als regelrechte Systemallegorie zu verstehen: sofern nämlich, wie der Mathematiker James Yorke einmal bemerkte, bereits die Kodierung einer Systemlösung durch eine Differenzialgleichung den Nachweis regulärer Invarianten verlangt und jeden diskontinuierlichen oder chaotischen Gang ausschließen muss.<sup>34</sup> Jede andere »Lösung« wäre desaströs für den Status ökonomischer Theorie und wenig ergiebig für deren performative Selbstbehauptung.

Trotz einiger Kritik und Modifikationen wurde das Black-Scholes-Modell damit als ein zentrales Funktionselement der Finanzökonomie reklamiert, und mit ihm werden die Annahmen und Aussichten der liberalen oder neoliberalen Oikodizee – die ausgleichende Kraft von Wettbewerb und Preismechanismen – in die alltäglichen Arbeitsprozesse und Geschäftsroutinen eingepflanzt. Es fungiert als technisch implementierte Wirtschaftstheorie und konnte als Muster für die Verwaltung von Risiken überhaupt, als generelle politische Regulierungstechnik begriffen werden. Weil sich mit einem neuen Liberalismus auch die Vision formierte, dass alle Ereignisse und Verhältnisse der Lebenswelt mit einem Marktwert ausgestattet werden könnten – in einer perfekten kompetitiven Welt braucht man nichts als den Preis der Dinge zu kennen –, kann ein differenzierter, gleichsam molekularer Markt mit *securities*, Optionen und Derivaten jede mögliche Zukunft absichern und noch einmal eine Art irdischer Providenz garantieren. Der konzeptionelle Rahmen der Finanzindustrie kann also dazu benutzt werden, »das Risiko in einem weiten Spektrum von – finanziellen und nicht-finanziellen – Anwendungen zu bewerten und mit Preisen zu versehen«; und angesichts »ungewisser Zukünfte« wird mit der Universalisierung »optionsähnlicher Strukturen« die Utopie eines alles umfassenden und alles ausgleichenden Marktes in Aussicht gestellt.<sup>35</sup>

Der neue Finanzkapitalismus verspricht damit nicht weniger als eine Demokratisierung der Finanzwelt und eine Ordnungsgestalt, die – ausgestattet mit konzisen theoretischen Modellen, optimierten Finanzprodukten und digitalen Technologien – besser als die utopischen Sozialismen des neunzehnten Jahrhunderts sozialen Ausgleich zu bewerkstelligen vermag. Das prägt den neuerdings erhobenen visionären Ton in der Finanztheorie: »Wir müssen die Finanzwelt demokratisieren und die Vorteile der Kundschaft von Wallstreet zu den Verbrauchern von Wal-Mart bringen. Wir müssen die Reichweite des Finanzwesens über unsere größeren Finanzkapitalien hinaus auf den Rest der Welt ausdehnen. Wir müssen das Gebiet der Finanzen über das des materiellen Kapitals hinaus auf das des Humankapitals ausdehnen und diejenigen Risiken absichern, die unser Leben wirklich betreffen. Glücklicherweise können die Prinzipien des Finanzmanagements nun soweit ausgedehnt werden, dass sie die Gesellschaft als Ganzes einschließen. Und wenn wir als Gesellschaft gedeihen wollen, muss das Finanzwesen für uns alle da sein – auf tiefgreifende und fundamentale Weise. Die Demokratisierung des Finanzwesens bedeutet eine wirksame Lösung des Problems willkürlicher ökonomischer Ungleichheit, d.h. einer Ungleichheit, die nicht mit rationalen Gründen in Form von Unterschieden in Leistung oder Begabung gerechtfertigt werden kann. Das Finanzwesen kann darum zur Beschäftigung mit einem Problem gebracht werden, das utopische oder sozialistische Denker seit Jahrhunderten umtrieb. Und sicher war finanzökonomisches Denken mit Blick auf die Reduktion zufälliger Ungleichheiten im Einkommen scharfsinniger als die meisten anderen Traditionen. Ausgestattet mit modernen digitalen Technologien können wir diese finanzökonomischen Lösungen nun Wirklichkeit werden lassen.«<sup>36</sup>

Ende der Geschichte

Mit der Entgrenzung von Finanzmärkten und mit der Eröffnung von »internationalen Märkten für Humankapital« wird – akzentuiert durch eine Rhetorik der Expansion – eine projektive und flexible Anpassung von Gesellschaften an kontinuierliche Risikolagen vollzogen. Darin lässt sich wahrscheinlich eine Reform älterer Vorsorge- und Wohlfahrtsstaaten und die Entstehung eines neuen Formats verzeichnen, das nicht nur den Titel einer Wettbewerbsgesellschaft, sondern auch den einer modularen Risikokultur verdient. In dieser Ordnung gibt es weder Klassen noch Parteien, sondern nur das Band finanzieller Beteiligungen und ökonomischer Partner. Das soziale Feld wird eingebettet in die Dynamik des Finanzkapitals. Diese Wendung erinnert einerseits daran, dass politische Ökonomie seit Adam Smith stets moralphilosophisch inspiriert war, und mit der Durchsetzung neuester Finanztechniken vollzieht sich auch ein Akt praktischer Vernunft: Wie keine andere soziale Erfindung kann das filigrane Netz innovativer Finanzprodukte für die Verwirklichung einer »distributiven Gerechtigkeit« in allen Lebenslagen sorgen.<sup>37</sup> Andererseits wird deutlich, wie sich im Kern finanzökonomischer Systemideen noch einmal die Ansprüche älterer Versuche in der Theodizee wiederholen. Denn die unterstellte Effizienz der Finanzmärkte bringt es mit sich, dass man sich deren Weltverhältnis nur als fortlaufende Optimierung von Weltverhältnissen vorstellen kann. Das bedeutet etwa, dass einzelne Anomalien und Krisen nicht als Einwände gegen die wohltätige Funktionsweise des Ganzen gelten können: »Es wäre absurd, das ganze System wegen ein paar Pannen und Pleiten zu verwerfen.« Und das bedeutet ebenso, dass die unerfreulichen Fälle eines *moral hazard*, d.h. eines spekulativen Fehlgriffs, in diesem System entweder ausgeschlossen oder bloß dem vereinzelt Tun vereinzelter Täter zuzurechnen sind.<sup>38</sup> Was nicht funktioniert, beweist nichts gegen die Funktionsweise des Systems. Schließlich konnte aus der Perspektive dieser Ordnung die Zukunft nur als unendlich absehbar und somit als fehlende Zukünftigkeit erscheinen: Mit *risk-offsetting investments* und der fortlaufenden Verwertung künftiger Risiken wird eine Art posthistorischer Zustand entworfen, der zwar molekulare und zufällige Bewegungen, aber keine historische Kardinalbewegung mehr kennt. Dies behauptet jedenfalls die jüngste Reformulierung des Gleichgewichtstheorems. Mit ihr ist nicht nur ein dynamischer Ausgleich in Aussicht gestellt, sondern insbesondere eine Ausbalancierung zwischen der Ungewissheit gegenwärtiger Zukünfte mit den Erwartbarkeiten künftiger Gegenwart – ein effizientes Herauskürzen der Wirksamkeit und der Kräfte des temporalen Verlaufs.

Es überrascht daher nicht, dass finanzökonomisches Denken immer wieder und fast zwangsläufig der Versuchung erliegt, ein Ende der Geschichte zu denken. So wollte etwa der Ökonom und spätere Wirtschaftsberater des Präsidentschaftskandidaten John McCain, Kevin Hassett, in einem skurrilen Beweisverfahren demonstrieren, dass sich auf den amerikanischen Finanzmärkten des zwanzigsten Jahrhunderts keine Weltkriege und keine Wirtschaftskrisen, keine Deportationen und keine Massenmorde, keine Korea- oder Vietnamkriege, sondern einzig und allein steigende Renditen ereigneten und dass auch in



## Fünftes Kapitel

### Ökonomische und soziale Reproduktion

*oikonomía*

Es besteht kein Zweifel daran, dass auch die neoklassische Finanz- und Wirtschaftstheorie mit Stabilitätsannahmen und unter der Voraussetzung von Gleichgewichtsmodellen operiert, die man deterministisch nennen kann. Die Ordnung dieser Oikodizee ist von einem dynamischen Gleichgewicht geprägt, in dem der atomisierte Wettbewerb auf den Finanzmärkten eine Zirkulation des Risikos initiiert und eine Balance zwischen der Ungewissheit gegenwärtiger Zukünfte und den Erwartbarkeiten künftiger Gegenwarten in Aussicht stellt. Mit einem Neologismus lässt sich darin eine ›Finanzialisierung‹ verzeichnen, die sich durch die prominente Bedeutung von Kapitalumsatz und finanzökonomischen Motiven, durch die Wirksamkeit der entsprechenden Industrien, Instrumente, Akteure und Institutionen, durch die Inklusion immer neuer Teilnehmer, durch das wachsende Volumen von Finanzprodukten und deren Renditen, durch die Privilegierung von Finanzmärkten überhaupt charakterisiert. Dieser Horizont umreißt ein System von Verbindlichkeiten, in dem die temporale Struktur von Finanzkontrakten das Maß von Vertragsförmigkeit und sozialer Bindung diktiert. Es gilt die Figur eines neuen *contrat social*.<sup>1</sup> Damit wird zugleich auf eine Dynamik gesetzt, in der die Reproduktion von Finanzkapital – die Herrschaft seiner Rhythmen, Perioden und Mechanismen – zum Modell für alle anderen ökonomischen, sozialen und kulturellen Formen der Reproduktion werden soll. Die neue Oikodizee verspricht jedenfalls, mit den von ihr gesetzten Relationen, Ereignisgestalten und Verkehrsformen eine Blaupause für die Kodierung des sozialen Bands bereitzustellen.

In diesem Unternehmen ist durchaus eine Problemlage erkennbar, deren konsequente Beschreibung, deren theoretische und begriffliche Fassung auf ältere Schauplätze politischen Denkens verweisen. Es wäre an eine Vorgeschichte in der Verhandlung jenes ökonomischen Schicksalsglaubens zu erinnern, mit dem Wirtschaft und Gesellschaft auf dieselben Zeugungsgesetze verpflichtet werden. Denn die berühmten Überlegungen aus dem Ersten Buch der aristotelischen *Politik* über die zweckmäßige Ordnung der *pólis*, über die Rolle von *oikonomía*, Erwerbskunde und Geldfunktion lassen sich als Beitrag zu einer politischen Unterscheidungskunst verstehen, die das Geschick des politischen Wesens eben daran misst, nach welchen Mechanismen sich dessen innere Strukturen erhalten und fortpflanzen. Hier geht es nicht nur um die notorische und folgenreiche Ausgrenzung von Geldwirtschaft bzw. Chrematistik aus dem Bezirk des Politischen, deren Resonanzen über die Scholastik bis weit in die neuzeitliche politische Ökonomie hineinreichen. Genauer noch handelt es sich im aristotelischen Programm um die Demonstration einer Unterscheidung oder Grenzziehung, die ganz unmittelbar die Gestalt divergierender Reproduktionsformen betrifft.

So ist hinreichend bekannt, wie sich bei Aristoteles die naturgemäße Ordnung der *pólis* konstituiert. Hier verwirklicht sich das Leben-in-Gemeinschaft, die gemeinsame Teilhabe oder *koinónia politiké*, zunächst im *oikos* oder in der Hausgemeinschaft, das Leben der versammelten Häuser wiederum in der Zwecksetzung des politischen Lebens, in der *autárkeia* und *eudaimonía*, im selbstgenügsamen und im guten bzw. vollendeten Leben der *pólis*. Das politische Band ist damit nicht nur Ursprung oder Ziel (*télos*) jeder gemeinschaftlichen Form, es ist nicht nur Endpunkt einer Bewegung, durch die sich die Teile zu einem politischen Ganzen (*syntheton*) fügen und darin ihrer natürlichen, d.h. teleologischen Bestimmung folgen. Diese politische Teleologie bringt es auch mit sich, dass die Belange des häuslichen Wesens, die Ökonomik oder *oikonomía* samt den damit verbundenen Tätigkeiten des Herbeischaffens, des Erwerbs und der Versorgung, der politischen Zwecksetzung untergeordnet sind und eingebettet bleiben in der Form des Gemeinsamen. Die *oikonomía* ist zwangsläufig Teil der *politiké* oder nicht existent. Für das aristotelische *zōon politikón* gibt es eine ›oikonomische‹ Aktivität daher nur, sofern sich in und mit ihr die Natur, also die immanenten Zwecke des politischen Bands reproduzieren. Das politische Tier ist nur als politisches ökonomisch.<sup>2</sup> Und was hier als Wirtschaft figuriert, erweist sich – wie man das immer wieder als Merkmal von ›vormodernen‹ Wirtschaftsweisen festgehalten hat – als unselbständig, kennt keine eigenen Gesetze und Mechanismen und fügt sich nahtlos den Bedingungen zur Erhaltung des sozialen bzw. politischen Guts.

Vor diesem Hintergrund nimmt allerdings die aristotelische Analyse der *oikonomía* einen ebenso vorhersehbaren wie prekären Verlauf. Wie nämlich die Häuser (*oikía*) als zweckmäßige Teile der *pólis* und die

Praktiken der *oikonomía* wiederum als Bestandteil der Politik figurieren, so lassen sich in der *oikonomía* selbst wiederum ein analoges Zusammenspiel von Teilen und Ganzem und die Bahn einer teleologischen Orientierung verzeichnen. Demnach werden nicht nur herrschaftliche, eheliche und väterliche Verhältnisse (*despotiké, gamiké, patriké*) als Teile der *oikonomía* ausgemacht; es stellt sich vor allem die Frage, in welchem Verhältnis die Erwerbskunst (*ktētiké*) – und mit ihr die Aspekte des Tausches (*metablētiké*) und des Gelderwerbs (*chrēmatistiké*) – zur Führung des Haushalts und zu dessen Zwecksetzungen steht, ob und wie jene Tätigkeiten gleichursprünglich mit der *oikonomía* oder konstitutive Teile von ihr oder ob sie bloß untergeordnete Momente sind. Und hier vollzieht sich im aristotelischen Argument eine dramatische Abzweigung oder Aberration. Denn einerseits kann von einer naturgemäßen Erwerbskunst, die sich wiederum als Teil in die Natur der *oikonomía* und somit der *pólis* fügt, nur dann gesprochen werden, wenn sie sich auf jenen »wahren Reichtum« bezieht, der seine Grenze in der Behebung des Mangels, im Bedarf, im Gebrauch und Verzehr findet und das »zu einem zweckentsprechenden Leben genügende Maß« respektiert. Als zweckmäßiger Teil der Ökonomik oder Politik wird erworbener Besitz (*ktésis*) durch seine Verwendung erschöpft. Wie jedes Mittel seine natürliche Grenze im Zweck erfährt (nur die Zwecke selbst können grenzenlos sein), so erhalten alle äußeren Güter ihre inhärente Limitierung im ›oikonomischen‹ oder haushälterischen Gebrauch. Sie erfüllen ihren Zweck in der Subsistenz eines guten Lebens oder des Lebens überhaupt und erliegen darin dem Gesetz ihrer Endlichkeit. Damit harmonieren noch ein spezifischer Tauschhandel und Geldgebrauch: Sofern alle Tauschakte in der Behebung des Mangels und der Garantie eines selbstgenügsamen Lebens erlöschen, sofern sie überdies dem Maß eines gerechten Tausches, d.h. einer angemessenen Zuteilung und dem Band der Gegenseitigkeit entsprechen, können derartige Operationen mit gutem Recht noch zweckmäßig oder naturgemäß genannt werden. Der Bedarf und der am Bedürfnis orientierte wechselseitige Austausch konstituieren, unterstützen und befördern das politische Band.<sup>3</sup> Das bedeutet schließlich die Herrschaft einer zyklischen Zeit, die sich – wie nach dem Spruch des Anaximander – durch ihre Wiederkehr, durch den Kreis von Erwerb und Verbrauch, Werden und Vergehen auszeichnet. Das gemeinschaftliche Band der *pólis* reproduziert sich im sublunaren Zyklus der Natur.

#### Chrematistik

Andererseits aber wird gerade hier, in der Analyse der Ökonomik und der zugehörigen Erwerbskunde, das Moment einer teleologischen Verwirrung identifiziert, die das Verwandte fremd, das Gleiche unähnlich werden lässt und eine kritische Verzweigung in der Anordnung der Zweckreihen vollzieht. Die Anwendung des Selben führt eine fundamentale Verschiedenheit ein und bewirkt eine Gegenläufigkeit zu ihrer ursprünglichen oder natürlichen Tendenz. Denn im Dazwischentreten von Tauschhandel und Geld kann man nicht nur, nach Aristoteles, die Reaktion auf eine Erweiterung der Gemeinschaft und auf eine örtliche Ausdehnung von Erwerbspraktiken erkennen; und sie bewirken nicht nur eine vorübergehende Unterbrechung im geschlossenen Kreis der *autárkeia*, einen kurzfristigen Aufschub zwischen Erwerb und Verbrauch. Das kanonisch gewordene Argument des Aristoteles lautet vielmehr, dass gerade die Intervention der Geldfunktion eine ruinöse Eskalationsbewegung auslöst, mit ihr einen generischen Wechsel erzeugt und eine »andere Art« (*eídōs*) von Erwerbskunst ermöglicht, ein Vexierbild und eine eigentümliche Zwittergestalt. Während dieses Geschäft, der gewerbsmäßige Tausch oder Kramhandel (*kapēliké*) – ergiebige Reservoir aristophanischen Komödienpersonals – noch in der *pólis* verortet und im Band der Gemeinsamkeit begründet ist, werden in ihm die beweglichen Güter und Besitztümer auf eigentümliche Weise ungleich zu sich selbst. Ein Schuh etwa kann zum Anziehen, zudem als Tauschmittel benutzt werden, er lenkt aber in dieser zweiten Verwendung vom Zweck seines Gemachtseins ab und findet eine verdrehte Verwirklichung schließlich in der Institution des Geldes (*nomisma*). Auch wenn die Verwendung von Tauschmitteln – seien es Schuhe, Metalle oder geprägte Münzen – nicht an sich selbst ›naturwidrig‹ ist, liegt deren kritischer Charakter doch darin, dass mit ihnen dasselbe Gut zwei radikal unterschiedene und doch verwechselbare Verwendungsweisen ermöglicht und erstens eine Beschaffung zwecks Verbrauch, zweitens aber die Erzielung von Handelsgewinn umfasst. Im Tauschmittel, im Geld wird eine Vertauschung von Mittel und Zweck eingeräumt, das Mittel zum Ziel, das Werkzeug zum Werk verkehrt. Es werden äußere Güter nicht allein dem Ziel ihres Gebrauchs, sondern dem Zweck der Gewinnung äußerer Güter, also dem Umsatz von Mitteln oder Geld zugeführt. Hier wird aus dem Schuh kein Schuh mehr; und hier geschieht die prekäre Formänderung, eine Abzweigung, die man auch Parebase, eine Abdrift vom richtigen und natürlichen Weg nennen könnte. Im Mittel selbst ist seine

Verdrehung zum Zweck und somit eine Scheinhaftigkeit angelegt, die Handel mit Handel, die Komplettierung des Bedarfs und die Erzeugung von Gewinn in ein und derselben Operation verwechselbar macht.

Und gerade in dieser Ununterscheidbarkeit des Geschiedenen entscheidet sich das politische Geschick. Denn das ist die Abdrift oder Verirrung, die sich im Gelderwerb (*chrēmatistikē*) vollzieht: Er findet seine Grenze nicht mehr in Bedarf oder Gebrauch, er wird vielmehr auf eine innere Grenzenlosigkeit umgebogen, in der die zweckmäßige Verwendung von Mitteln die Vermehrung von Mitteln bezweckt.<sup>4</sup> Mit der Verfolgung des Gelderwerbs sind dem Einsatz von Mitteln, also dem Gelderwerb, keine Grenzen gesetzt. Die Chrematistik ist unbegrenzt hinsichtlich ihrer Zwecke wie ihrer Mittel zugleich und somit durch ihre innere Maßlosigkeit bestimmt. Die Einheit der Erwerbskunst ist aufgebrochen, die ›oikonomische‹ Tätigkeit wird in der Chrematistik von einem unheilvollen Doppelgänger heimgesucht oder travestiert. Die Widernatur ist aber aus der naturgemäßen Entfaltung der Dinge selbst hervorgegangen, und diese Verwechslung bzw. teleologische Verwirrung wird im Ersten Buch der aristotelischen *Politik* in der ambivalenten und schwankenden Semantik des Begriffs *chrēmatistikē* dokumentiert. Während er zunächst, im dritten Kapitel, das Ganze der Erwerbskunst als Teil der *oikonomía* und somit die Herbeischaffung lebenserhaltender Dinge (*chrēmata*) bezeichnet, wird er später, nämlich im zentralen neunten Kapitel, im ›eigentlichen‹ Sinn für den Spezialfall des Gelderwerbs bzw. der gewinnsüchtigen Erwerbskunst verwendet, die der Natur der *oikonomía* widerspricht – um sich schließlich im zehnten Kapitel wieder auf den Begriffsumfang von Erwerbsweisen überhaupt zu beziehen: eine signifikante Oszillation, die den Charakter der Chrematistik eben widersprüchlich, d.h. sowohl natürlich wie nicht-natürlich erscheinen lässt.<sup>5</sup>

Dunkle  
Entelechie

Diese weniger historische als entwicklungslogische Entfaltung der Erwerbskunst, die von der Herbeischaffung des beweglichen Guts über den Tausch bis zum Geldverkehr führt, wird bei Aristoteles nicht nur in strenger Analogie zur Entwicklung des politischen Bands – von *koinōnía* über *oīkos* zur *pólis* – präsentiert, sie führt vielmehr an einen Umschlagspunkt heran und stellt die politische Teleologie auf den Kopf; und in der Geldfunktion, in der Ersetzung unbegrenzter Zwecke durch grenzenlose Mittel, gewinnt die Chrematistik die Gestalt einer pervertierten oder dunklen Entelechie. Wenn Aristoteles diese Schrankenlosigkeit dann als manifeste Naturwidrigkeit (*parà phýsis*) anspricht, so ist damit zunächst ein Ausbruch aus den politischen Zweckreihen, eine Verwerfung gemeinschaftlicher Teilhabe und eine Depolitisierung des politischen Bands gemeint. Die Proportionen des Gemeinsamen werden verwirrt. Denn mit dem in der Chrematistik implizierten unbegrenzten Streben – das überdies dem aristotelischen Begriff des Strebens zuwider läuft – wird die gegenseitige Teilhabe im Menschenverkehr nicht mehr am jeweiligen Bedarf und nicht mehr am Gut eines vollendeten Lebens, sondern am wechselseitigen Gewinn endloser Güter ausgerichtet; und die aristotelische *Ethik* wollte darum »Gewinnsucht« und »Unersättlichkeit« nicht einfach auf bestimmte und lokale Laster wie etwa Zügellosigkeit, Feigheit oder Zorn zurückführen, sondern als »Ungerechtigkeit« schlechthin, d.h. als Angriff auf das Gesetz der angemessenen Teilhabe oder Gegenseitigkeit begreifen. Die Chrematistik sprengt das Format der Tauschgerechtigkeit, sie unterminiert die naturrechtliche Verankerung des Gemeinwesens, sie dezentriert das auf die Mitte (*mésos*) und auf die Verhältnismäßigkeit aller Mittel bezogene Band der *koinōnía*. Und sie eröffnet den Abweg eines stets ungleichen Tausches und somit ein Losreißen von Recht und Gesetz, sie öffnet den Weg in einen Bezirk, in dem die Vollkommenheit des politischen Tiers seinen »schlimmsten« – und das heißt auch: tyrannischen – Möglichkeiten begegnet.<sup>6</sup> Die symbolische Bindung der Tauschrelation erfährt eine diabolische Wendung.

Vor allem aber rührt die Entfaltung der Chrematistik an eine Dimension, in der sich der Sturz der Naturordnung überhaupt und mit ihr ein Bruch im ontokosmologischen Kreis abzeichnet. Denn am Kulminationspunkt der chrematistischen Eskalation steht eine Art künstlicher Fortpflanzung, die im Geld- oder Wuchergeschäft, im profitablen Geldverleih (*obolostatikē*) ein sich selbst gebärendes Geldmittel hervorbringt – ein »Junges« oder »Gezeugtes« oder schlicht »Zins« (*tókos*), mit dem sich das Geld an sich selber vermehrt, sich selbst forzeugt und reproduziert. Auf ähnliche Weise hatte bereits Platon von den Zinsen als »den Sprösslingen (*tókoι*) des Vaters ›Geld‹« gesprochen. Die Eigenbewegung dieser äußersten Form, so heißt es bei Aristoteles, führt tatsächlich nicht mehr in die Logik des einfachen Tausches oder Erwerbs zurück. Die Rückbiegung in die naturgemäße Ordnung von *oikonomía* und *pólis* ist durchkreuzt. Bei Geldgeschäften vermehrt der Zins

vielmehr das Geld, »daher hat er ja auch diesen Namen (Gezeugtes oder *tókos*), denn das Erzeugte gleicht dem Erzeuger. Zins aber ist Geld gezeugt von Geld.«<sup>7</sup>

Es handelt sich hier also um eine monströse Filiation, die zwangsläufig die »widernatürlichste« Spielart der Erwerbskunst auszeichnet, die Natur selbst denaturiert und sich der grenzenlosen Selbstreproduktion von Mitteln verschreibt. Der Kreis von Erwerb und Bedarf ist endgültig aufgebrochen, die widernatürliche Prokreation in schöpferische Konkurrenz zur Naturordnung und zu ihren Reproduktionszyklen getreten, und sie diktiert schließlich ihr eigenes Regime der Zeit. Wenn nämlich das Drängen der Chrematistik eine Progression ins Unendliche und Grenzenlose (*ápeiron*) vollzieht, wenn sich Geld durch sich selbst in unendlicher Serie vermehrt, so ist die Zeit nicht mehr den Kardinalpunkten untergeordnet, über welche die periodischen Bewegungen, die Zyklen der *phýsis*, das Entstehen und Vergehen der Wesen und Dinge verlaufen. Die Zeit ist aus den Fugen, sie ist aus den Angeln gehoben und aus ihrer Krümmung geraten. Die konkrete und dem Bedürfnis subordinierte Zeit wurde durch eine offene und lineare ersetzt, durch eine im-perfekte (*atelés*), abstrakte und äußerliche Zeit der Zeiten ohne Wiederkehr, in der sich die Macht der Zukunft manifestiert. Mit der Konvertierung der Zeit in die prokreative Kraft der Geldform hat sich eine Subversion der natürlichen Zeitlichkeit eingestellt, eine autonome und leere Form der Zeit, messbar und »münzbar«, eine Zeit ohne Eigenschaften und ohne konkrete Qualität: »Chrematistischer Tausch ist ein Austausch, der die Zeit mit einem Preis zu versehen scheint, da er wesentlich aus einem Tausch zwischen verschiedenen Zeitpunkten besteht.«<sup>8</sup> In der Verzinsung ist die Zeit – als Maßstab schieren Verstreichens – Geld geworden. Ließe sich hier tatsächlich von einer Geld-Zeit oder Kapital-Zeit sprechen, so wirkt in ihr eine Deregulierung, eben jene teleologische Abdrift, die das Selbe in einen Abgrund an Unähnlichkeit stürzt und ein »Gespenst« dessen erzeugt, »was nicht in sich zurückkehrt.«<sup>9</sup> Das ist der Fluchtpunkt jener Verwirrung, deren Dramatik das Erste Buch der aristotelischen Politik gewidmet ist: In der schrankenlosen Fortzeugung des Gelds und seiner Sprösslinge hat sich eine gespenstische Verdoppelung oder Travestie der Naturordnung eingerichtet, es wurde eine erratische Bewegung freigesetzt, welche die innere Dynamik im Wachstum und im Erhalt des politischen Wesens pervertiert.

#### Namenloses Geschäft

Sowenig man in den aristotelischen Analysen von Ökonomik, Tausch und Geldform eine Vorläuferschaft neuzeitlicher oder moderner politischer Ökonomie reklamieren kann, so sehr haben sie eine ergiebige, sachliche und begriffliche Differenzierung vorgeführt, die nicht zuletzt unterschiedliche Materialitäten in der Herstellung und Reproduktion des gemeinschaftlichen Bands gegeneinanderhält. Der »natürlichen« Fortzeugung des politischen Wesens tritt die »künstliche« des Geldverkehrs gegenüber. In den chrematistischen Verfahren werden Momente einer Ent-Bindung oder Desaffiliation manifest, die eine Herauslösung aus der Architektur von Ökonomik und Politik bewirken. Sie entwickeln eigene Bewegungsgesetze, entfalten eine desintegrative Kraft, treten der politischen Lebens-Form gegenüber oder höhlen sie aus. Der »abwegige« Geldgebrauch stellt also einen zwangsläufigen Ruin der *pólis* und ihrer Gemeinschaftsform in Aussicht und mag daran erinnern, dass sich in der aristotelischen *Politik* eine Zeitgenossenschaft zum Niedergang des attischen Gemeinwesens im vierten Jahrhundert manifestiert. Der Philosoph der *pólis* tritt hier im Augenblick ihrer Auflösung auf den Plan, sein Moment ist die Deterritorialisierung des politischen Terrains. Zudem lässt sich darin die Resonanz einer allmählichen Verstetigung von Marktgeschehen und Fern- bzw. Seehandel (*emporía*) im Umkreis der antiken Stadtstaaten erkennen. Während die homerische Dichtung kein Wort für den Handel kannte und im *préktēres* allenfalls einen Handelnden, einen Macher oder *dealer* mit einer Nähe zu freibeuterischen Machenschaften umschrieb, und während noch Platon anriet, Städte nicht am Meer, sondern achtzig Stadien entfernt davon anzusiedeln, um Abstand zu den unzuverlässigen, promiskuitiven Verkehrsformen der Handelsplätze zu halten, lassen sich seit dem vierten Jahrhundert ein entstehender Markthandel – wie auf der attischen *agorá* – und zudem Erleichterungen und gesetzliche Garantien für fremde Händler (*díkē emporikē*) verzeichnen. Die aristotelische Analyse der Chrematistik wäre somit von einer gewissen Perplexität gegenüber der befremdlichen Neuheit kommerzieller Praktiken und einer damit verbundenen Krise der Institutionen geprägt – auch hier eine Erinnerung daran, dass sich kommerzieller Markthandel keineswegs als allmähliche Evolution aus lokalen und eingebetteten Wirtschaftsweisen begreifen lässt.<sup>10</sup>

Dieser Befund ist durchaus generalisierbar. Wie nach Benveniste in den indoeuropäischen Sprachen kein besonderer Name und keine positive Definition für Handelsgeschäfte nachweisbar sind, diese Geschäftsformen

offenbar außerhalb aller Gewerbe, außerhalb aller Praktiken und aller Techniken liegen und sich als bloßes »Beschäftigtsein« und »Zutunhaben« charakterisieren (wie im lateinischen *neg-otium*, dem schieren »Fehlen von Muße«), so weiß auch die Wirtschaftsgeschichte, dass Märkte im kommerziellen Sinn meist am Rande der Städte und oft in Zusammenhang mit Feldzügen, mit kriegerischen oder räuberischen Aktionen und den damit verbundenen riskanten Unternehmungen entstanden sind.<sup>11</sup> Es gibt jedenfalls keinen Hinweis darauf, dass – wie es moderne Wirtschaftslegenden nahelegen möchten – kommerzielle Praktiken, Marktbeziehungen und merkantile Mentalitäten gleichsam organisch aus bedarfsorientierten Wirtschaftsweisen erwachsen wären. Lokale Ökonomien waren durch das Fehlen von Marktwirtschaften und marktökonomischen Beziehungsgeflechten charakterisiert, und deren Entstehung blieb bis ins Mittelalter mit einem Außen politischer Gemeinschaften und nicht zuletzt mit der Signatur des Ungebundenen und Fremden – in jedem Wortsinn – verknüpft.

In den aristotelischen Untersuchungen ist also eine Bruchlinie vorgezeichnet, an der entlang in einer weitläufigen abendländischen Kultur- und Diskursgeschichte immer wieder die Frage erschien, ob, wie und mit welchen Konsequenzen die Gesetzmäßigkeiten ökonomischer und marktförmiger Reproduktionen mit den Prinzipien der Weltordnung und mit den Gesetzen der Selbsterhaltung politischer und sozialer Einheiten interferieren. Seit der Scholastik etwa ist die Zeit der Chrematistik in Konkurrenz zur Schöpfungszeit, zum speziellen Eigentum Gottes getreten, sie hat mit irdischer Unaufhörlichkeit und künstlicher Nachkommenschaft blasphemischen Charakter gewonnen. Und wie umständlich und komplex das Verhältnis zwischen alteuropäischen Wucherverboten und Kapitalbedarf gewesen sein mag, wie durchlässig die Grenzen zwischen christlicher Welt und Marktprozessen tatsächlich erschienen – aus Reibungsverhältnissen dieser Art und nicht zuletzt aus einer theologischen Umschrift des Aristotelismus sind verschiedene markante Gestalten hervorgegangen, die als verworfene, lasterhafte, parasitäre oder schlicht spukende Personifikationen den prekären Status von Geldwirtschaft, Geldkapital und Zinsnahme verkörpern mussten. Dem Spektrum einer trifunktionalen Gesellschaft, das – bestehend aus Priesterschaft, Bauern und Krieger- bzw. Rittertum – Georges Dumézil und Georges Duby für das mittelalterliche Abendland nachgewiesen hatten, wird eine weitere und vierte Spezies hinzugefügt, die, wie es einmal hieß, nicht an der Gemeinschaft und an der »Arbeit der Menschen« teilhat.<sup>12</sup> Sie ist ein Gegenstück zur Autochthonie. Ihre vielfältigen Variationen, die vom aussätzigen Wucherer des Mittelalters bis zur antisemitischen Denunziation eines »jüdischen« Finanzkapitals reichen mögen, wiederholen allerdings nicht nur das notorische Stigma des Fremden, Ortlosen oder Verbannten. Mit ihnen ist zudem eine weitläufige Verhandlung von Fertilitätssemantiken und damit eine Reflexion von Reproduktionsleistungen in abendländischen Gesellschaften verknüpft.

#### Geld und Fruchtbarkeit

Vor diesem Hintergrund lassen sich ganz allgemein zwei komplementäre Entwicklungslinien oder historische Spuren nachzeichnen, die sich in zahlreichen Divergenzen, Konvergenzen oder Überschneidungen zueinander verhalten. Auf der einen Seite stehen Schöpfungstravestie, eine Zeugung *contra naturam* und artifizielle Fortpflanzung im Geldkapital für eine emsige Unfruchtbarkeit, die etwa dem Wucherer in Dantes Hölle einen Platz neben dem Sodomiten reservierte oder in Gestalt von Shylocks sterilen Dukaten aus Shakespeares *Kaufmann von Venedig* wiederkehrte.<sup>13</sup> Auf der anderen Seite und umgekehrt konnten bereits seit der frühen Neuzeit endlose Geld-Filiationen zur Chiffre für die Wirksamkeit prokreativer Kräfte insgesamt werden. Ein unerschöpflicher Geldbeutel hatte etwa in einem der ersten deutschen Prosaromane, im *Fortunatus* von 1509, nicht nur vielfältige Welterfahrungen des Protagonisten und somit eine Romanerzählung überhaupt generiert. Seine Besonderheit bestand vor allem auch darin, dass sich sein Reichtum ganz unmittelbar sexuiert und mit konkreten Reproduktionsideen verknüpft: Unversiegbar werden seine monetären Kräfte, so heißt es in diesem wohl aus den Handelsstädten Augsburg oder Nürnberg stammenden Text, nur bleiben, solange mit ihnen einmal im Jahr einer mittellosen Jungfrau zur Mitgift und somit zu Heirat und Nachwuchs verholfen wird und überdies der glückliche Besitzer des »Glückseckels« sein eigenes Geschlecht fortzupflanzen vermag – eine durchaus auffällige Affiliation von Zeugungsauftrag, genealogischer Dauer und Geldkapital. Die Beziehungsqualität des Geldes hat die aristotelische bzw. scholastische Disjunktion von Geld *oder* Leben in eine Konjunktion von Geld *und* Leben transformiert, die Fortzeugung des Lebens unmittelbar an die Potenz des Reichtums gebunden.<sup>14</sup> Und es überrascht schließlich nicht, dass und wie diese Verschränkung von Fruchtbarkeit und Finanz 250 Jahre später in einem der berühmtesten Dokumente einer neuen

kaufmännischen Vernunft zum Programm ökonomischer Vitalität und deren prokreativer Macht geworden ist. In der zweiten Ermahnung aus dem *Advice to a Young Tradesman* von Benjamin Franklin – prominenter Referenztext für Max Webers Darstellung des ›kapitalistischen Geistes‹ – lautet das folgendermaßen: »Vergiss nicht, dass Geld von einer zeugungskräftigen und fruchtbaren Natur ist. Geld kann Geld erzeugen, und die Sprösslinge können noch mehr erzeugen, und so weiter. Fünf *Shillings* umgeschlagen sind sechs, wieder umgeschlagen sind es sieben und drei *Pence* und so fort, bis daraus hundert *Pound* werden. Je mehr davon vorhanden ist, desto mehr erzeugt das Geld bei jedem Umschlag, sodass die Profite schneller und schneller steigen. Wer ein Mutterschwein tötet, vernichtet dessen ganze Nachkommenschaft bis in die tausendste Generation. Wer eine *Crown* mordet, zerstört alles, was damit hätte produziert werden können, bis hin zu einer ganzen Schar von *Pounds*.«<sup>15</sup> In diesen Beispielen erhält die Verschränkung von Zeugungskraft und Geld eine geradezu dynastische Qualität – was in Franklins *Crown* als Assoziation einer politischen Souveränitätsfigur überlebt, wurde im *Fortunatus* mit der gleichsam königlichen Insignie des fruchtbaren Geldbeutels illustriert (Abb. 5).

Diese Reihen ließen sich fortsetzen und könnten etwa im neunzehnten Jahrhundert, im Zeitalter von Biopolitik und akkumuliertem Industrie- und Finanzkapital dokumentieren, wie sich die genannten und überaus haltbaren diskursiven Bruchlinien verästeln und überkreuzen, wie sie einen Brennpunkt im Signifikanten des ›Lebens‹ finden, verschiedene Aversions- und Attraktionspotenziale freisetzen und nicht zuletzt zahlreiche Modellerzählungen hervorbringen, die sich als Varianten einer ›Kritik der politischen Ökonomie‹ positionieren: sei es etwa in Balzacs Erzählung *Gobseck* von 1830, in der eine ort-, geschlechts- und bindungslose Kapitalallegorie zum Schluss neue Allianzen stiftet, sich mit einem *ego sum papa* als väterlicher Ursprung von familialen und finanziellen Genealogien gleichermaßen setzt und damit ein doppelt wirksames Filiationskapital erzeugt; oder in Gustav Freytags *Soll und Haben* (1855), wo parasitäres jüdisches Kreditwesen alle idyllischen Verhältnisse auflöst und korrumpiert und nur von deutschem Kapital, von deutscher Kaufmannschaft auf deutschem Grund und Boden, in deutschen Genealogien und Geschäftspraktiken gebannt oder fruchtbar gemacht werden kann – eine wirkungsvolle Allianz von Kapital und Rasse; oder sei es in Emile Zolas Börsenroman *Das Geld* von 1891, der vor dem Hintergrund zeitgenössischer Bankpleiten das Projekt verfolgt, Finanzkapital auf katholische Weise zu rekodieren, und um ein Unternehmen kreist, das am Beispiel des Protagonisten spekulative Praktiken mit sexuellen parallelisiert, auf soziale Fruchtbarkeit und Lebenskraft überhaupt setzt und am Ende doch wieder nur Bankrotte und ›degenerierten‹ Nachwuchs hinterlässt. Die völlig unterschiedlichen Tendenzen und Intrigen aus Erzählungen dieser Art treffen sich in einer *der* Problemstellungen des neunzehnten Jahrhunderts, nämlich in der Frage, wie sich die Bewegungen der Geld- und Kapitalströme am Leben des Gesellschaftskörpers reterritorialisieren, welche psycho-sozialen Typen und Personifikationen daraus hervorgehen, wie sich ökonomische Prozesse und soziale Strukturen wechselseitig durchdringen und dabei verschiedenartige Konfliktlagen und Kreuzungen, Affiliationen und Resonanzverstärkungen erzeugen. Das Insistieren kapitalistischer Wirtschaftsform fordert zur Verarbeitung der Spannungen zwischen konkurrierenden Reproduktionsweisen auf. Der dominante Kode des sozialen Bands und seiner Fortzeugung steht auf dem Spiel.

#### Filiatives Kapital

Derartige Demarkationen, Grenzgestalten und Umwertungen geben also Auskunft darüber, mit welchen Umständen abendländische Gesellschaften sich zu den Dynamiken von Marktgeschehen und Kapitalwirtschaft verhielten. Sie verweisen auf Aversionen oder Adaptionsweisen im Verhältnis zu unterschiedlichen Geburtsszenen des Kapitalismus und artikulieren eine Fern-Nähe, die von kritischen Interferenzen zwischen sozialen bzw. politischen Reproduktionszyklen und ökonomischen Lebensprozessen zeugt. Sowenig sich die Geschichte der Entfesselung abendländischer Wirtschaftskräfte unter einen kontinuierlichen evolutionären Prozess oder unter einen einheitlichen Begriff des Kapitalismus subsumieren lässt, so sehr kann man über die Spielarten unterschiedlicher ›Kapitalismen‹ hinweg – von der Entstehung kommerzieller Märkte über Handelskapitalismus bis zum Industrie- und Finanzkapitalismus – einen elementaren Kern von erstaunlicher Haltbarkeit identifizieren, der vor dem Hintergrund der skizzierten Diskurslagen eine definitorische Konsistenz zu gewinnen vermag. Wie immer man die verschiedenen ›Geister‹ des Kapitalismus bestimmen mochte: als rationale Temperierung irrationaler Triebe, als Trennung von Produktionsmitteln und Arbeitskräften, als privatwirtschaftlich organisierte Marktökonomie, als Dominanz eines

dynamischen Unternehmertums oder als unbegrenzte Kapitalakkumulation mit formell friedlichen Mitteln – im Spektrum der zahllosen Definitionsversuche insistiert jedenfalls eine mehr oder weniger konstante Problemfigur. Demnach müsste die ›kapitalistische‹ Frage oder die Frage nach der kapitalistischen Form stets zweierlei implizieren. Sie unterstellt einerseits, dass sich die Prozesse neuzeitlicher und moderner Wirtschaftsweisen keineswegs nur auf die Dynamik eines geschlossenen Teilsystems im Konzert mit anderen sozialen Teilsystemen beschränken lassen; andererseits verweist sie darum auf jene Schauplätze, auf denen soziale Reproduktionen allgemein mit den Selbstreproduktionen von Kapital und Marktmechanismen im Besonderen verwickelt erscheinen. Ist die Entstehung der modernen politischen Ökonomie mit dem Ende alteuropäischer Ökonomie verknüpft, so erhält die alte Chrematistik einen neuen und privilegierten diskursiven Raum. Von einer kapitalistischen Ökonomie soll dort gesprochen werden, wo die ›künstliche‹ oder chrematistische Reproduktion von Kapitalformen samt ihren Dynamiken und Krisen zum Maß gesellschaftlicher Vitalität geworden ist. Der Kapitalismus wäre demnach kein homogenes System, sondern eine bestimmte Art und Weise, das Verhältnis zwischen ökonomischen Prozessen, Sozialordnung und Regierungstechnologien nach den Mechanismen der Kapitalreproduktion zu organisieren.

Dies entspricht einer marxistischen Intuition. So kann man – im Gefolge der marxschen Analysen – von kapitalistischen Produktionsweisen nur unter der Voraussetzung einer filiativen Kapitalform sprechen. In ihr steht das Handels- und Finanzkapital nicht mehr in losen oder bündnisartigen Verbindungen zu außerökonomischen Produktionsweisen (wie etwa in den diversen neuzeitlichen Allianzen zwischen Handelshäusern und Feudalsystem). Vielmehr geht es um die Frage, auf welche Weise sich die Verflüssigung aller möglichen Eigentumsformen in Kapitalströme einerseits und die Verwandlung aller möglichen Tätigkeiten und Produktionsweisen zur »abstrakten Arbeit« andererseits auf neuer Ebene rekombinieren oder ›affilieren‹. Nur unter dieser Bedingung kann die Selbstreproduktion des Kapitals als jene dominante Maschine begriffen werden, die sich alle Produktivkräfte und Produktionen aneignet und sich als neue »Quasi-Ursache«, als Koordinate für die Selbsterhaltung des sozialen und politischen Bands installiert. Das Kapital hat die Herstellung aller Filiationsbeziehungen übernommen.<sup>16</sup> Zudem wird in diesem Kapital die Differenz zwischen den beiden Geldfunktionen – nämlich Vermittlung zwischen Tausch- und Gebrauchswerten einerseits und Finanzierungsstrom, d.h. zirkulierender Mehrwert im Banken- und Kreditgeld andererseits zu sein – unkenntlich gemacht. In der »maßlosen Bewegung« G–W–G verschwinden die sozialen Bedingungen bei der Produktion von Mehrwert aus der Selbstrepräsentation des Kapitals; der Wert hat »die okkulte Qualität erhalten, Wert zu setzen, weil er Wert ist. Er wirft lebendige Junge oder legt wenigstens goldene Eier.«<sup>17</sup> Die Bewegung des Kapitals erscheint darin als ein sich selbst generierendes Leben, das seine sozialen Existenzbedingungen seiner eigenen Logik unterwirft. Gerade weil sich das soziale Feld im Kapital dadurch repräsentiert, dass es sich nicht repräsentiert, unterliegt es dessen Gesetzen.

Darum aber müssen nach Marx die Bedingungen der Produktion zwangsläufig als Bedingungen der Reproduktion verstanden werden. Die filiativen Qualitäten des Kapitals bringen es mit sich, dass der kapitalistische Produktionsprozess »durch seinen eigenen Vorgang« die »Scheidung zwischen Arbeitskraft und Arbeitsbedingungen«, die Entgegensetzung von Arbeitskräften und Produktionsmitteln und somit seine eigenen »Exploitationsbedingungen« fortwährend und immer von neuem reproduziert: »Der kapitalistische Produktionsprozeß, im Zusammenhang betrachtet oder als Reproduktionsprozeß, produziert also nicht nur Ware, nicht nur Mehrwert, er produziert und reproduziert das Kapitalverhältnis selbst, auf der einen Seite den Kapitalisten, auf der anderen den Lohnarbeiter.«<sup>18</sup> Wie immer historisch diese Wendung im Zeichen eines ›post-industriellen‹ Kapitalismus heute erscheinen mag, mit ihr hat Marx wie kein anderer einen Anschluss an den aristotelischen Theoriebau unter neuen Prämissen vollzogen und in der Frage nach der Logik von Wirtschaftsprozessen auch die Frage nach dem Ort und dem Status einer produzierenden und sich selbst (re)produzierenden Menschen-Form gestellt. Eine strenge ›Kritik der politischen Ökonomie‹ wäre aus dieser Perspektive nicht allein als eine Auflösung der in die ökonomische Klassik eingelassenen Aporien zu verstehen; und sie muss nicht nur als flagrantes Verfahren zur Aufdeckung der in der Wertform verrästelten Entfremdungsprozesse angesehen werden oder als eine Prozedur, die dem Gespenst des Tauschwertes und der Metamorphose der Waren mit einer kritischen Ontologie begegnet. Angeleitet wird sie vor allem durch den Blick auf eine Formation, die sich als ›kapitalistische‹ eben dadurch auszeichnet, dass in ihr jede ökonomische Produktion eine spezifische Aufteilung des sozialen Felds reproduziert. Die Fortzeugung der Kapitalform ist zu einem *fait social total* geworden.

In gewisser Hinsicht haben verschiedene Spielarten der ›neo-klassischen‹ oder ›neoliberalen‹ Schulen diese Lektionen beherzigt und die Ausrichtung der jüngeren politischen Ökonomie radikalisiert. Spätestens seit Mitte des letzten Jahrhunderts wird nämlich ganz direkt nach der Durchsetzung jener Rahmenbedingungen gefragt, unter denen die Gesetze des Markts und der Kapitalwirtschaft mit denen der Reproduktion der Gesellschaft werden harmonisieren können. Marktgesetze, so heißt es, sind nicht notwendig nur auf Marktphänomene bezogen, und insgesamt soll eine »Wirtschaft des Gesellschaftskörpers, der nach den Regeln der Marktwirtschaft organisiert ist, angestrebt werden«. Die Prinzipien einer optimierten sozialen Produktivität setzen ein verstärktes Bedürfnis zur Integration in ökonomische Beziehungsgeflechte voraus, und allgemein geht es um die Einrichtung einer Regierungsform, in der ökonomische Dynamiken die sozialen Lebensprozesse bestimmen. Das betrifft nicht nur den Umbau von Institutionen und den Entwurf einer Axiomatik, deren formale – rechtliche und institutionelle – Gefüge garantieren, dass sich soziale Ordnung nach den Mechanismen der Marktwirtschaft konstituiert und einen Möglichkeitsraum für das Überleben des Kapitalismus schafft. Marktverhältnisse werden vielmehr expansiv interpretiert und sollen sich auf Relationen und Interaktionen überhaupt, auf eine Gesamtheit ›humaner Aktionen‹, auf eine allgemeine Praxeologie erstrecken.<sup>19</sup> Mit der Synchronisierung ökonomischer und sozialer Reproduktionen werden konkrete wirtschaftliche Effizienzerwartungen, aber auch die Hoffnungen auf eine Sozialformation verknüpft, in der sich die Kräfte eines ›nicht-entfremdenden‹ Kapitalismus realisieren. Es geht um eine Rücknahme der im Kapital vermuteten Entfremdungstendenz.

Im Zuge derartiger Überlegungen verliert das Format des älteren ökonomischen Menschen seine Konturen und wird in der Beschränktheit eines *rational fool* erkannt. Einerseits wird nun der *homo oeconomicus* de-anthropologisiert, er wird aus seiner anthropologischen Fassung – die ihn im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert bestimmte – herausgetrieben. Die neuere ökonomische Theorie begreift das Substrat des ökonomischen Menschen nicht mehr als plastische Gestalt mit Begierden, Neigungen und Interessen, sondern als eine bloße Abstraktion, als Fiktion oder als Modell, dessen Entscheidungsspiel für die Abklärung bestimmter Situationen und Problemlagen eingesetzt wird. Der ökonomische Mensch fungiert damit als eine Art theoretischer Sonde, als Testverfahren, mit dem etwa die Funktionstüchtigkeit von Institutionen, von Organisationen, von Kommunikationsformen erprobt und überprüft werden. Er ist von einem mehr oder weniger realen Wesen zu einer heuristischen Figur geworden, zu einem reinen Rollenkonstrukt, mit dem man von Fall zu Fall situationsabhängige Entscheidungsprozesse analysiert. Andererseits aber tritt umgekehrt der unökonomische Restmensch, der ›ganze Mensch‹ als neuer Produktivfaktor auf den Plan. Mit einem jüngsten Innovationsschub und angesichts fallender Profitraten ist man auf ungehobene Ressourcen gestoßen und verlangt von der neueren Ökonomie, dass sie die Grenzen des Ökonomischen selbst überschreite und die Kapitalien der Alltagswelt, der Lebenswelt, der Beziehungswelt erschließe. Es wird eine Art »Vitalpolitik«<sup>20</sup> verlangt, eine Politik des Lebens schlechthin, die auf den Ausgleich von ökonomischen und sozialen Milieus abzielt, die Individuen ganzheitlich, von morgens bis abends, als Familienwesen und Zeugungsanstalten, als liebende und träumende, als gesunde und kranke in Rechnung stellt. Die Ökonomie, oder besser: der Kapitalismus muss stets neu verwirklicht werden und ist gewissermaßen mitfühlend, seelenvoll, sinngebend geworden, er will jedenfalls nicht mehr mit einem rationalistischen Gewinnkalkül allein verwechselt werden.

#### Ökonomischer Imperialismus

Die verschiedenen Neo-Liberalismen kann man damit zunächst, wie Foucault in seinen Vorlesungen zur modernen Gouvernementalität bemerkte, als Programme einer besonderen Regierungskunst verstehen, die nicht direkt auf die Individuen zugreift, sondern viel eher jene Milieus erzeugt, in denen die älteren Formen der Unterwerfung und Disziplinierung obsolet werden. Hat die Disziplinarmacht früher überall Mikro-Gerichte installiert, so geht es nun darum, Mikro-Märkte über das soziale Feld hinweg zu verstreuen.<sup>21</sup> Ökonomisches Regieren zielt auf eine Art effizienter und kontinuierlicher Selbstbeschäftigung, in der der Wettbewerb und seine Abwandlungen das Dickicht der sozialen Beziehungen klärt und durchdringt. Markt- und Wettbewerbsbeziehungen sind nicht mehr punktuell und lokal, sondern auf Dauerhaftigkeit angelegt und der Erwartung verpflichtet, dass durch die Multiplikation neuer expliziter und impliziter Märkte und der damit verbundenen Anreizstrukturen – *incentives* – die komplexen Verhaltensformen von Individuen koordiniert werden können. Das bedeutet zugleich, dass Wirtschaftssubjekte sich nicht bloß als tauschende, als

produzierende oder konsumierende Agenten verhalten, sondern als Unternehmen mit entsprechenden Motivationslagen, Aktionsradien und Strukturgeflechten funktionieren. Haushalte werden als kleine Fabriken, Individuen als Mikro-Unternehmen definiert; und wenn Foucault in dieser Hinsicht von der formierenden, formalisierenden und informierenden Kraft einer Unternehmenskultur für die Gesellschaft sprechen konnte, so geht es weniger darum, die Totalität von Verhaltensformen auf die Anforderungen von Markt und Wettbewerb hin auszurichten, als umgekehrt darum, in der Gesamtheit von individuellen Praktiken und Regelungen, von Projekten, Zielsetzungen und Entscheidungen die Spurenelemente von Marktförmigkeit zu aktivieren. Es geht um die Bewirtschaftung des Alltäglichen und um die »Verallgemeinerung der Unternehmensform innerhalb des sozialen Körpers oder Gewebes«.<sup>22</sup>

Was in diesem Zusammenhang sehr selbstbewusst »ökonomischer Imperialismus« genannt wurde,<sup>23</sup> gewinnt seine Effizienz über die Schwächung funktionaler Differenzierung und kreist seit den 1960er Jahren um die neue Ressource des »Humankapitals«. Wenn man darunter die Gesamtheit von Kenntnissen und Qualifikationen versteht, die die »Doppelfunktion von dauerhaften Produktions- und Konsumgütern übernehmen«,<sup>24</sup> so werden damit zwei wesentliche Dimensionen erschlossen. Über einen Vorstoß in nichtökonomisches Gebiet und die Ausweitung der ökonomischen Analyse auf bisher unbeachtete Faktoren hinaus wird auf der einen Seite die sachliche Entgegensetzung von Kapital und Arbeit unterlaufen und in einem universellen Vermögensbegriff homogenisiert. In ihm erscheinen die Ausbildung, die Formierung und der Einsatz von »Arbeitskraft« als praktiziertes Investitionsgeschehen, als eine der Verkörperungen von Kapital überhaupt und somit als Quelle zur Produktion künftiger Erträge und Befriedigungen. Selbst- und Weltverhältnisse sind zu Investitionsfragen, Lohnabhängige zu »Intrapreneuren« oder »Arbeitskraftunternehmern« geworden. Die »Verbetrieblichung der Lebensführung« ist zudem mit einem neuen Management verbunden, das sich auf die Liquidierung älterer symbolischer Grenzen spezialisiert. Organisationsstrukturen werden verflüssigt, Arbeitsverhältnisse nach dem Muster einer *any time / any place economy* remodelliert, und die tätigen Individuen finden sich als Arbeitsnomaden in einer Grauzone zwischen Häuslichkeit und Büro, Beruf und Privatheit, persönlichen und professionellen Verhältnissen eingestellt.<sup>25</sup> Die entsprechenden Schlagworte bieten einen Überblick, wie sich Wirklichkeit programmieren, d.h. realisieren lässt: Lebenslanges Lernen, Flexibilität, Mobilitätsbereitschaft und die Herrschaft des Kurzfristigen verlangen die Auflösung stabiler Identitäten und reservieren die Zukunft für ein wolkeiges, wandelbares Ich. Kurzfristige Verträge ersetzen dauerhafte Institutionen in professionellen und familiären, kulturellen und sozialen Domänen. Wer die Ratgeberliteratur für Lohnempfänger aufschlägt, wird über das Ende beruflicher Routinen, über das Ende erwartbarer Lebenswege und Karrieren belehrt. Der ältere Auftrag, Lebensläufe als Selbstwertungsprozesse zu verwirklichen, weicht der Aufgabe, sich mit einer Kunst des Anderswerdens zu arrangieren.<sup>26</sup> Der Identitätszwang ist der Empfehlung zum Nicht-Identischen gewichen.

#### Die Saga der Finanz

Andererseits und zwangsläufig werden damit Investitionsgüter und Marktbeziehungen multipliziert. Genetische Ausstattung, Erziehung, Bildung, Wissen, Gesundheit und Familienplanung werden gleichermaßen dem »ökonomischen Ansatz« unterworfen, und als Wissenschaft von menschlichen Verhaltensweisen und Entscheidungen überhaupt bezieht sich die ökonomische Analyse nun auf die Totalität eines sozialen Feldes, dessen Dynamik und dessen Mikrostrukturen sich nach den Kriterien von Knappheit, Wahlzwang und Opportunitätskosten erschließen. Hier lassen sich – nach Gary S. Becker und anderen – »Schattenpreise« für Gesundheitswesen, Bildungssysteme, Kindererziehung, Wissenschaft und Sozialverhalten ermitteln, die analog zu den Anreizen von Marktpreisen funktionieren.<sup>27</sup> Es verwundert schließlich nicht, wie dabei eine aristotelische Reminiszenz unter umgekehrten Vorzeichen wiederkehrt. Beruhte schon Malthus' Bevölkerungstheorie auf den Wechselverhältnissen zwischen ökonomischem Wachstum und Fertilität, so erhalten diese Bezüge nun eine neue systematische Gestalt, die sich weniger als Biopolitik denn als Bioökonomik versteht. Es geht um die Vitalstandards von Populationen und daher noch einmal um die prokreative Kraft von Familie, Haushalt und häuslichem Wesen. Heiratsmärkte und Scheidungen, häusliche und geschlechtliche Arbeitsteilung, Zeugungsverhalten, der Einsatz von altruistischen oder selbstsüchtigen Neigungen, die Relationen zwischen Qualität und Quantität von Kindern, Geburten- und Sterberaten, Generationsfolgen und Reproduktionszyklen, Familienplanung und Familienpolitik – all diese Faktoren werden mit der Frage nach ihrer Bepreisung, nach ihrem Grenznutzen, d.h. nach den optimierbaren Verhältnissen zwischen Investitionskosten und erwartbaren Erträgen durchmustert.

Damit rückt nicht nur eine der Urszenen für die Produktion von Humankapital in den Blick. Ganz allgemein werden darin die Spieleinsätze filiativen Kapitals, die Verschränkung von Fruchtbarkeit, Fortpflanzung und Marktgeschehen, die Verknüpfung von biologischer, sozialer und ökonomischer Reproduktion, von Fertilität und Kapitalertrag verwirklicht. In schlafwandlerischer Reprise der aristotelischen Frage formuliert sich dabei das chrematistische Auftragsprofil. So heißt es bei Gary Becker schlicht: Sein Modell des familialen Humankapitals »scheint das erste zu sein, das Fruchtbarkeit mit Zinserträgen korreliert«. Die Reproduktion von Kapital hat endlich filiative oder dynastische Dominanz gewonnen; und dass es dabei um ein Erfolgsnarrativ des zwanzigsten Jahrhunderts geht, wird unversehens mit einem erzählerischen Muster für die Gleichsinnigkeit von Fertilität und Finanz behauptet und illustriert. Ganz programmatisch zitiert der Ökonom und Nobelpreisträger Becker den Dichter und Nobelpreisträger Galsworthy, der wiederum den Erzähler seiner *Forsyte Saga* über die Frage der »Reproduktion« sagen lässt: »Ein Statistiker hätte bemerken müssen, dass sich die Geburtenrate zugleich mit der Rate der Zinsen, die man fürs Geld bekam, geändert hatte. Der Großvater, ›Altmeister Forsyte‹, hatte Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zehn Prozent für seins bekommen, also zehn Kinder. Jene zehn hatten, wenn man von den vier absieht, die nicht geheiratet hatten, und von Juley, deren Gatte Septimus Small natürlich fast sofort gestorben war, im Durchschnitt zwischen vier und fünf Prozent für ihrs bekommen und entsprechend Nachwuchs erzeugt ...«<sup>28</sup>

Mit diesen Wendungen vollzieht sich eine unmittelbare Rückbindung der entbundenen Markt- oder Kapitalkräfte an soziale Filiationen; und mit ihnen wird wohl ein Abschluss chrematistischer Theorie, die effektive Vollendung des Chrematismus in Aussicht gestellt. Die aristotelische oder scholastische Entgegensetzung von natürlichem und künstlichem Wachstum ist behoben. Gerade die Auslagerung von Markt- und Wettbewerbsdynamiken und die Dekontextualisierung des Kapitalverkehrs wurden zur Voraussetzung dafür, das soziale und politische Band neu zu kodieren. Das prägt die Programme aktueller Neo-Scholastik, die sich nicht wie einst um den Erhalt vormoderner, eingebetteter Wirtschaftsweisen, sondern um eine nachmoderne ökonomische Einbettung des sozialen Felds sorgt. Die Ressourcen des Humankapitals bilden das Komplement zur Reorganisation des Finanzsystems seit den 1970er Jahren. Von der Vervielfältigung von Marktrelationen bis zur Generalisierung einer Unternehmenskultur, von der Formierung des Humankapitals bis zur Bewirtschaftung jeder Beziehungsgestalt reicht ein Prozess, der sich in der ›Finanzialisierung‹ des gesellschaftlichen Feldes erschöpft: in einer Art neuen Bundes, der soziale und ökonomische Reproduktionen vereint und das Leben des Gesellschaftskörpers mit der Bewegung des Kapitals koordiniert.



Abb. 5: Frontispiz des

*Fortunatus*, Augsburg 1509.

## Sechstes Kapitel

### Überraschungsraum

Verzweiflungsgebiet

Allerdings kann man kaum glauben, dass sich das soziale Gewebe mit der Einpflanzung neoliberaler Systemideen tatsächlich durchwalten lässt. Viel eher sollte man daran erinnern, dass Gesellschaften wohl fortlaufend Verschleiß und Verlust, Ausschuss und Dysfunktionen produzieren, dass sie von Löchern, Ermüdungszonen und Tümpeln der Unproduktivität durchsetzt sind. Eine Gesellschaft ist etwas, »das leckt, finanziell, ideologisch, es gibt überall Leckstellen«. Schon eine hegelmарxistische Orthodoxy musste konzedieren, dass sich Sozialformationen nicht über »Widerspruch« und »Entzweiung« definieren und nicht unbedingt als Schauplätze für eine fruchtbare Arbeit des Negativen anbieten. Noch niemand – und auch nicht der Kapitalismus – ist an seinen Widersprüchen zugrunde gegangen, das Ganze scheint umso besser zu funktionieren, »je mehr alles aus dem Leim geht«.<sup>1</sup> Ebenso aber präsentieren die jüngsten Einfälle zur effizienten und globalen Versöhnung von Markt und Gesellschaft eine Reihe von Ordnungsfiguren, die sich allenfalls regional, zeitweise und in Ausnahmefällen behaupten. Wirtschaftsgeschichte selbst appelliert an ein feineres Differenzierungsvermögen und erweist sich daher als Verzweiflungsgebiet ökonomischer Theorie. Sowenig sich die Entstehung moderner Wettbewerbsgesellschaften über eine kontinuierliche Ausweitung, Entfaltung und Monetarisierung lokaler Wirtschaftsweisen erfassen lässt, sowenig lässt sich der Erfolg kapitalistischer Akteure über die Einhaltung von Marktregeln erklären. Über lange Zeit hinweg haben, wie Fernand Braudel bemerkte, »urtümliche Wirtschaftsformen« und Austauschverhältnisse unterschiedlichster Art unter der Oberfläche der Geldwirtschaft fortexistiert, und unternehmerische Strategien bewegten sich immer wieder im Bereich des »Ungewohnten« und Außerordentlichen, nutzten Schutzbeziehungen und Informationsprivilegien, umgingen mit staatlicher Hilfe und »auf die natürlichste Art und Weise« die Gesetze der Marktwirtschaft und sahen sich keineswegs auf liberale Attitüden verpflichtet.<sup>2</sup>

Es scheint also ein gewisser Vorbehalt gegen homogene ökonomische Systemkonzepte angebracht, und der Blick auf ein Dickicht nichtlinearer historischer Entwicklungen lädt zunächst dazu ein, die Subsumption des Wirtschaftsgeschehens unter kohärente ökonomische Logiken zu blockieren. Elementare Allokationsformen sind von Märkten, lokale Märkte von globalen, diese von Marktwirtschaften und diese wiederum von kapitalistischen Verkehrsverhältnissen unterschieden. Und gerade die tumultöse Welt jüngster Finanzmärkte wurde von Zweifeln umstellt, ob und wie diese überhaupt noch den Formaten klassischer Marktprozesse entsprechen. Die Skepsis wiegt umso schwerer, als die vehemente Anpassung von Gesellschaften an die Dynamik des Kapitalumschlags die Frage danach aufwirft, welche Abhängigkeit von welchen Gesetzmäßigkeiten mit welchen Konsequenzen damit nahegelegt und verlangt werden kann. Dieser Fragehorizont ergibt allerdings mehr als den Ausblick auf eine Ansammlung verstreuter sachlicher Einzelheiten oder historischer Widerlegungen. Es steht das Konsistenzverlangen ökonomischer und finanzökonomischer Theorie auf dem Spiel, es geht um die Gestalt ökonomischen Wissens als Wissenschaft überhaupt, deren epistemischer Anspruch ja definitionsgemäß darin bestehen muss, einer hinreichenden Gegenstandsbedingung, d.h. der Annahme einer irgendwie existierenden Systemkonsistenz zu folgen. Ökonomische Wissenschaft rechtfertigt sich durch den Nachweis dessen, dass das Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren und Strebungen eine Ordnungsfigur eigener Qualität zu produzieren vermag; und die Möglichkeit ökonomischer Theorie hängt an der Unterstellung, dass ökonomische Dynamiken selbst gesetzmäßig verlaufende Prozessformen seien.<sup>3</sup>

Verworrene Empirie

Darum verwundert es nicht, dass Demonstrationen mangelhafter Gesetzmäßigkeit und verminderter Systemkonsistenz als Angriff auf den Status politökonomischer Orthodoxy, aber auch auf die wissenschaftlich-theoretische Selbstbehauptung im ökonomischen Fach gelten mussten. Exemplarisch dafür steht jene episodische Begegnung, die in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts den polnisch-französischen Mathematiker Benoit Mandelbrot in den Umkreis amerikanischer Wirtschaftswissenschaften brachte und zu einigen Untersuchungen über die Dynamik von Preisbewegungen veranlasste. Am Beispiel von Einkommensverteilungen und von langfristigen Veränderungen bei Baumwoll- und Wertpapierpreisen hat

Mandelbrot dabei ein Geschehen umrissen, das weniger stetigen Strömen als Strömungsturbulenzen ähnelt, anomalen Charakter besitzt, sich durch eine wilde Zufälligkeit auszeichnet und von einer launischen oder monströsen Ereignishaftigkeit, den *freak events*, bestimmt wird. Im Wesentlichen sind es vier Befunde, die Mandelbrot nach ausführlicher Sichtung der Datenmengen – durchgeführt am Thomas J. Watson Research Center von IBM – in zahlreichen Aufsätzen festgehalten hat.<sup>4</sup> Demnach lassen sich Preisänderungen erstens nicht in kontinuierlichen Pfaden und infinitesimalen Varianten verfolgen, sie werden vielmehr von nichtlinearen Abweichungen und erratischen Variationen unterbrochen. Vorherrschend sind unstetige Verläufe und diskontinuierliche Sprünge. Zweitens lässt sich bemerken, dass im zeitlichen Verlauf kleine Preisänderungen auf kleine Preisänderungen folgen, große sich aber wiederum mit großen zusammenballen, dass sich also Schwankungen und Oszillationen wechselseitig erhalten bzw. verstärken. Das bedeutet drittens, dass auch bei verlängerten zeitlichen Serien die aufeinanderfolgenden Preisereignisse nicht um einen Mittelwert kreisen, genauer gesagt: dass sie nicht – wie etwa das Gestöber der brownischen Bewegung – der Wahrscheinlichkeit einer Normalverteilung und dem Graphen einer Gauß- oder Glockenkurve entsprechen. Sie folgen vielmehr einer hyperbolischen oder Pareto-Verteilung, in der wenige große Abweichungen den Effekt der gesamten Verteilungsstruktur bestimmen und zu breit auslaufenden Rändern oder so genannten *fat tails* führen. Die empirischen Verteilungen von Preisschwankungen, schreibt Mandelbrot, »sind zu »exalziert« (*peaked*), als dass sie sich nach den Mustern gaußscher Populationen verhalten würden.« Das wird um die Beobachtung ergänzt, dass sich die geometrische Gestalt von Preisänderungen als unempfindlich gegenüber unterschiedlichen zeitlichen Maßstäben erweist: Diese Schwankungen sind skaleninvariant und haben eine selbstähnliche oder »fraktale« Struktur. Darum muss man viertens schließlich damit rechnen, dass sich in ökonomischen Zeitreihen keine erwartbaren periodischen Bewegungen, sondern allenfalls Fluktuationen mit »Nonsens-Momenten« und »Nonsens-Periodizitäten« abzeichnen werden. Bestimmte Abfolgen und Schwankungen eines »Joseph-Effekts« – sieben fette und sieben magere Jahre usw. – erscheinen mit »Noah-Effekten«, d.h. gleichsam sintflutartigen, sprunghaften Um- und Einbrüchen kombiniert.<sup>5</sup>

Diese Charakteristik von Marktereignissen musste zwangsläufig provozierend erscheinen. Denn nach Mandelbrot gehören nun Rauschen und Trendverstärkungen nicht zu den akzidentellen Merkmalen, sondern zur »tieferen Wahrheit« von Preisbewegungen, die zwar beschreibbar, nicht aber durchgängig erklärbar sind. Während in normalen oder Gauß-Verteilungen große und außerordentliche Abweichungen externen Gründen und Kausalitäten zugeschrieben werden können, werden in den von Mandelbrot analysierten Verteilungsmustern die Unterscheidungen zwischen kausal und zufällig unscharf. Die Entgegensetzung von regulärem Systemverlauf und Ausnahmegeschehen wird erschwert oder irrelevant, und sofern hier unbestimmte Variationen die nichtlineare Dynamik des Marktes bestimmen, werden Prozesse ausgemacht, die inkompatibel mit Konzepten des Gleichgewichts sind und einen Bruch mit gewissen »Physikalismen« oder »Newtonismen« in der ökonomischen Theoriebildung vollziehen. Mandelbrots physikalische Anleihen liegen allenfalls dort, wo die Marktordnung nun unreduzierbar stochastisch erscheint und sich zudem in irregulären, »turbulenten« Ereignisformaten manifestiert. Ist bereits mit dem Begriff des Turbulenten – im Sinne von lat. *turba*, *turbo* und *turbidus* – ein durchlöcherteres Kontinuum gemeint, das die Aspekte des Verworrenen, Unruhigen, Massenhaften und Mannigfaltigen umschließt, so führt die Beobachtung des entsprechenden Geschehens in eine dunkle und verwirrende Empirie. Hier trifft sich Mandelbrots ökonomischer Gegenstandsbereich mit einem Objektfeld, an dem etwa der Physikochemiker Ilya Prigogine eine grundlegende Abwendung von den physikalischen bzw. thermodynamischen Modellen des neunzehnten Jahrhunderts reklamiert hatte. Es geht um Ordnungsstrukturen, die fernab von Gleichgewichtszuständen angesiedelt sind, darum zu völlig unerwarteten Verhaltensformen neigen und ein Beispiel in den spontanen Strömungsmustern turbulenter Fluide finden. Bemerkenswert dabei ist, dass turbulentes Verhalten keineswegs chaotisch schlechthin, sondern eher als strukturiertes Chaos erscheint, in dem sich ein Übergang von einer gerichteten »laminaren« Bewegung zu einer ungeordneten und »turbulenten« vollzieht und zu fortlaufenden Richtungs- und Geschwindigkeitsänderungen führt. Während sich turbulente Zustände aus makroskopischer Sicht völlig irregulär und chaotisch präsentieren, erweisen sie sich auf mikroskopischer Ebene höchst organisiert. Schließlich hat man es dabei mit Zuständen zu tun, in denen ein System »zaudert«, verschiedene Entwicklungsrichtungen gleichermaßen einschlagen kann und einen Spielraum ungewöhnlicher Wahrscheinlichkeiten eröffnet: Der jeweils nächste Systemzustand bleibt offen und unbestimmt. Prigogine verwies dabei auf das *clinamen* in der Naturlehre bei Epikur oder Lukrez, das eine winzige, zufällige Abdrift

eines Partikels aus der Bewegungsbahn bezeichnet und über den dadurch erzeugten Wirbel eine Weltentstehung bewirkt.<sup>6</sup>

Das Feld der Geschichte

Hat Prigogine selbst vor diesem Hintergrund eine Wissenschaft des Werdens behauptet, deren Phänomene eher den Feldern des Sozialen und der Geschichte entsprechen als denen einer klassischen Physik, so werden bei Mandelbrot die entsprechenden Konsequenzen für die Ordnungsfiguren ökonomischer Prozesse manifest. Dabei zeichnet sich zunächst ein Kollaps von Vorhersehbarkeit und statistisch gerechtfertigten Aussichten ab. Man hat es mit regelhaften Unberechenbarkeiten oder unberechenbaren Ordnungen zu tun. Preis- und Kursverläufe gleichen einem organisierten Chaos mit fraktaler Struktur. Auch wenn diese Bewegungsprofile bestimmte Regelmäßigkeiten aufweisen, bleiben sie ohne prognostischen Wert. Als irreguläre *patterns* durchkreuzen sie die markttheoretische Hoffnung auf *pattern predictions* oder Katallaxien; und wiederkehrende Strukturmuster lassen sich allenfalls als Rückschaufehler und »perzeptive Illusionen« verbuchen. »Alles verändert sich, nichts ist konstant.«<sup>7</sup> Der damit verbundene Indeterminismus – ein Indeterminismus zweiter Ordnung, in dem statistisch wahrscheinliche Dynamiken nicht mehr durch Grenzwerttheoreme gehegt werden können und gleichsam meteorologischen Charakter gewinnen – bietet zugleich eine paradoxe Ansicht des jeweiligen Prozessverlaufs. Wie in turbulenten Systemen eine mikroskopische Ordnungsfigur mit makroskopischem Chaos korrespondiert, so können deterministische Variablen auf mikroökonomischem Gebiet – etwa das rationale Verhalten von Akteuren – zu Bewegungen mit bloßen Zufallsvariablen, also zu irrationalen Effekten in makroökonomischer Hinsicht führen.<sup>8</sup> Märkte wären demnach effizient und verrückt zugleich und von fluktuierenden Volatilitätsclustern geprägt. Wenn sie deshalb als Grenzfiguren des Wissens erscheinen, liegt das nicht zuletzt daran, dass in ihnen eine effiziente, d.h. ökonomische Verteilung und Kommunikation von Informationen nicht mehr funktionieren. Zwar ist das organisierte Chaos turbulenter Bewegungen grundsätzlich darstellbar; die dafür aufzubietende Informationsmenge reicht aber an die Grenze der Berechenbarkeit: »Der Idealfall, dass man die Bewegung jeder Einzelheit in der [turbulenten] Strömung wissen und verstehen will, stellt sich nach kurzer Überlegung als illusorisch heraus. Um etwa 1 Meter der Strömung [...] zu erfassen, müsste man die lokale Geschwindigkeit in alle drei Raumrichtungen an  $10^{10}$  Stellen, dies sind 10.000.000.000 oder 10 Milliarden Stellen, erfassen und hätte damit die Strömung nur zu einem einzigen Zeitpunkt erfasst. Auch wenn es mit modernen Computern prinzipiell möglich sein sollte, so viele Daten zu speichern, stellt sich die Frage, was hieraus an Erkenntnis gewonnen werden kann.«<sup>9</sup> Informationen über derartige Systeme kosten eine exponentielle Menge an Information, und in ökonomischer Hinsicht heißt das: Wenn sich effiziente Märkte über die effiziente Verteilung von Marktinformationen definieren, so dokumentieren die von Mandelbrot analysierten Marktbewegungen eben eine Überforderung oder einen Zusammenbruch informationeller Effizienz.

Abgesehen davon, dass sich Mandelbrot über die Vorliebe ökonomischer Theorie für die Modelle der statistischen Physik des neunzehnten Jahrhunderts wunderte, haben seine eigenen Untersuchungen einen tiefen Zweifel an der Wissenschaftsform ihres Gegenstands aufgebracht. Wenn nämlich die Möglichkeit einer Wissenschaft darin besteht, dass gegebene Muster eine Aussicht auf Wiederholbarkeit haben und somit die Chance zur Extraktion von Gesetzmäßigkeit bieten, erscheinen die von Mandelbrot identifizierten Verteilungsmuster weder »konservativ« noch »robust« genug, den Begriff von Wissenschaftlichkeit zu erfüllen. Und man muss dabei wohl, wie Mandelbrot selbst bemerkte, der Last einer Beweisführung gewärtig sein, die mehr mit dem Gebiet einer unübersichtlichen »Geschichte« als mit dem der Physik zu tun haben wird.<sup>10</sup> Die Hypothese von inhomogenen Systemen mit anormalen Verteilungen ist jedenfalls »nicht-wissenschaftlich« in der Hinsicht, dass sie mit normfreien Modellen operiert, damit einen Verzicht auf die Suche nach allgemein geltenden Gesetzen und eine Absage an deterministische Hoffnungen mit sich bringt. Es geht um ein verändertes wissenschaftliches Format. Die Festigkeit von Gesetzmäßigkeit wird durch einen Spielraum vielfältiger Bifurkationen und potenzieller Regeln abgelöst, die Wege und Variationsbreiten des ökonomischen Universums haben sich multipliziert, und gerade Mandelbrots Mathematisierung ökonomischer Bewegungen führt nicht in ein Reich konsistenter Ordnungssysteme, sondern ins Feld historischer Kontingenz. Es wird ein idiosynkratisches Theorieprofil verlangt, das die Unerklärtheit seines Gegenstands unterstellt. Märkte gleichen trüben Gewässern oder *troubled waters*, deren komplexes Verhalten sich durch kein ockhamsches Rasiermesser zurechtschneiden lässt. Die einfachste Erklärung ist eben nicht die richtigste. Mit der Behauptung einer

intrinsic Inhomogenität ökonomischer Prozesse und mit der systematischen Durchkreuzung von Gleichgewichtsideen haben sich Mandelbrots Versuche als eine Art nomadisierende Wissensform verstanden, die sich konsequent abseits der Fundamente und der Traditionslinien der klassischen bzw. neoklassischen Ökonomie platziert. Dass sich mit dieser theoretischen Gestalt, die sich durch einen Verlust an intellektueller Gewissheit auszeichnet, womöglich ein Ende ökonomischer Theorie andeutet und dass sich Mandelbrot nicht von ungefähr einmal einen »Advokaten des Teufels« nennen konnte, wurde schließlich durch die politökonomische Orthodoxie selbst quittiert. Für die Vertreter des Fachs erschienen Mandelbrots Marktszenarien wenig aussichtsreich oder als »Mischmasch aus reinem Unsinn und Tricks«. Es wird ein Entzug des ökonomischen Gegenstands, eine ruinöse Negation selbstregulierender Marktmechanismen und ökonomischer Systemhaftigkeit konstatiert: »Es ist nicht so einfach, mit diesen Vorhersagen auf systematische Weise umzugehen.« Schließlich wären, hätte Mandelbrot recht, »alle unsere statistischen Werkzeuge überflüssig. [...] Und sicher sollten wir, bevor wir die Arbeit von Jahrhunderten auf den Müllhaufen werfen, einige Gewissheit darüber haben, dass all unsere Arbeit wirklich nutzlos ist.« Denn: »Wie einst Premierminister Churchill verspricht uns Mandelbrot nicht Utopia, sondern Blut, Schweiß, Mühsal und Tränen.«<sup>11</sup> In den 1970er Jahren hat Mandelbrot dann das ökonomische Terrain bis auf weiteres verlassen, der Angriff auf die Systemideen, auf die Ausgleichs- und Ordnungsfiguren ökonomischer Theorie war episodischer Natur.

#### Finanzmärkte

Auch wenn die Resonanz von Mandelbrots unbequemen Modellen nur von kurzer Dauer war und bestenfalls zu einigen Anpassungsversuchen an den Ernst der Oikodizee führte (die Sache wird immer ernst, bemerkten Deleuze und Guattari, wenn sich nichtdeterministische Wissensformen mit dem »Determinismus« versöhnen müssen<sup>12</sup>), eröffnete sich allerdings gerade mit der Frage nach den Mechanismen der Finanzmärkte ein polemogenes Feld. Im Zeichen diverser Neoliberalismen hat sich die Einrichtung gegenwärtiger Finanzsysteme – theoretisch, praktisch und technisch – nach den Modellen perfekter, effizienter Märkte vollzogen und ließ das Finanzgeschehen als *pars pro toto* der Ökonomie insgesamt erscheinen. Umgekehrt aber haben sich einige Ahnungen davon erhalten, dass sich in der Logik finanzökonomischer Transaktionen weniger eine Vollendung spontaner Marktordnungen, als deren Verdrehung und Zusammenbruch artikuliert. Verschiedene »Advokaten des Teufels« haben seit geraumer Zeit darauf beharrt, dass sich die »Rauheit« und der Tumult von Finanzmärkten nicht einfach mit erfreulichen Ausgleichsmechanismen oder mit einem balancierenden Zusammenspiel von rationalen Akteuren und Systemvernunft assimilieren lassen.

So konnten schon die wiederkehrenden Finanzkrisen der letzten Jahrzehnte die recht nahe liegende Vermutung aufbringen, dass sich die kapitalistische Ökonomie keineswegs so verhält, wie sie sich verhalten sollte. Nach den Wahrscheinlichkeitstheoremen effizienter Märkte hätten die wiederkehrenden Einbrüche der Jahre 1987ff. mit einem Risikofaktor von eins zu zig-Milliarden, also eigentlich gar nicht stattfinden dürfen, und sie bestätigen damit Hypothesen, dass Finanzmärkte vielleicht keine wirklichen Märkte und ihre Preisbildungsmechanismen nicht unbedingt marktkonform sind.<sup>13</sup> Abgesehen davon, dass diese so genannten »Krisen« wenig wünschenswert sind, geben sie Hinweise darauf, dass Ausnahmefälle womöglich zum regulären Funktionsablauf gehören und zudem eine Krise jenes Theorieprofils dokumentieren, das auf die innere Stabilisierungstendenz der Finanzmärkte setzt. Und sofern Krisen, Irregularitäten und Turbulenzen nichts anderes bedeuten, als dass sich gegenwärtige Systemzustände nicht zwangsläufig aus vergangenen und zukünftige nicht aus gegenwärtigen ableiten lassen, nähren sie Zweifel daran, ob klassische und neoklassische Begrifflichkeit – Gleichgewicht, Selbstregulierung, Effizienz, rationale Erwartungen und die koordinierende Kraft von Preissignalen – hinreicht, um die Dynamik finanzökonomischer Prozesse zu fassen. Zur Frage steht also, ob sich der spezifische Charakter ökonomischer Prozesse in gleichsam zeitlosen Stabilitätsphasen oder umgekehrt in den »besonderen Situationen« dazwischen, im destabilisierenden Einbruch historischer Zeit manifestiert.

Dabei unterstellt man eine ebenso quantitative wie qualitative Differenz. So wurde einerseits geradezu akribisch vermerkt, wie sich die eigentümliche Materialität der Finanzökonomie von den Materialitäten der Produktion abgelöst hat, wie ihr Umsatz ein Vielfaches der Umsätze im Warenverkehr erreichte und »schwerelos« geworden ist: Die produktiven Kapazitäten sind seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts im Maß von transportierten Gütern und Tonnagen kaum angestiegen, die Wertschöpfung hat sich dagegen verdreifacht.<sup>14</sup> Andererseits wird die Frage danach aufgeworfen, inwiefern die Ereignishaftigkeit der Finanzökonomie noch auf das Format elementarer Austauschprozesse und die Mechanismen des

Warenumschlags abbildbar ist. Während sich Geldverkehr für die Spielarten klassischer Schulen als eine Art Schleier erwies, der neutral und ohne spezifische Wirksamkeit die realwirtschaftlichen Verhältnisse bloß verdeckt, und während noch Milton Friedman behaupten wollte, dass »trotz der Bedeutung von Unternehmen und Geld in unserer gegenwärtigen Ökonomie [...] das wesentliche Merkmal der koordinierenden Markttechnik in der einfachen Tauschökonomie vollständig ausgeprägt ist«, in einer Ökonomie also, in der »weder Unternehmen noch Geld« zählen,<sup>15</sup> hat man abseits davon auf die Eigenlogik der Geldzirkulation, auf die Besonderheit der damit verbundenen Entscheidungsprozesse, Abhängigkeiten und Dynamiken verwiesen. Kapitalismus lässt sich eben nicht ohne Kapitalisten und nicht ohne kapitalistische Praktiken begreifen.

#### Liquidität

Sofern sich nämlich monetäre Transaktionen in Zahlungsverprechen, diese in Krediten und Investitionen, diese in Finanzmärkten und diese wiederum im Börsengeschäft realisieren oder vollenden, liegt ihre Funktion nicht allein in der punktuellen Feststellung angemessener Preise und richtiger Bewertungen, sondern in der Beschaffung von Liquidität. Mit der Mobilisierung von Kapital antworten sie auf das Begehren von Kreditnehmern wie auf die Forderung von Kreditgebern und machen Investitionen wie kreditförmige Vorleistungen überhaupt handlungsfähig. Darum sind die dabei zu zahlenden Preise niemals präsentisch und selbstvergessen und nicht wie augenblicklich vergehende Jetztpunkte strukturiert. Sie formieren sich vielmehr als Vorerinnerung, sind unmittelbar von Rendite- und Risikoaussichten inspiriert und durch Zahlungen bestimmt, die nicht jetzt, sondern in der Zukunft passieren – Preise also, die sich über die Erwartungen künftiger Preise konstituieren. Man muss sich Profit einbilden können, bevor man ihn zieht. Mit anderen Worten heißt das, dass sich Geld- und Kreditverkehr, Investitionen und Kapitalmärkte als zeitkritische, »zeitkonsumierende« Prozesse darstellen. Sie beruhen auf Zukunftserwartungen und »Gewinnaussichten, sodass Investitionsentscheidungen stets unter der Bedingung von Ungewissheit getroffen werden. Wegen dieser Ungewissheit suchen Investoren und ihre Financiers nach Vermögens- und Verbindlichkeitsstrukturen, die einen Schutz gegen widrige Kontingenzen bieten, und passen ihre Portfolios dem Gang der Geschichte und ihren eigenen Meinungen darüber an, wie die ökonomische Entwicklung verlaufen könnte.«<sup>16</sup> Auf diesem Terrain, in dem die bloße Allokation von Gütermengen durch die Vergegenwärtigung von Ertrags- und Risikoaussichten abgelöst wurde und aktuelle Preishorizonte sich mit künftigen Preishorizonten rückkoppeln, können Märkte nicht mehr um bestehende Mengen, knappe Güter und feste oder »reale« Wertreferenten gravitieren. Ihre Akteure operieren nicht mit bekannten Quantitäten, sondern versuchen, eine kontingente Zukunft danach zu bewerten, wie der Markt sie selbst gegenwärtig bewertet. Dies macht scheinbar verlässliche Größen wie Angebot und Nachfrage – und deren stabilisierende Kraft – nicht nur unkenntlich, sondern unerkennbar. Die Mechanismen von Angebot und Nachfrage gelten nur für einen Bereich, in dem man mit fixen Budgets operiert, nicht dagegen dort, wo Finanzierungsbedingungen und Zukunftserwartungen im Spiel sind. Der Nachweis, dass Tauschwirtschaft kohärent und ausgleichend, distributiv und allokativ sein könnte, würde demnach noch nichts für das Funktionieren der Finanzökonomie beweisen. Auf Finanzmärkten tritt keine Sättigung ein, und der Bedarf an Investitionsgütern wäre strikt vom Bedarf an Konsumgütern zu unterscheiden.

Dadurch wird eine Perspektive geprägt, die verschiedene Vertreter eines radikalisierten Keynesianismus eingenommen haben. Deren Pointe liegt weniger darin, eine aktive Geldpolitik, eine Politik wohlfahrtsstaatlicher Interventionen in Krisenzeiten zu soufflieren, die keynesschen Positionen konkurrieren nicht einfach mit marktliberalen Konzepten in der Verständigung über ein und dasselbe Objekt. Ihre wesentliche Ausrichtung liegt vielmehr darin, das finanzökonomische Gegenstandsfeld in strikter Abgrenzung gegen marktwirtschaftliche Konzepte neu zu begründen – eine Eigensinnigkeit, die ihnen von den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts bis in die jüngere Gegenwart eine eher apokryphe Relevanz innerhalb des Kanons politökonomischer Lehrmeinungen verschaffte. Analog zu Mandelbrots antideterministischen Modellen geht es dabei um nichts Geringeres als um die Konstitution eines alternativen Wissens vom kapitalistischen Prozess. Unter der Bedingung eines elementaren Finanzierungsgeschehens, d.h. unter der Bedingung, dass der Finanzmarkt Liquiditätsfragen verhandelt und sich über die Verbindlichkeiten von Investition und Kredit strukturiert, kann Geld nicht als neutrales oder allenfalls »verschleiernes« Tauschmittel im ökonomischen Verkehr begriffen werden, es präsentiert sich vielmehr als Medium mit eigener Wirksamkeit und Kraft. So genannte »reale« wirtschaftliche Größen hängen unmittelbar von der Vermittlung über monetäre und

finanzielle Größen ab. Die Preisbildung wird weder als Verhältnisbestimmung zwischen knappen Gütern noch – wie in Quantitätstheorien des Geldes – als eine Funktion der regulierbaren Geldmenge auf dem Markt begriffen. Und die Logik der Wahl wird nicht von Knappheitsbedingungen, sondern von der Bedingung der Ungewissheit geprägt. Vor allem aber verlaufen die finanzökonomischen Prozesse darum keineswegs nach dem Modell eines sich selbst korrigierenden und sich selbst optimierenden Systems. Dessen Systemhaftigkeit steht vielmehr selbst auf dem Spiel. Während die verschiedenen Gleichgewichtskonzepte allenfalls anekdotische Erklärungen für Finanzkrisen bereitstellen können, geht es hier darum, diese »verheerenden logischen Löcher« zur Voraussetzung für ein anderes epistemisches und theoretisches Format, für eine andere Konfiguration des finanzökonomischen Gegenstands zu machen – zur Voraussetzung also für einen Versuch, der anormale Verläufe und systemische Instabilität als Resultat des normalen Funktionierens kapitalistischer Ökonomie begreift.<sup>17</sup> Das moderne Finanzsystem samt seinen Institutionen und *cash flows* sollte also vom Ende der Oikodizee her gedacht und auf ein Gebiet hin geöffnet werden, das sich durch die Wirksamkeit kontingenter Ereignisse, historischer Zeiten und Fristen charakterisiert.

Doxa

Das verlangt zunächst die Hinnahme des Sachverhalts, dass der Finanzmarkt als Institution zur Beschaffung von Liquidität dient, diese nur über Spekulation funktioniert und diese wiederum spekulär verfährt. Schon früheste Beschreibungen des Börsengeschäfts haben konstatiert, dass die eigentlichen Tatsachen die Erwartungen von Tatsachen seien, und allgemein lässt sich das als ein Reflexiv-Werden der Verknüpfungen im Finanzgeschehen beschreiben.<sup>18</sup> Sofern sich der Kauf von Kapitalwerten als Kauf voraussichtlicher Erträge vollzieht, bilden sich zahlbare Preise im Vorgriff auf erwartbare Preise. Nicht was war oder ist, sondern was vielleicht, möglicherweise oder wahrscheinlich eintreten wird, bestimmt den Gang der Ereignisse. Der Finanzmarkt funktioniert als ein System von Antizipationen, die das ökonomische Verhalten auf das Erraten dessen verpflichten, was der Markt selbst von der Zukunft denken mag. Damit nehmen gegenwärtige Erwartungen nicht einfach das künftige Geschehen vorweg, vielmehr wird das künftige Geschehen von den Erwartungen an das künftige Geschehen mitgeformt und gewinnt als solches aktuelle Virulenz. Die Gegenwart wird durch »Vorträglichkeits«-Effekte, als *hýsteron próteron* ihrer Zukunft produziert. Man ist damit in ein Spiel potenziertes Erwartensens eingetreten, in dem es um die Beobachtung von Beobachtungen und die Vorwegnahme möglicher Vorwegnahmen geht.

Diese spekuläre oder reflexive Struktur bedeutet zunächst, dass die auf dem Markt zirkulierenden Informationen nicht epistemologisch, sondern allein doxologisch begründbar sind. Es geht nicht um die Feststellung eines gerechtfertigten Wissens vom »realen«, »wahren« oder »fundamentalen« Wert der Dinge, sondern darum, wie sich Wertschätzungen aus Meinungen formieren, die die Meinung über Meinungen spiegeln. Finanzmärkte funktionieren als fortlaufender Abstimmungsprozess, in ihnen herrscht der Druck von Konformität. In den Preisen kursieren die zur Norm geronnenen Resonanzen kollektiver Ansichten, und sofern sich mit jeder Zahlung eine Meinung darüber artikuliert, was nach allgemeiner Erwartung allgemein erwartet werden könnte, vollzieht sich eine Konventionalisierung von Entscheidungs- und Urteilsprofilen. Das schließt Spekulationen gegen den Markt und die vereinzelt Aktionen von Skeptikern oder »Kontrariern« nicht aus. Man kann darin allenfalls eine Nähe zum Verhältnis von Meinung und Mode erkennen, sofern die Durchsetzung modischer Trends ebenfalls die leicht paradoxe Attitüde verlangt, sich konstant nach dem Veränderlichen zu richten und sich konformistisch ans Extravagante zu halten.

Die Form dieses ökonomischen Urteilens hat darum, kantisch gesprochen, wenig mit Erkenntnisurteilen zu tun. Sie besitzt eher ästhetischen Charakter, wenn das Geschmacksurteil nach Kant den Vorgriff auf eine »Gemeingültigkeit« vollzieht und mit ihr eine »unbestimmte Norm« aufruft, die – begrifflos – jedermanns Zustimmung erheischen könnte.<sup>19</sup> Nicht von ungefähr wollte Keynes die Choreographie der Finanzmärkte mit dem notorischen Bild von Schönheitswettbewerben illustrieren. Demnach werden die fälligen Preise wie die »hübschesten Gesichter« danach ausgewählt, wie man »am nächsten mit der durchschnittlichen Vorliebe aller Teilnehmer übereinstimmt, sodass jeder Teilnehmer nicht diejenigen Gesichter auszuwählen hat, die er selbst am hübschesten findet, sondern jene, von denen er denkt, dass sie am ehesten die Vorliebe der anderen Teilnehmer gewinnen werden, welche alle das Problem vom gleichen Gesichtspunkt aus betrachten«.<sup>20</sup> Die marktgängige Meinung bildet sich danach, was nach durchschnittlicher Meinung die Durchschnittsmeinung sein könnte, und der Grund von Urteilen liegt in der Annahme, dass in ihnen eine Mehrheit von Urteilsakten

koinzidiert. An die Stelle von Smiths unsichtbarer Hand ist ein offensichtlicher Drang zum Konventionellen getreten. Sofern Finanzmärkte als Systeme zur Produktion von Finanzierungspreisen operieren, lassen sie sich als Mechanismen zur autopoietischen Herstellung von Doxa begreifen, in der rationale Erwartungen und Präferenzen nur dann wirklich vernünftig sind, wenn sie direkt mit konventionellen koinzidieren und Übereinstimmung in Normalideen finden. Finanzökonomische Wahrheiten sind auf Konventionen gegründet, Konventionalismus prägt die Episteme des Markts, und jede theoretische Begründung ratifiziert nur dieses doxologische Substrat. Gerade als Subjekt all dessen, was gewusst werden kann, macht der Markt die Unterscheidung von Wissen und Meinen obsolet. Regierungstechnisch könnte die Forderung nach einer Deregulierung von Finanzmärkten demnach nichts anderes bedeuten als das Verlangen nach einer Symbiose aus ökonomischen und intellektuellen Konformismen, nach einer Maschine zur Erzeugung normalisierender Trends. Darin liegt auch der Grund für die Quantifizierbarkeit ökonomischer Prozesse; sie werden, wie schon Gabriel Tarde einmal bemerkte, durch die »Übereinstimmung kollektiver Urteile«, durch die Mechanismen der großen Zahl und ihr konformistisches Meinen und Glauben bestimmt.<sup>21</sup>

Feedback

Die Preise auf den Finanzmärkten formieren sich also nicht nach den Mechanismen von Warenmärkten, sich durchsetzende Preisniveaus klären den Markt nicht nach dem Maß knapper Mengen und gegebener Quantitäten. Sie repräsentieren keine zugrunde liegenden ›Fundamentalien‹, sondern zirkulieren als höchst wirksame Wertgespenster. Gerade darum aber sind Trendverstärkungen und positive Rückkopplungen keine katastrophischen Ausnahmen, sondern endogene Funktionselemente des Systems. Steigende Werte spiegeln allgemeine Wertschätzungen und lösen steigende Bewertungen aus, während umgekehrt fallende Preise die schnelle Vorwegnahme fallender Preise ganz und gar vernünftig erscheinen lassen. Das ausgleichende Spiel von Angebot und Nachfrage ist verkehrt und liefert den paradoxen Augenschein, dass sich billige Kapitalwerte als teuer, teure aber als besonders günstig und als gute Gelegenheit erweisen. Höhere Preise erhöhen die Nachfrage und vermindern sie eben nicht. Der Princeton Ökonom Huyn Song Shin hat in Wechselwirkungen dieser Art eine Analogie zu den Effekten jener Feedback-Katastrophen erkannt, wie sie die Londoner »Millenium Bridge« – als Fußgängerbrücke zwischen Tate Modern und St. Paul's Cathedral über die Themse gespannt – bei ihrer Eröffnung im Jahr 2000 heimsuchten. So hatte die leichte horizontale Eigenschwingung der Brücke von einem Hertz die beliebigen Tritte hunderter Fußgänger darauf zu leichten lateralen Ausgleichsbewegungen veranlasst. Während es die Diversifikation von massenhaften und unkoordinierten Einzelbewegungen höchst unwahrscheinlich macht, dass daraus eine einheitliche Bewegungsrichtung erwächst (auf Brücken marschieren selbst Soldaten nicht), hatte die winzige und zufällige Oszillation des Brückenbaus die einzelnen zivilen Füße zur Anpassung daran und zur Anpassung an Anpassungen gebracht. Unmerklich wurden die diffusen Fortbewegungsarten synchronisiert, es wurde Bewegungsordnung hergestellt und verstärkt. Und gerade die Zufälligkeit unterschiedlicher Bewegungsprofile hat sich selbst amplifizierende Muster erzeugt, die von den Ingenieuren *synchronous lateral excitation*, synchrone Lateralerregung genannt wurde: Die kritische Schwelle lag bei 156 Fußpaaren; über dieser Schwelle geriet die Brücke in eine gefährliche Schwingung. Sie wurde geschlossen, der elegante Bau mit Stoßdämpfern versehen. Auf ähnliche Weise, so lautet die Schlussfolgerung, führen Preisschwankungen auf Finanzmärkten zu vernünftigen Anpassungsreaktionen, diese zu kohärenten Ordnungsfiguren und diese über positive Rückkopplung zu einem »perfekten Sturm«. Wie die verwackelte Brücke sind »Finanzmärkte das beste Beispiel für eine Umgebung, in der Individuen auf das, was um sie herum geschieht, reagieren, und in der die individuellen Aktionen die Resultate selbst wiederum affizieren.« Oder: »Die Fußgänger auf der Brücke reagieren wie Banken, die Bewegungen der Brücke gleichen Preisschwankungen. Man wünscht sich Diversität, aber der Markt ist ein Ableiter, der Uniformität verhängt.«<sup>22</sup>

Dabei geht es allerdings weniger um die Selbstverstärkung und das *trendchasing* kurzfristiger Spekulationen und nicht allein um die Hoffnung darauf, dass man auf Finanzmärkten – anders als auf sandigen Rennbahnen – Pferde durch Pferdewetten voranbringen kann. Vielmehr prägen Dynamiken dieser Art ganz grundsätzlich die Verlaufsform von Prozessen, die sich auch langfristig abseits von Gleichgewichtszuständen einstellen, ein dynamisches Ungleichgewicht und eine irreduzible Instabilität im Systemverhalten dokumentieren. So hat etwa Hyman Minsky, Keynesianer und bis vor kurzem eine der verlorenen Stimmen im politökonomischen Konzert, seit den 1960er Jahren demonstriert, wie Stabilitätsphasen zur Instabilität, Ausgleichsversuche zu Störungen

und schöne Schwünge zu manifesten Unwuchten im Finanzgeschehen führen. Demnach setzen unter den Bedingungen einer modernen Finanzökonomie – profitorientierte Akteure, Bankensystem, Handel mit Kapital- und Vermögenswerten – gerade stabile und aussichtsreiche Wirtschaftslagen einen diabolischen Finanzierungskreislauf in Gang. Dabei gilt auch hier die Wirksamkeit einer genuin kapitalistischen Struktur und somit die Tatsache, dass die elementaren Einheiten dieser Ökonomie nicht aus Tauschverhältnissen, sondern aus Verpflichtungsstrukturen bestehen, also Investitions- und Finanzierungsentscheidungen miteinander verknüpfen und auf eine ungewisse Zukunft und deren Ertragsrisiken beziehen. Ausgangspunkt ist also die temporale Verwerfung einer Geld-jetzt-für-Geld-später-Korrelation. Gegenwärtige Gewinne validieren vergangene Entscheidungen, und aktuelle Investitions- und Finanzierungsentscheidungen werden von den Erwartungen künftiger Gewinne bestimmt. Unter dieser Voraussetzung gibt es in Perioden robusten Wachstums mit positiven Langzeiterwartungen zunächst keinen guten Grund dafür, den Spielraum für Investitionen nicht über den Rahmen abgesicherter Finanzierung hinaus zu erweitern. Vielmehr erscheint es plausibel, die gerechtfertigte Hoffnung auf künftige Kapitalerträge mit weiteren Investitionen abzugleichen und Finanzierungsnachfragen zu intensivieren. Das führt zum einen dazu, die Einnahmen aus Investitionen nicht mehr zur Kredittilgung, sondern zu Reinvestitionen zu verwenden, auf einen ›spekulativen‹ Kapitalisierungsprozess zu vertrauen und fällige Kredite mit Krediten zu refinanzieren. Zum anderen motiviert der zunehmende Finanzierungsbedarf seitens gewinnorientierter Finanzinstitute die Erfindung ›neuer‹ Geldtypen und Finanzinstrumente in Form von Geld-Substituten oder Portfolios.

#### Theorie der Instabilität

In diesem Prozess, in dem jede Finanzinnovation sowie jede erweiterte Nutzung von bisherigen Finanzierungspraktiken das Finanzierungsvolumen erhöht, werden – vereinfacht gesagt – höhere Investitionen mit steigenden Gewinnen, Profite mit steigenden Preisen für Vermögenswerte (wie Aktien) und diese wiederum mit höheren Preisen für Investitionen rückgekoppelt. Oder anders gesagt: Unter günstigen wirtschaftlichen Bedingungen wird die Beschaffung von Krediten erleichtert, das Investitionsvolumen vergrößert. Die effektive Geldmenge wächst an, und die damit ebenfalls ansteigenden Preise für Renditekapital erhöhen die Nachfragen nach Krediten und zugleich die Bereitschaft zu deren Finanzierung. In diesem Erwartungsklima werden mit zunehmenden Investitionen Sicherheitsmargen verkleinert, Liquiditätspräferenzen reduziert, Geldangebote erhöht, der Umlauf von Schulden vergrößert, und die Ausweitung des Finanzierungsgeschehens zieht eine wechselseitige Steigerung von Vermögenswerten und Preisen für Investitionsgüter nach sich. Daraus erwächst, nach Minsky, zwangsläufig eine pyramidale Struktur, in der sich der Ausgleich ausstehender Schulden über weitere und riskantere Investitionen vollzieht. Dem Rückgang liquider Mittel im Verhältnis zum Marktwert von Kapitalvermögen in den Portfolios steht ein Anwachsen von Verpflichtungen gegenüber, deren Ausgleich von steigenden Reingewinnen abhängig ist, ein rekursiver Anstieg von Fremdfinanzierung und Schuldendienst. Dies ergibt ein sich selbst erhaltendes und sich selbst beschleunigendes System, das sich über positive Rückkopplungen an seinem eigenen Erwartungshorizont ›euphorisiert‹.<sup>23</sup>

Verbindlichkeitsstrukturen und ein allgemeiner Verschuldungszusammenhang – Walter Benjamins verschuldender Kultus des Kapitalismus – stehen also in unmittelbarer Rückkopplung mit innerweltlichen Erwartungsprofilen, und der kritische Faktor dieser Dynamik liegt im Verhältnis zweier gegenläufiger Kapitalströme, im Verhältnis also zwischen Kapitaleinkünften und Kreditverpflichtungen, in der Relation zwischen fixer bzw. terminierter Verbindlichkeit und erwartbaren, aber stets ungewissen und variablen Ertragsaussichten. Die prekäre Situation entsteht schließlich dort, wo die Erfüllung von Finanzierungsverträgen entweder neue Anleihen oder den Verkauf von Vermögenswerten verlangt, was einerseits zu kostspieligeren Finanzierungsoptionen und steigenden Investitionskosten, andererseits zu Einbußen und Preisdruck auf Sekundärmärkten, also zu sinkenden Kapitalpreisen führen kann. Wenn in der Folge ein Anstieg von Liquiditätspräferenzen und somit eine Gefährdung von Liquidität überhaupt oder umgekehrt ein Preisverfall bei Vermögenswerten eintritt, kann das durch die kaskadenartige Verflechtung, durch die von der Bankenstruktur garantierte Interdependenz, ausgehend von einzelnen Akteuren auf das gesamte ökonomische System zurückwirken – eine Spirale schwindender Investitionen, sinkender Gewinne, kollabierender Anlagen. Der Systemverlauf hat seine Peripetie erreicht, an der das Geschehen ganz und gar ungewiss wird, turbulenten Charakter annimmt und eine Fortsetzung der Operationen oder einen Kollaps gleichermaßen möglich erscheinen lässt.

Minskys These finanzieller Instabilität besagt demnach, dass manifeste Krisen und Zusammenbrüche nicht einfach durch äußere Erschütterungen, durch fiskalische oder politische Theatercoups, sondern durch die Parameter und Eigenbewegungen der Finanzökonomie selbst hervorgebracht werden. Anders als in kybernetischen und sich selbst regulierenden Systemen wird der Finanzmarkt durch seine Ruhe beunruhigt, durch seine Stabilität destabilisiert, und gerade sein effizientes Funktionieren wird ganz und gar dysfunktional. Jede stabile Phase ist transitorisch, und in einer Welt mit kapitalistischer Finanz, so heißt es bei Minsky, »stimmt es ganz einfach nicht, dass dann, wenn alle Mitspieler ihre eigenen Interessen verfolgen, die Wirtschaft ins Gleichgewicht gebracht wird.« Eine Analyse von Angebot und Nachfrage – mit der Aussicht auf Ausgleich und Gleichgewicht – erklärt nicht das Verhalten einer kapitalistischen Ökonomie, und deren Finanzierungsprozesse operieren so, dass sie selbst »endogene destabilisierende Kräfte« entwickeln. Und das heißt: Die Finanzinstitutionen des Kapitalismus sind »von sich aus ruinös. Anstatt die Eigenschaften freier Märkte zu bewundern, sollte man akzeptieren, dass das Gebiet effizienter und wünschenswerter freier Märkte begrenzt ist.«<sup>24</sup>

2007ff.

Mit Blick auf Kapitalmärkte sind also Krisen stets Zirkulationskrisen und als solche Krisen der Liquidität, und ihre Erschütterungen beruhen wohl auf dem theoretischen und praktischen Vertrauen auf die Funktionsweise eines sich selbst regulierenden Marktes. Entsprechend hat sich gerade das Wechselverhältnis zwischen Finanzinnovationen, Investitionsvolumina und Schuldenumlauf als plausible Beschreibung der finanzökonomischen Dynamiken der letzten vier Jahrzehnte erwiesen, und noch die jüngste ›Krise‹ der Jahre 2007ff. dokumentiert in dieser Hinsicht keineswegs ein neues und allzu überraschendes Profil. Auch hier wurde das Liquiditätsparadox virulent, das besagt, dass Liquidität sich selbst gerade dann aufhebt, wenn sie erforderlich und von allen begehrt wird.<sup>25</sup> So konnte man auf den Finanzmärkten zunächst die Rückkopplung verschiedener Kapitalisierungsprozesse verzeichnen, die von durchaus soliden ökonomischen Ausgangsbedingungen und völlig rationalen Entscheidungsprozeduren bzw. Erwartungshorizonten in Gang gesetzt wurden. Die seit den 1990er Jahren insbesondere in den USA ansteigenden Immobilienpreise haben demnach zu einem erhöhten Finanzierungsbedarf, dann zur Erfindung neuer Finanzinstrumente und mit diesen wiederum zu wachsenden Kapitalerträgen, zur Suche nach weiteren Investitionsmöglichkeiten und daher zu weiter steigenden Immobilienpreisen geführt. Abgesehen davon, dass diese Bewegungen durch folgenreiche institutionelle Rahmenbedingungen erleichtert wurden (etwa durch die Aufhebung des Glass-Steagall-Acts in den USA im Jahr 1999, der die Trennung von Geschäfts- und Investmentbanken regelte, durch das Basel II-Abkommen, das Eigenkapitalanforderungen an Marktlagen anpasste, oder durch den marktfördernden Einfluss von Rating-Agenturen), waren es dabei vor allem zwei Geschäftspraktiken, die sich als besondere Perfektion oder Rationalisierung finanzökonomischer Operationen verstanden und den euphorischen Prozess enthemmen bzw. beschleunigen konnten.

Zum einen wurde der erhöhte Finanzierungsbedarf durch so genannte Verbriefungen (*securitization*) beantwortet. Kreditgeber, d.h. Geschäfts- oder Hypothekenbanken, haben vergebene Immobilienkredite in Obligationen verwandelt, diese mit rücklaufenden Zinszahlungen gedeckt, in verschiedene Tranchen zerlegt und auf sekundären Märkten als *asset-based securities* verkauft. Von Investmentbanken wurden diese mit anderen Anleihen kombiniert und in neuer Verpackung als Vermögenswerte mit unterschiedlichen Risiken bzw. Ertragsaussichten, als *collateral debt obligations* vertrieben. Über verschiedene und beliebig fortsetzbare Kaskaden konnte damit nicht nur das Finanzierungsangebot bei steigender Kapitalnachfrage beliebig vergrößert werden, vielmehr wurden zudem die Passiva, d.h. die Kreditrisiken, aus den Bilanzen der ursprünglichen Kreditgeber herausgelöst, verstreut, diversifiziert und gewissermaßen versichert, und zwar durch die Logik jener Derivate, in denen sich die Perspektiven von risikoaversen Verkäufern mit denen von risikoaffinen Käufern auf erfreuliche Weise decken. Noch im *Global Stability Report* des Internationalen Währungsfonds vom April 2006 hieß es dazu: »Mit ihrem unterschiedlichen Risikomanagement und ihren unterschiedlichen Investitionsperspektiven tragen diese neuen Akteure dazu bei, jene Schocks abzumildern und zu absorbieren, die in der Vergangenheit vor allem einige wenige, systemisch bedeutsame finanzielle Vermittlungsagenturen getroffen hatten.«<sup>26</sup> Das bedeutete nicht zuletzt, dass die Dokumentation von Einzelrisiken durch einen aggregativen Blick auf die statistische Verteilung von Risikopotenzialen ersetzt wurde, und zwar durch eine Rechnungspraxis (*value at risk*), mit der singuläre Risikoereignisse durch ihre Bündelung

über das Gewicht von absehbaren Normalverteilungen absorbiert werden konnten. Künftige Wahrscheinlichkeiten wurden nach dem Maß von gegenwärtigen modelliert. Ergänzt wurde das schließlich durch jene ominöse Spezies von Derivaten, den *credit default swaps*, die als eine Art Kreditausfallversicherung den Herauskauf von Risikoposten aus den Bilanzen der Kreditgeber an besonders profitorientierte, d.h. risikobereite Investoren ermöglichten. Der Finanzierungsbedarf wurde mit dem Verkauf von gekauften Risiken gesichert, Zahlungsunfähigkeit bezahlbar, und diese Verschmelzung von Derivaten und Kreditgeld lässt sich wiederum als Reflexiv-Werden der Geldschöpfung begreifen und somit als potenziertes Umlauf von Insolvenz.<sup>27</sup>

Andererseits wurde in der Bilanzierung der entsprechenden Werte ganz folgerichtig das *mark-to-market*-Verfahren beansprucht. Dabei hat man sich zur Feststellung der aktuellen Aktiva und Passiva im Kreislauf von Investition und Kredit auf jene plausiblen Preisbildungen bezogen, die die entsprechenden Papiere und Anleihen an Börsen oder börsenähnlichen Märkten notieren bzw. notieren könnten. Der Wert der Dinge ist eben nichts anderes als ihr Preis, und die Bewertung eines Finanzinstruments wird durch den Verweis auf seinen laufenden Marktpreis legitimiert. Und wiederum konnte man sich dabei auf die Logik effizienter Märkte berufen, d.h. auf die Idee, dass dann, »wenn die Preise die Informationen und Meinungen aller Marktteilnehmer versammeln, diese Preise selbst die beste Abschätzung der entsprechenden Werte bieten«. <sup>28</sup> Die aktuellen Marktpreise bestimmen somit unmittelbar den Wert von Kapitalbeständen. Höhere Preise erhöhen den Buchwert von Eigenkapital und Aktiva und damit auch die Bereitschaft für Kreditvergabe und Investitionen, und dieses effiziente Skript hat den finanzökonomischen Mechanismus komplettiert. Es ergibt einen perfekten marktförmigen Prozess. Preisänderungen induzieren in den Bilanzen umgehend Reaktionen, d.h. Preisänderungen, steigende Marktpreise für Immobilien schlagen sich unmittelbar in steigenden Kapitalwerten, diese in höheren Investitionserträgen und diese in verminderten Risikopotenzialen nieder.<sup>29</sup> Bei ansteigenden Preisen für Vermögenswerte nimmt messbares Risiko ab, es wird die Bereitstellung zusätzlichen Kapitals für weitere Reinvestitionen veranlasst und ein Prozess motiviert, der – wie von Minsky beschrieben – von gesicherten über spekulative zu pyramidalen Finanzierungsverfahren führt.

Nachdem allerdings im Jahr 2006 die Immobilienpreise stagnierten und ab Herbst zu fallen begannen, setzte sich ein allgemeiner Zweifel über die Höhe gegenwärtiger und künftiger Werte kursierender Kapitalvermögen und insbesondere der so genannten Subprime-Anlagen durch. Gerade noch geltende Wertschätzungen kippten in die dunkle Ahnung völlig unbestimmter oder unbestimmbarer Werte, die wechselseitige Unterstützung progressiver Bewegungen wurde irritiert, und die Signale des Marktpreissystems haben – samt den damit verbundenen Anreizen – ganz und gar erraticen Charakter gewonnen. Als dann mit den ersten Zahlungsunfähigkeiten von Immobilienbesitzern die Wahrscheinlichkeit von Kreditausfällen anwuchs, neue Investitionen ausblieben, Kreditlinien verschärft wurden, Rating-Agenturen einige Papiere deklassierten und Geldmarktzinsen stiegen, setzte ganz konsequent die umgekehrte Anpassungsbewegung, eine Anpassung an Anpassungen und eine ›synchroner Lateralerregung‹ ein. Ökonomische Vernunft ging den Weg der Finanzierungsketten im Krebsgang zurück. Der Markt für verbrieftete Immobilienanleihen stockte und brach ein, Vermögenswerte aller Art mussten zur Refinanzierung verkauft werden, Kapitalmärkte gerieten unter Druck und ließen Immobilienpreise weiter sinken. Und weil Kreditmärkte anders als der Börsenhandel nicht zeitweilig geschlossen werden konnten, hinterließ der sich selbst verstärkende Preisverfall für Immobilien, Hypotheken und deren Derivate die bekannten schwarzen Löcher an Liquidität. Jede dieser Bewegungen verstärkt die Schwingungen im System. Prozyklische Prozesse und Resonanzkatastrophen sind systemkonform, und der jüngste Zusammenbruch des amerikanischen Hypothekenmarkts war darum wohl nur ein Auslöser, aber kein hinreichender Grund für den späteren weltweiten Kollaps.

Ressource der Zeit

Allgemein lässt sich daraus die Schlussfolgerung ziehen, dass die Beförderung marktförmiger Mechanismen – der Anreiz von Preissignalen, die effiziente Vernetzung von Akteuren, die Generalisierung von Finanzmärkten und bankenähnlichen Strukturen – zur Paralyse des Systems und zur Einstellung seiner allokativen Funktionen führte. Rationale Operationen und Mitspieler produzieren irrationale Effekte, und wenn hier die Wirksamkeit einer unsichtbaren Hand im Spiel ist, manifestiert sich in ihr eine diabolische Natur. Im Grunde träumt der Markt dabei den Traum seiner Endlosigkeit und wird beunruhigt nur durch den säkularen Umstand, dass mit den irdisch begrenzten Mitteln endlicher Akteure immer wieder die Grenze von Zahlungsfähigkeit in den Blick rückt. Das bedeutet schließlich, dass sich hier, unter modernen Finanzierungsbedingungen, eine wechselseitige

Steigerung von Sicherheit und Unsicherheit einstellt, wie Dirk Baecker sie für die Logik von Bankengeschäften überhaupt konstatierte. Stabilisierung wird durch Streuung und Verlagerung von Instabilitäten erreicht. Dabei geht es nicht allein darum, wie Schwingungsphasen mit positivem Feedback zwangsläufig zu einer kurzfristigen Akkumulation interner Risiken führen. Vielmehr hat gerade die Versicherungslogik jüngster Finanzstrategien systemische Risiken gehegt und verstärkt, produziert und verstellt zugleich. Wie nämlich Banken dazu tendieren, Risiken in Anlageformen einzubauen, diese zu diversifizieren und weiter zu verkaufen und somit ein Geschäft mit den Risiken der Reproduktion von Zahlungsfähigkeit zu eröffnen,<sup>30</sup> so werden in der Dynamik des Derivathandels und in der Kette der Verbriefungen – perfekte Verkörperungen kapitalistischer oder finanzökonomischer Rationalität – Risiken mit Risiken versichert, d.h. ausgelagert, verstreut und auf unterschiedliche Zeithorizonte verteilt. Damit ist nicht nur ein unmittelbarer Anlass zur Steigerung von Risikobereitschaft gegeben. Wenn Preisrisiken mit der Streuung von Preisrisiken, spekulative Geschäfte mit spekulativen Geschäften ›gehedged‹ werden, wenn also neue Risikomärkte geschaffen werden, um Risiken abzusichern, so werden vielmehr gegenwärtige Risiken mit künftigen und diese mit den Risiken künftiger Zukünfte verrechnet. Gegenwärtige Märkte werden durch eine endlose Serie von Vorwegnahmen bestimmt und nicht bloß von ihren multiplen Zukünften, sondern vom Danach dieser jeweiligen Zukünfte bewegt.

Der Fluchtpunkt des Prozesses liegt also in einer Zukunft nach der Zukunft. Gerade dadurch wird aber eine scharfe Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Perspektiven, zwischen (kalkulierbaren) Risiken und (unberechenbaren) Ungewissheiten nahegelegt oder virulent. Denn einerseits wird bei diesen Operationen und in der Binnenlogik des Systems Zukunft, d.h. Zeit als eine unendliche und unerschöpfliche Ressource vorausgesetzt. Der Progress von effektiven Risikoverlagerungen funktioniert nur, wenn sich jede ausstehende Zukunft um einen weiteren Zukunftsraum fortsetzen lässt und die zeitliche Expansion sich de jure entgrenzt. Und gemäß der Vernunft effizienter Märkte lässt sich die kalkulierbare Fassung von Risiko-Kaskaden nur unter der Bedingung erhalten, dass sich gegenwärtige Risiken nach der Wahrscheinlichkeit von vergangenen, die Risiken künftiger Gegenwart nach der Risikowahrscheinlichkeit gegenwärtiger Zukünfte, alle weiteren Zukünfte als statistischer Schatten ihrer jeweiligen Vergangenheiten modellieren und damit ein verlässliches Zukunftswissen begründen. Die Wahrscheinlichkeit des Risikos gewinnt damit eine ›ergodische‹ Struktur und will, dass alle künftigen Ereignis-Populationen analog zu aktuellen Wahrscheinlichkeiten gestreut sind und sich nach einer Relation verhalten, in der eine Serie von tausend Würfeln mit einem Würfel einem einzigen Wurf mit tausend Würfeln entspricht. Keynes hatte das auch als die Wirksamkeit einer kardinalen Wahrscheinlichkeit beschrieben, in der die einzelnen riskanten Ereignisse ohne Korrelation und unabhängig voneinander passieren und darum in einer Verhältniszahl angeschrieben werden können. Dieses ›eigentliche‹ Risiko folgt einer Verarbeitungsform, wie sie ähnlich in der Domäne von Solidargemeinschaften und Vorsorgeinstitutionen gilt: Ein Hausbrand hier oder dort ändert für eine Feuerversicherungssozietät nichts an der Wahrscheinlichkeit, mit der Hausbrände hier oder dort geschehen könnten.<sup>31</sup> Unter der Bedingung einer endlos verlängerten Zukunft bleibt in den Risikopyramiden des Derivathandels die beruhigende Rückversicherung über statistisch begründete Normalverteilungen bestehen, und sofern künftige Wahrscheinlichkeiten stets den jeweils gegenwärtigen entsprechen, scheint das, was immer man heute entscheidet und tut, den Spielraum künftiger Möglichkeiten nicht weiter zu stören.

Andererseits aber kann dieser gleichsam solidargemeinschaftliche Abgleich von Ereignis-Populationen – ganz anders, als von den Theorien effizienter Märkte vorgesehen – gerade dann keine Gültigkeit haben, wenn man riskante Entscheidungen als zeitkritische Operationen begreift, die sich überdies mit anderen riskanten Entscheidungen rückkoppeln. Die Versicherung eigener Risiken kann nur durch die Schaffung von Risiken für andere geschehen, die sich selbst wieder nur durch die Schaffung anderer Risiken absichern können. Zudem gilt dabei die Bedingung, dass Zeiträume endlich sind, Fristen ablaufen, Termine eintreffen, Zahlungen fällig werden und künftige Gegenwart sich stets von gegenwärtigen Zukünften unterscheiden. Ökonomische Zeitserien sind also nicht stationär oder isotrop, die Umgebungen ökonomischer Entscheidungen bleiben im Zeitverlauf weder neutral noch homogen und fordern kontinuierliche Anpassungsreaktionen heraus. Je mehr die Zukunft – risikologisch – dazu benutzt wird, gegenwärtige Entscheidungen zu profilieren, desto mehr hängt der Erfolg dieser Strategie davon ab, dass die Zukunft den Erwartungen (oder der erwartbaren Streuung von Möglichkeiten) entspricht. Die Zukunft und deren Zukünfte könnten dann als vertretbares Risiko erscheinen, aber »der Teufel will, dass die künftigen Gegenwart nicht unbedingt der gegenwärtigen Zukunft entsprechen müssen.«<sup>32</sup> Es kommt immer anders, als man denkt. Und das heißt: Sobald eine künftige Gegenwart aktuell wird,

aktualisiert sich auch ihr Unterschied zu jener Zukunft, auf die man gesetzt und deren Aussichten man einstmals genutzt hatte. Somit provoziert gerade die zeitliche Zirkelstruktur von Finanzgeschäften, dass stets andere Zukünfte als die erwarteten in die Gegenwart zurückkehren. Das wurde, wie Elena Esposito feststellte, bei allen so genannten Krisen und also auch bei der jüngsten manifest. Jede Risikoschätzung basiert demnach auf einer gegenwärtigen Einschätzung der Zukunft, und man geht dabei von der Verarbeitung vergangener Daten aus. Daraus hat man die für die Vergabe von Krediten benötigten Elemente gewonnen. Der erwartete Anstieg der Immobilienpreise zur Deckung der Insolvenzrate wurde bereits in der Gegenwart verrechnet. Als die Preise dann stattdessen gesunken sind, musste bemerkt werden, »dass man sich nicht nur in der Entscheidung, sondern auch in der Zukunfts konstruktion geirrt hatte, weil die Zukunft nun keine Möglichkeiten eröffnet und nur Bindungen bereitstellt: Man muss jetzt weiterhin für ein Projekt bezahlen, das der Realität nicht mehr entspricht, das jedoch nicht oder nur mit zusätzlichen Kosten geändert werden kann.«<sup>33</sup> Die Zukunft als versicherter Möglichkeitsraum ist dann kostspieliger geworden als erwartet oder schlicht nicht mehr da.

#### Zurück aus der Zukunft

Das bedeutet aber auch, dass man sich nicht nur zufällig geirrt und in einer Erwartung getäuscht, sondern ganz konsequent dazu beigetragen hat, eine andere Zukunft als die wahrscheinliche oder erwartbare zu produzieren: »Man hat eine andere Zukunft genutzt als diejenige, die man vorbereitet hatte.« Dies war gerade in der versichernden Kettendynamik der Verbriefungen der Fall. Sofern dabei nämlich gegenwärtige Kredite durch Obligationen, Obligationen durch künftige Zahlungen von Kreditnehmern und mit weiteren Derivaten garantiert wurden, war nach den ersten Insolvenzfällen und den damit veränderten Erwartungsprofilen nicht mehr klar, ob die zirkulierenden Kredite noch die Aussicht auf künftige Gewinne oder bloß ein verblasstes und haltlos gewordenes Versprechen repräsentieren.<sup>34</sup> Verfügbares Kapital ist nicht mehr von reinem Spuk unterscheidbar. Man hat auf eine endlos fortsetzbare Zukunft gesetzt, gleichzeitig aber ihre Ressourcen verbraucht, und die gegenwärtige Nutzung der Zukunft hat den Vorrat an gegenwärtig verfügbarer Zeit ausgeschöpft. Gerade weil hier die Gegenwart von einer Zukunft abhängt, die sich wiederum nach ihr richtet, weil sich die Gegenwart als Wirkung einer Zukunft manifestiert, die sie selbst anstößt, hat sich die darin akkumulierte Macht der Zukunft auf paradoxe Weise artikuliert. Der Reichtum künftiger Zeiten hat sich in gegenwärtigen Profiten verwirklicht. Die Finanzierungsketten garantieren oder ›versichern‹ eine fortlaufende Beschaffung von Liquidität, sobald aber hier oder dort der Versicherungsfall, d.h. Insolvenz auftritt, wird mit der Reduktion gegenwärtiger Liquidität auch die verfügbare Zukunft verknappt, der Möglichkeitspielraum in der Gegenwart selbst aufgezehrt. Man hat nun ganz einfach weniger Zeit oder Zukunft parat. Die Versicherung oder *securitization* künftiger Ereignisfolgen ist als Einbruch unbeherrschbarer Kontingenz wiedergekehrt, und die Technologien zur Kontrolle, zur Kolonisierung oder Entfuturisierung der Zukunft haben das Künftige auf unvorhergesehene Weise hier und jetzt zum Ereignis gemacht.<sup>35</sup> Ein Wiedergängertum besonderer Art: Das Gespenst des Kapitals kommt stets aus seiner eigenen Zukunft zurück.

Während also innerhalb dieses Finanzierungssystems und unter der Bedingung einer unendlichen Ressource an Zeit die Logik der Verbriefung und der damit verbundene kapitalistische Prozess einer kontinuierlichen Verwandlung von Ungewissheit in kalkulierbare Wahrscheinlichkeiten vertraut, bringt der Blick auf das Systemganze eine umgekehrte Dynamik zur Ansicht. Hier erscheinen künftige Gegenwarten gerade deshalb unabsehbar, weil sie in der aktuellen Gegenwart durch Verfahren der Vorwegnahme – und der Vorwegnahmen von Vorwegnahmen – hervorgebracht wurden. Der Umgang mit Risiken ist höchst riskant geworden, und wahrscheinlich hat sich die finanzökonomische Architektur der letzten Jahrzehnte, dieser jüngste kapitalistische Innovationsschub, tatsächlich als »vollkommener Fehlschlag« erwiesen.<sup>36</sup> Dennoch dokumentiert sich darin ganz grundsätzlich die Logik des finanzökonomischen Systems und die Spielweise des kapitalistischen Marktes. Folgt ökonomische Rationalität einer Strategie, die Entscheidungen angesichts ungewisser Zukünfte in bloße Risiken zu verwandeln, also in kalkulierbare und konstruktive Eigenleistungen des Systems im Umgang mit sich,<sup>37</sup> so hat sich dieses Risk-Management selbst zum systemischen Risiko gewendet und unbekannte Wahrscheinlichkeiten im Funktionsganzen erhöht. Es offenbart eine hypokritische Performanz, in der Risikoverneinung Risikobejahung und umgekehrt meint. Die immanenten Operationen des Systems haben den Unterschied zwischen Risiko und Ungewissheit verwischt und damit besonders wirksam gemacht. Ungewissheit, d.h. potenzierte Zukunft, ist hier nicht einfach Gegenstand von Erwartung und Voraussicht, sie wirkt vielmehr in die aktuelle Gegenwart hinein und diktiert deren Verlauf. Ihr Ungewisses ist das, was jetzt, gerade und aktuell

interveniert. Unter diesen Bedingungen muss man wohl einräumen, dass endogene Marktprozesse ineffizient und verdreht funktionieren und deren Zyklen gleichermaßen normal und traumatisch erscheinen; ökonomische Theorie konzediert selbst, dass man mit vagen Aussichten im Vagen operiert und allenfalls eine »Wissenschaft vom Ungenauen« erwarten kann. Es überrascht daher keineswegs, dass sich helllichtige Börsenmakler und Trader zuweilen in stoischen Exerzitien versuchen und einander Senecas *Moralische Briefe* empfehlen.<sup>38</sup>

Dies verleiht den so genannten Krisen ein besonderes Ereignisformat. Wenn man Krisen allgemein als Verwirrung von Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten oder mit Blumenberg als »Erlebbarkeiten des Zeitenzerfalls«<sup>39</sup> begreifen wollte, so wird die krisenhafte Dynamik der Finanzökonomie durch eine Verwerfung unterschiedlicher Zeitordnungen strukturiert. Während nämlich Finanzmärkte nach irdischer Unaufhörlichkeit streben, während ihre Subjekte sich über ihre eigene Endlichkeit hinwegträumen und das Kapital selbst danach verlangt, die obskuren Kräfte der Zeit zu besiegen und seine Hindernisse auf dem Weg in eine schrankenlose Zukunft zu beseitigen, wird dieses chrematistische Streben stets durch bemessene Dauern, fixe Termine, fällige Zahlungen, also durch die Umstände endlicher historischer Zeiträume heimgesucht. Ökonomische Zeit ist maßlos, leer, unbestimmt, proleptisch und abstrakt, historische Zeiten sind angefüllt, konkret, bestimmt, irreversibel und beschränkt. Sowenig sich also die Wechselfälle historischer Zeiten mit dem Regime der ökonomischen Zeitordnung decken, sosehr reicht das entgrenzte Zeitverlangen kapitalistischer Prozesse in die Existenz endlicher Dinge und Wesen herein und manifestiert sich dort als futurischer Druck. Die Macht der Zukunft wird dringlich, sie insistiert in der Gegenwart und macht sich bemerkbar als Verpfändung gelebter und lebbarer Fristen. Kritisch ist also nicht nur die Frage danach, wie die Kraft der Zeit ökonomische Aktionen und Ereignisketten kodiert und deren Dynamik ausrichtet, sondern auch die Frage danach, wie sie sich mit den Zeitmustern beschränkter Dauern und endlicher Gegebenheiten verwickelt.

Ende der Oikodizee

Damit wird zugleich ein längst fälliges Ende der Oikodizee markiert. Während man lange Zeit darauf setzte, dass die unzuverlässigen Verhaltensweisen von Einzelnen über Marktmechanismen zur Vernunft gebracht werden, muss man nun konzedieren, dass Finanzmärkte als Märkte aller Märkte so operieren, dass sie mit rationalen Entscheidungsprozessen systematisch Unvernunft produzieren. Die doppelte Herkunft der Oikodizee aus Moralphilosophie und Kosmologie hat nicht nur ein szientifisches Selbstverständnis politischer Ökonomie, sondern auch ein Bild von Märkten als *eĩdos* sozialen Ausgleichs motiviert. Das ergab einen Legitimationszirkel, durch den die Marktform theoretisch gerechtfertigt, das theoretische Wissen über Märkte aber normativ privilegiert worden ist. Dieser schwebende, in sich selbst gründende Theoriebau wird allein durch die Annahme sich selbst regulierender, sich selbst optimierender und endlich friktionslos funktionierender Dynamiken zusammengehalten; oder eben durch die Behauptung, dass »reine ökonomische Theorie eine Wissenschaft ist, die den physikalisch-mathematischen Wissenschaften in jeder Hinsicht ähnelt«.<sup>40</sup> Er inspiriert immer noch die alten Legenden im Herzen politökonomischen Wissens: dass es »reine« ökonomische Sachverhalte gebe, dass diese sich zu einem konsistenten System fügen, dass das System effizient funktioniere und dass all das insgesamt einem Evolutionsprozess folge, der von einfachen Bedarfslagen über Märkte, Handel und Geldwirtschaft zu einer weltweiten Finanz->Ordnung« heraufdrängt. Dies ließe sich unschwer als Ideologie identifizieren, wenn die politische Ökonomie nicht diejenigen ökonomischen Gegebenheiten wirklich geschaffen hätte, als deren Spezialwissen sie sich selbst ausweist – vom allgemeinen Kompetitionslärm bis zum gegenwärtigen finanzökonomischen System.

Die Haltbarkeit dieser Legenden verwundert allerdings umso mehr, als selbst ein gesunder, d.h. ein eher geschäftsmäßig gestimmter Menschenverstand daran zu zweifeln begann, dass Wachstum Beschäftigung schafft, Privatisierung Versorgungsstandards verbessert, der Markt auf fairen Wettbewerb baut und Konkurrenz überhaupt zur allgemeinen Verteilung von Wohlstandseffekten beiträgt. Schon seit Marx oder Max Weber wurde eine Kritik politischer Ökonomie vom Rätsel der rationalen Irrationalitäten im kapitalistischen Prozess angeregt, und das Ende der Oikodizee verlangt demnach eine Denaturierung ökonomischen Wissens, seine Herauslösung aus dem alten providentiellen Hang und seine Überstellung in ein offenes historisches Feld. Man könnte das auch eine Enttheoretisierung des Ökonomischen nennen. Damit erscheinen ökonomische Operationen nicht mehr als homogenes Ordnungssystem, sondern als Konglomerat verschiedener kultureller Technologien, mit denen man Ungewissheiten zu beherrschen, Gefahren vorwegzunehmen, Kommunikationen zu strukturieren, das Verhältnis von Leuten und Dingen zu interpretieren, Machtvorteile und Ertragsaussichten

zu sichern versucht. Und damit wird ein Realismus aufgerufen, der den Blick von der Modellierung konsistenter Systemideen auf die Heterogenität von Entstehungsbedingungen, Herkünften und tatsächlichen Praktiken lenkt. Der Kapitalismus ist eben nicht die Verwirklichung gesellschaftlicher Vorsehung, er übernimmt keinen geschichtsphilosophischen Auftrag, und er sorgt sich nicht darum, kohärent und sich selbst auf die eine oder andere Weise treu zu bleiben. Er wird sich nicht an sich selber erschöpfen und an ein irgendwie natürliches Ende gelangen, er wird aber auch nicht eine spontane und allgemeine Allokation von Reichtümern garantieren. Er läuft und finanziert sich nicht von selbst. Sosehr er aber durch soziale und politische Aktionen hervorgebracht, gestützt und erhalten wird, sosehr stellt sich die Frage nach der sachlichen und normativen Begrenzung seiner Operationsfelder. Man kann Märkte nicht vor ihren Krisen und Einbrüchen bewahren, aber man kann die Abhängigkeit von ihnen reduzieren. Konsumgüter und Vermögenswerte, Arbeitskraft, Gesundheit, Ausbildung oder natürliche Ressourcen lassen sich nicht nach ein- und derselben Marktlogik vertreiben, sie lassen sich nicht gleichermaßen durch einen alles (de)regulierenden Marktmechanismus ›kapitalisieren‹. Noch das jüngste und verständliche Begehren der Finanzindustrie nach einer Rettung durch Sozialisierung hat ungewollt demonstriert, dass selbst Geld, Kapital und Liquidität nicht einfach private Güter in privaten Händen zu privaten Zwecken sind, sondern ein öffentliches, d.h. alle betreffendes und alle bewegendes Gut. Die Effekte ökonomischer Entscheidungsprozesse haben selbst die Kompetenzgrenzen ökonomischer Entscheidungen signalisiert.

Markt und Kapital sind nicht nur eine kohärente Versammlung ökonomischer Kräfte, sie sind vielmehr eine kondensierte soziale und politische Macht, die einen Kode für die Ausrichtung von Abhängigkeitsstrukturen im gesellschaftlichen Feld diktiert. Während für die ökonomische Neo-Scholastik die Allianz von Liberalismus und Kapitalismus bleiben soll, was sie war, nämlich die eigentliche »Metaphysik des Westens«,<sup>41</sup> geht es einer Säkularisierung ökonomischen Wissens darum, Ökonomien ohne Gott, Märkte ohne Vorsehung und Wirtschaftssysteme ohne prästabilierte Harmonien in Rechnung zu stellen.<sup>42</sup> Der so genannte Liberalismus war nie unbändigen Freiheiten, sondern providentiellen Bindungen verpflichtet und bezog daraus seinen Anspruch auf ein normatives, normsetzendes Privileg. Darum wird die politische Frage nicht mit der Alternative zwischen staatlichen Diktaten und freien Märkten, sondern mit einem ökonomischen Agnostizismus gestellt, der das Politische einer politischen Ökonomie in der Reduktion ihrer heilsgeschichtlichen Rudimente erkennt und der Verwirklichung praktischer Vernunft durch den Markt misstraut.

Weil es zur Eigenart kapitalistischer Ökonomie gehört, dass die Folgen ihrer riskanten Entscheidungsprozesse auch diejenigen zu spüren bekommen, die nicht an den Entscheidungen teilhaben, und weil sich Risiken von Gefahren dadurch unterscheiden, dass sich letztere nicht dem eigenen Tun oder Unterlassen zurechnen lassen, haben sich ökonomische Systemrisiken und kalkulierbare Schadensfälle für die Mehrzahl derjenigen, die in aller Abhängigkeit nichts zu entscheiden haben, in elementare Gefahren verwandelt. Hier überschreiten die Risiken, auf die man sich im normalen Funktionsablauf eingelassen hat, die Möglichkeit rationaler Kalkulation, und wahrscheinlich muss man sich nicht darüber wundern, dass so operierende Gesellschaften »Angst vor sich selbst« bekommen.<sup>43</sup> Die Prozesse der ›Finanzialisierung‹ haben die Reproduktion von Gesellschaften an die Reproduktionsformen des Kapitals gebunden. In einer Art Großversuch wurde mit ihnen die Anpassung sozialer und politischer Ordnungen an ökonomische Risikolagen versucht. Und gerade darum scheint es nicht ausgeschlossen zu sein, dass man sich mit systematischen Finanzierungsversprechen an die Wirksamkeiten einer *perfidious future* (Keynes) gekettet hat. Sicherheitsautomatismen haben Gefahrenblindheit erzeugt, und durch die Kommerzialisierung von Risiken wurden Schadensfälle unendlich teuer oder schlicht unbezahlbar gemacht.

Haben sich moderne Vorsorgegesellschaften einmal über die Verwandlung von Gefahren in Risiken und über die Bändigung des Zufalls formiert, so ist nun das Zufällige, die Gefahr, ein ungebändigter Ereignissturm in die Mitte dieser Gesellschaften zurückgekehrt, als *týchē* oder Zufall in einer archaischen Gestalt: irregulär, gestaltlos und von Nicht-Wissen umspielt. Konkurrenzverhalten auf den Finanzmärkten, so viel wenigstens weiß man, führt eben nicht automatisch Gemeinwohl herbei. Ein interessantes Geschäftsmodell ist kein hilfreiches soziales Programm, und gegenwärtige Volkswirtschaften werden ganz direkt mit der Frage konfrontiert bleiben, ob und wie lange sie sich die Finanzierung ihrer kapitalistischen Funktionsideen und Strukturen leisten können. Unterstellt man, dass im Finanzkapital der besondere Charakter des Kapitals allgemein wird und dass es als einheitliche Macht die Lebensprozesse der Gesellschaft bestimmt, so sind mit

ihm die Launen und die Gefährlichkeit alter Souveränitätsfiguren unter modernsten Bedingungen zurückgekehrt. Ungewissheit ist arkanhaft geworden und fällt Entscheidungen, die in ihrer Ungebundenheit, in ihrer Gesetzlosigkeit schicksalhaft werden. Das prägt die gegenwärtige Epoche finanzökonomischer Konvulsionen, die Lage der kapitalistischen Kosmopolis. Und das ist der opake und wilde Überraschungsraum, in den sich unsere Gesellschaften hineinfinanziert haben.

# Anmerkungen

## Erstes Kapitel

### Der schwarze Schwan

1. 1 Don DeLillo: *Cosmopolis*, New York 2003; deutsch: *Cosmopolis*, München 2005, 21 (im Folgenden wird diese Übersetzung – zuweilen mit kleinen Abweichungen – mit Seitenzahlen im Text zitiert); Honoré de Balzac: »Das Bankhaus Nucingen«, in: *Das Bankhaus Nucingen. Erzählungen*, Zürich 1977, 8; ders., »Gobseck«, in: ebd., 147, 155; Karl Marx: *Das Kapital*, Bd. 3, in: *MEW*, Berlin 1956ff., Bd. 15, 505; Edward Chancellor: *Devil Take the Hindmost. A History of Financial Speculation*, New York 2000, 262, 265; Süddeutsche Zeitung, 11.5.2010, 3. – Vgl. hierzu und zum Folgenden auch: David Cowart: »Anxieties of Obsolescence: DeLillo's *Cosmopolis*«, in: Peter Freese/Charles B. Harris (Hg.): *The Holodeck in the Garden: Science and Technology in Contemporary American Fiction*, Normal/IL. 2004, 179–191; Nick Heffernan: »»Money Is Talking to Itself: Finance Capitalism in the Fiction of Don DeLillo from *Players to Cosmopolis*«, in: *Critical Engagements: A Journal of Theory and Criticism* 1/2, 2007, 53–78; Per Serritslev Petersen: »Don DeLillo's *Cosmopolis* and the Dialectics of Complexity and Simplicity in Postmodern American Philosophy and Culture«, in: *American Studies in Scandinavia* 37/2, 2005, 70–84; Jerry A. Varsava: »The Saturated Self: Don DeLillo on the Problem of Rogue-Capitalism«, in: *Contemporary Literature* 46/1, 2005, 78–107.
2. 2 Karl Marx/Friedrich Engels: *Manifest der Kommunistischen Partei*, in: *MEW*, Bd. 4, 458–493; Joseph Schumpeter: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, Tübingen<sup>6</sup>1950, 136–138; Jean Baudrillard: *Der symbolische Tausch und der Tod*, München 1991, 15–68; Luc Boltanski/Ève Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003, 39, 79ff., 404ff.; Jeremy Rifkin: *Access. Das Verschwinden des Eigentums. Warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden*, Frankfurt/M. u.a. 2000, 44–76.
3. 3 Stefan Altdorfer (Hg.): *History of Financial Disasters, 1763–1995*, Bd. 3, London 2006, 276–277.
4. 4 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über Ästhetik III*, in: *Werke*, Bd. 15, Frankfurt/M. 1970, 340–341, 364, 378, 384.
5. 5 DeLillo: *Cosmopolis*, 66, 162, 203. – Zur psychiatrischen Klassifikation von *amok*, *hwa-byung* und *susto* vgl. *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-IV-TR)*, hg. v. American Psychiatric Association, Washington<sup>4</sup>2000 (Appendix I: Outline for Cultural Formulation and Glossary of Culture-Bound Syndromes).
6. 6 Joel Kurtzman: *The Death of Money. How the Electronic Economy Has Destabilized the World's Markets and Created Financial Chaos*, New York 1993, 17; Rifkin: *Access*, 51.
7. 7 So der Trader und Mathematiker Nassim Nicholas Taleb in: *Narren des Zufalls. Die verborgene Rolle des Glücks an den Finanzmärkten und im Rest des Lebens*, Weinheim 2008, 160.
8. 8 Nassim Nicholas Taleb: *The Black Swan. The Impact of the Highly Improbable*, New York 2007, XVII–XVIII.
9. 9 Jacques Attali: *La Crise et après?*, Paris 2009, 53.
10. 10 Zit. n. Justin Fox: *The Myth of the Rational Market. A History of Risk, Reward, and Delusion on Wall Street*, New York 2009, XI–XII.
11. 11 Nach dem Crash von 1987 etwa hatte man berechnet, dass dieses Ereignis in einer Welt, in der Preisschwankungen einer statistischen Normalverteilung folgen, eine Eintrittswahrscheinlichkeit von  $10^{-160}$  hätte aufweisen müssen; Investoren konnten es also in einer Zukunft von ein paar Milliarden mal Milliarden Jahren erwarten (vgl. Fox: *The Myth of the Rational Market*, 233). – Siehe auch Paul Krugman: *The Accidental Theorist*, New York 1998, 158; Robert Brenner: *Boom & Bubble. Die USA in der Weltwirtschaft*, Hamburg 2003, 308.
12. 12 Vgl. Paul Krugman: »How Did Economists Get It So Wrong«, in: *New York Times*, 2.9.2009.
13. 13 Daniel Defoe: »The Anatomy of Exchange Alley« (1719), in: *Political and Economic Writings of Daniel Defoe*, Bd. 6: *Finance*, hg. v. John McVeagh, London 2000, 129–156; Charles MacKay: *Extraordinary Popular Delusions, and the Madness of Crowds* (1841/1852), New York 1980; Robert J. Shiller: *Irrational Exuberance*, Princeton<sup>2</sup>2005. – Vgl. dazu Urs Stäheli: *Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie*, Frankfurt/M. 2007.
14. 14 M.F.M. Osborne: *The Stock Market and Finance from a Physicist's Viewpoint*, Bd. 1: *Market Making and Random Walks in Security Data*, Temple Hills/Madison 1977, 4, 22, passim.
15. 15 Michael Henochsberg: *La place du marché. Essai*, Paris 2001, 212–215.
16. 16 Robert B. Edwards/John Magee: *Technical Analysis of Stock Trends* (1947), Springfield<sup>1</sup>1961, 1–11; Fox: *The Myth of the Rational Market*, 68; John J. Murphy: *Intermarket Technical Analysis. Trading Strategies for the Global Stock, Bond, Commodity, and Currency Markets*, New York u.a. 1991, 39, 275ff.; Friedrich Nagler: *Timing-Probleme am Aktienmarkt. Ein Vergleich von Strategien der Random Walk Hypothese, der Formelanlageplanung und der technischen Analyse*, Köln 1979, 25ff.
17. 17 Zit. n. Benoit B. Mandelbrot/Richard L. Hudson: *Fraktale und Finanzen. Märkte zwischen Risiko, Rendite und Ruin*, München<sup>3</sup>2009, 373.
18. 18 Immanuel Kant: »Über das Misslingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee«, in: *Werke*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Wiesbaden 1964ff., Bd. 6, 105.

## Zweites Kapitel Idylle des Markts I

1. 1 Thomas Hobbes: *Vom Menschen. Vom Bürger. Elemente der Philosophie II/III*, hg. v. Günther Gawlick, Hamburg<sup>2</sup>1967, 67–68.
2. 2 Peter Sloterdijk: *Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung*, Frankfurt/M. 2005, 79.
3. 3 Vgl. Immanuel Kant: »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, in: *Werke*, Bd. 6, 37; »Zum ewigen Frieden«, ebd., 224; Samuel Pufendorf: *Die Gemeinschaftspflichten des Naturrechts. Ausgewählte Stücke aus »De officio Hominis et Civis«* (1673), Frankfurt/M. 1943, 9ff.
4. 4 Bernard Mandeville: *Die Bienenfabel oder Private Laster, öffentliche Vorteile*, Frankfurt/M. 1980, 147ff.
5. 5 Vgl. hierzu und zum Folgenden Albert O. Hirschman: *Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg*, Frankfurt/M. 1980, 23–57; Michel Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik. Vorlesungen am Collège de France 1978–1979*, Frankfurt/M. 2004, 73ff., 367ff.
6. 6 Claude Adrien Helvetius: *De l'esprit*, Paris 1758, 53: »Si l'univers physique est soumis aux lois du mouvement, l'univers moral ne l'est pas moins à celle de l'intérêt.«
7. 7 Joannes Sambucus: *Emblemata et aliquot nummi operis*, Antwerpen 1566 (Nachdruck Hildesheim u.a. 2002), 139 (mit Dank an Jason Papadimas für diesen Hinweis).
8. 8 Amartya Sen: »Rational Fools: A Critique of the Behavioral Foundations of Economic Theory«, in: Tracy B. Strong (Hg.): *The Self and the Political Order*, New York 1992, 121.
9. 9 Immanuel Kant: »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«, in: *Werke*, Bd. 6, 415.
10. 10 Etwa bei Isaak Iselin: *Versuch über gesellige Ordnung*, Basel 1772, 63: Die Vorsehung habe die Dinge so geordnet, dass aus dem Kampf der »verschiedenen Vorteile ein allgemeines Wohl entsteht«.
11. 11 Adam Smith: *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Ursachen und seiner Natur*, hg. v. H.C. Recktenwald, München 1978, 371, 17.
12. 12 Joseph Glanvill: *The Vanity of Dogmatizing: or Confidence in Opinions. Manifested in a Discourse of the Shortness and Uncertainty of our Knowledge, and its Causes; With some Reflections on Peripateticism; and an Apology for Philosophy*, London 1661, 180; zit. n. Stefan Andriopoulos: »The Invisible Hand: Supernatural Agency in Political Economy and the Gothic Novel«, in: *ELH* 66, 1999, 741 (die folgenden Überlegungen rekurren auf diesen Aufsatz).
13. 13 Adam Smith: »The Principles Which Lead and Direct Philosophical Enquiries: Illustrated by the History of Astronomy«, in: *The Early Writings*, London 1967, 48–49; zit. n. Andriopoulos: »The Invisible Hand«, 740; vgl. Syed Ahmad: »Adam Smith's Four Invisible Hands«, in: *History of Political Economy* 22:1, 1990, 137–144. – Zur theologischen Herkunft und zum Providentialismus der »unsichtbaren Hand« vgl. Giorgio Agamben: *Herrschaft und Herrlichkeit. Zur theologischen Genealogie von Ökonomie und Regierung*, Frankfurt/M. 2010, 332–342.
14. 14 Adam Smith: *Theorie der ethischen Gefühle*, hg. v. W. Eckstein, Hamburg 1994, 316–317.
15. 15 Johann Wolfgang von Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in: *Werke*, Bd. 7, hg. v. E. Trunz, München<sup>13</sup>1981, 388–393.
16. 16 Julius Graf von Soden: *Die Nazional-Oekonomie. Ein philosophischer Versuch, über die Quellen des Nazional-Reichthums, und über die Mittel zu dessen Beförderung*, Bd. 3, Leipzig 1808, 6; Johann Georg Büsch: *Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirtschaft und Handlung*, Bd. 1, Hamburg u.a. 1780, 173.
17. 17 Charles-Louis de Montesquieu: *Vom Geist der Gesetze*, Bd. 2, hg. v. Ernst Forthoff, Tübingen<sup>2</sup>1992, 2. – Vgl. Karl Marx: »In der sanften politischen Ökonomie herrschte von jeher die Idylle« (*Das Kapital*, Bd. 1, in: *MEW*, Bd. 23, 742).
18. 18 Milton Friedman: »Free to Choose«, zit. n. Pierre Rosanvallon: *Le libéralisme économique. Histoire de l'idée de marché*, Paris 1989, V; Friedman: *Capitalism and Freedom*, Chicago<sup>2</sup>1982, 13, 133.
19. 19 François Quesnay: »Droit naturel«, zit. n. Louis Dumont: *Homo aequalis. Genèse et épanouissement de l'idéologie économique*, Paris 1977, 53; Georg Andreas Will: *Versuch über die Physiokratie*, Nürnberg 1782, 3.
20. 20 Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität II*, 94–95.
21. 21 Ferdinando Galiani: *De la monnaie* (1751), hg. v. G.-H. Bousquet u. J. Crisafulli, Paris 1955, 65; ders.: *Dialogues sur le commerce des bleds*, London 1770, 145, 235–236.
22. 22 Anne-Robert Jacques Turgot: »Réflexions sur la formation et la distribution des richesses«, in: *Écrits économiques*, Paris 1970, 123ff.; David Hume: *Nationalökonomische Abhandlungen*, Leipzig 1877, 44; Galiani: *Dialogues*, 145.
23. 23 Horst Claus Recktenwald: »Würdigung des Werks«, in: Smith: *Wohlstand der Nationen*, LVI; Friedrich August von Hayek: *The Trend of Economic Thinking. Essays on Political Economists and Economic History*, in: *Collected Works of F.A. Hayek*, Bd. 3, Indianapolis 1991, 120.
24. 24 Smith: *Wohlstand der Nationen*, 51.
25. 25 Jean-Claude Perrot: *Une histoire intellectuelle de l'économie politique (XVIIe–XVIIIe siècles)*, Paris 1992, 245; Kenneth J. Arrow: *General Equilibrium*, Oxford 1983, 107–132. – Zum Verhältnis von analytischer Mechanik und politischer Ökonomie vgl. M. Norton Wise: »Work and Waste. Political Economy and Natural Philosophy in Nineteenth Century Britain (I)«, in: *History of Science* 27, 1989, 274–275.
26. 26 Rosanvallon: *Libéralisme Économique*, 41, 70.

### Drittes Kapitel Zeit des Kapitals

1. 1 Vgl. Karl Pribram: *Geschichte des ökonomischen Denkens*, Frankfurt/M. 1992, 1137–1143, 1148–1152; Philip Mirowski: »The Rise and Fall of the Concept of Equilibrium in Economic Analysis«, in: *Recherches Economiques de Louvain* 55/4, 1989, 447–468.
2. 2 Kenneth J. Arrow/F.H. Hahn: *General Competitive Analysis*, San Francisco 1971, VI–VII; Milton Friedman: »The Methodology of Positive Economics«, in: *The Essence of Friedman*, hg. v. Kurt K. Leube, Stanford 1987, 154–156. – Zur »Ökonomie« des ökonomischen Diskurses vgl. Jakob Tanner: »Kultur« in den Wirtschaftswissenschaften und kulturwissenschaftliche Interpretationen ökonomischen Handelns«, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen*, Bd. 3, hg. v. Friedrich Jaeger u. Jörn Rüsen, Stuttgart u.a. 2004, 203, 220.
3. 3 Andreas Langenohl: *Finanzmarkt und Temporalität. Imaginäre Zeit und kulturelle Repräsentation der Gesellschaft*, Stuttgart 2007, 82–86.
4. 4 Immanuel Kant: »Der Streit der Fakultäten«, in: *Werke*, Bd. 6, 351.
5. 5 Vgl. hierzu und zum Folgenden Friedrich A. von Hayek: *Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren*, Kieler Vorträge gehalten am Institut für Weltwirtschaft an der Universität Kiel, *Neue Folge* 56, Kiel 1968. – Zu Hayeks Begriff der Katallaxie (von griech. *katallatein*, tauschen, handeln, in die Gemeinschaft aufnehmen) vgl. Philip Batthyány: *Zwang als Grundübel der Gesellschaft?*, Tübingen 2007, 32–34.
6. 6 So der Ricardo-Anhänger James R. McCulloch: *The Principles of Political Economy*, Edinburgh 1825, zit. n. Wise: »Work and Waste (I)«, 277.
7. 7 Vgl. hierzu Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität II*, 170–174; zum Bezug zwischen ökonomischer Theorie (insbesondere in der Freiburger Schule) und Husserls eidetischer Reduktion: ebd., 172–173, 184.
8. 8 Friedman: »Methodology of Positive Economics«, 154.
9. 9 Vgl. dazu allgemein Philip Mirowski: *More Heat than Light. Economics as Social Physics. Physics as Nature's Economics*, Cambridge/MA u.a. 1989; ders.: *Machine Dreams. Economics Becomes a Cyborg Science*, Cambridge/MA u.a. 2002; Wise: »Work and Waste (I-II)«, in: *History of Science* 27, 1989, 263–301, 392–449; Fox: *The Myth of the Rational Market*, 6–10; Pribram: *Geschichte des ökonomischen Denkens*, 521–531, 535–541, 576–586; Osborne: *The Stock Market from a Physicist's Viewpoint*, passim; Joseph Vogl: »Kreisläufe«, in: Anja Lauper (Hg.): *Transfusionen. Blutbilder und Biopolitik in der Neuzeit*, Berlin u.a. 2005, 99–118.
10. 10 F.S.C. Northrop: »The Impossibility of a Theoretical Science of Economic Dynamics«, in: *The Quarterly Journal of Economics* 56/1, November 1941, 1–17; Mirowski: »The Rise and Fall of the Concept of Equilibrium«, 449–452.
11. 11 Arrow/Hahn: *General Competitive Analysis*, V; vgl. Franklin M. Fisher: *Disequilibrium Foundations of Equilibrium Economics*, Cambridge/MA u.a. 1983, 3–5.
12. 12 Vgl. George Soros: *Die Krise des globalen Kapitalismus. Offene Gesellschaft in Gefahr*, Berlin<sup>1</sup>1999; Robert Shiller, zit. n. Fox: *The Myth of the Rational Market*, 232; János Koranyi: *Anti-Equilibrium. On Economic Systems Theory and the Tasks of Research*, Amsterdam u.a. 1971, XV–XVI; Jacques Sapir: *Les trous noirs de la science économique. Essay sur l'impossibilité de penser le temps et l'argent*, Paris 2000, 45ff.
13. 13 Vgl. Henri Pirenne: *Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter*, Bern 1947, 117ff.; Michael North (Hg.): *Kredit im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa*, Köln u.a. 1991; Michael Hutter: *The Emergence of Bank Notes in the 17th Century* (Typskript).
14. 14 Joseph Addison: *The Spectator*, hg. v. D. F. Bond, Oxford 1965, 14–17.
15. 15 Vgl. Helma Houtman-De Smendt/Hermann van der Wee: »Die Geschichte des modernen Geld- und Finanzwesens Europas in der Neuzeit«, in: *Europäische Bankengeschichte*, hg. v. Hans Pohl, Frankfurt/M. 1993, 156–163; Eva Schuhmann-Bacia: *Die Bank von England und ihr Architekt John Soane*, Zürich 1989, 29–31.
16. 16 [Anonym]: »Entwurf der Ephemeriden der Menschheit«, in: *Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre und der Politik* 1 (1776), 2; vgl. William Petty: *The Economic Writings*, Bd. 2, Cambridge/MA 1899, 446.
17. 17 Daniel Defoe: »An Essay on Publick Credit« (1710), in: *Political and Economic Writings*, hg. v. W.R. Owens u. P.N. Furbank, Bd. 6: *Finance*, hg. v. John McVeagh, London 2000, 53–56. – Zum Verhältnis von Geldzeichen, Wertssubstrat, Zirkulation und Ausgleich in den Geldtheorien der Aufklärung vgl. Joseph Vogl: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, Berlin u.a.<sup>3</sup>2009, 120–123, 224–233 (die folgende Darstellung geht weitgehend auf diese Arbeit zurück).
18. 18 [Anonym]: *Geschichte der Bank von England von ihrer Entstehung bis auf den heutigen Tag*, Bremen 1797, 1, 43, 48, 80; David Ricardo: *Die Grundsätze der politischen Ökonomie oder der Staatswirtschaft und der Besteuerung*, Weimar 1821, 503 (darin die Anmerkung von Jean Baptiste Say); Henry Thornton: *Der Papier-Credit von Großbritannien. Nach seinen Wirkungen untersucht*, Halle 1803, 511.
19. 19 Joseph Alois Schumpeter: *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Göttingen 1965, 406.
20. 20 Adam Müller: *Elemente der Staatskunst*, Bd. 1, hg. v. J. Baxa, Leipzig 1922, 434–435. – Vgl. auch Adam Müller: »Londoner Bank«, in: *Allgemeine deutsche Realenzyklopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexikon)*, Bd. 6, Leipzig<sup>7</sup>1827, 656–661.
21. 21 So Napoleons späterer Berater und Bankier Graf Mollien, zit. n. Charles Rist: *Geschichte der Geld- und Kredittheorien von John Law bis heute*, Bern 1947, 71.
22. 22 [Anonym]: »Über den neuesten Finanzzustand Frankreichs«, in: *Berlinische Monatsschrift* 16, 1790, 8; vgl. auch [Anonym]: *Examen comparatif des deux mondes. Proposés pour liquider la dette, les quittances, ou les assignats*, Paris 1790, 16; Marie Jean Antoine Condorcet: *Sur la proposition d'acquitter la dette exigible en assignats*, Paris 1790, 13f.; Edmund Burke: *Discours sur la*

*monnaie de papier et sur le système des assignats de France*, Paris, September 1790, 4, 11; François d'Ivernois: *Geschichte der französischen Finanzadministration im Jahr 1796*, übers. und bis Ende April 1797 fortgeführt v. F. Gentz, Berlin 1797, XIII.

23. 23 Vgl. François Véron de Forbonnais: *Observations succinctes sur l'Emission de deux milliards d'Assignats territoriaux, avec un cours forcé de monnaie*, o.O. o.J., 1; Burke: *Discours sur la monnaie de papier*, 4f.; Antoine Laurent de Lavoisier: *Réflexions sur les Assignats et sur la liquidation de la dette exigible ou arriérée*, o.O. o.J., 11f. – Vgl. zu dieser Geldpolitik nach Proportionsgesetz und Quantitätstheorie Julian Borchardt: *Das Papiergeld in der Revolution 1797–1920*, Berlin 1921, 20.
24. 24 So der Finanzspezialist Baron de Cernon in einer Rede zur Frage der Emission von Assignaten im November 1789, zit. n. Jean Morini-Comby: *Les Assignats. Révolution et inflation*, Paris 1925, 16f.; vgl. Marie Jean Antoine Condorcet: *Nouvelles réflexions sur le projet de payer la dette exigible en papier forcé*, o.O. o.J., 1ff.
25. 25 Edmund Burke: *Betrachtungen über die französische Revolution*, Bd. 2, Berlin 1793, 37ff.; Condorcet: *Sur la proposition*, 31ff.; d'Ivernois: *Geschichte der französischen Finanzadministration*, XX.
26. 26 Thornton: *Der Papier-Credit*, 149.
27. 27 Karl Munk: *Zur Geschichte und Theorie der Banknote mit besonderer Rücksicht auf die Lehren der klassischen Nationalökonomie*, Bern 1896, 44ff.
28. 28 Johann Friedrich Reitemeier: *Neues System des Papiergeldes und des Geldwesens beim Gebrauch des Papiergeldes in zwey Abhandlungen*, Kiel 1814, 34f.
29. 29 Friedrich Gentz: »Über die österreichische Bank«, in: *Schriften*, Bd. 3/2, hg. v. G. Schlesier, Mannheim 1839, 297; Thornton: *Der Papier-Credit*, 121. – Zum Entstehen der ersten Kredittheorien vgl. Rist: *Geschichte der Geld- und Kredittheorien*, 346; und zur »neuen Epoche« von Geldtheorien, die durch Thornton markiert wird, vgl. Hayek: *Trend of Economic Thinking*, 321.
30. 30 Adam Müller: *Versuche einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien*, Leipzig u. Altenberg 1816, 87. – Vgl. dazu Talcott Parsons: *Zur Theorie der sozialen Interaktionsmedien*, hg. v. S. Jensen, Opladen 1980, 98ff.; Niklas Luhmann: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1994, 134.
31. 31 Thornton: *Der Papier-Credit*, 353ff.
32. 32 Rist: *Geschichte der Geld- und Kredittheorien*, 85f.
33. 33 Vgl. Daniel Defoe: *The Chimera: or, The French Way of paying National Debts Laid Open*, London 1720, 6; vgl. John Vernon: *Money and Fiction. Literary Realism in the Nineteenth and Early Twentieth Century*, Ithaca u. London, 1984, 17f., 37.
34. 34 Müller: *Elemente der Staatskunst*, Bd. 1, 353. – Vgl. dazu Ethel Matala de Mazza: *Der verfasste Körper. Zum Projekt einer organischen Gemeinschaft in der Politischen Romantik*, Freiburg i. Br. 1999, 331–339.
35. 35 Marx: *Das Kapital*, Bd. 1, in: *MEW*, Bd. 23, 782, 163–167; Rudolf Hilferding: *Das Finanzkapital. Eine Studie über die jüngste Entwicklung des Kapitalismus*, Berlin<sup>2</sup>1955, 62–68; Fredric Jameson: »Culture and Finance Capital«, in: *Critical Inquiry* 24/1, 1997, 246–265. – Zur Verkäuflichkeit von Schulden und den damit verbundenen finanztechnischen Innovationen, die sich bereits auf die Finanzierung von Staatsschulden in den Niederlanden des sechzehnten Jahrhunderts zurückführen lassen, vgl. Altdorfer (Hg.): *History of Financial Desasters*, XXVII.
36. 36 Adam Müller: *Elemente der Staatskunst*, Bd. 1, 435, Bd. 2, 104–105; »Versuche einer neuen Theorie des Geldes«, 97; »Zeitgemäße Betrachtungen über den Geldumlauf (1816)«, in: *Ausgewählte Abhandlungen*, hg. v. J. Baxa, Jena 1931, 55; Thornton: *Der Papier-Credit*, 30ff. – Man könnte hier auch von Fiktionsakten oder *enabling fictions* sprechen, mit denen sich der Finanzkapitalismus instituiert, vgl. Andreas Langenohl: »Die Sinndimension der Markt-Zeit. Zum Verhältnis zwischen der Operationsweise von Finanzmärkten und ihren (Selbst-)Darstellungen«, in: Andreas Langenohl/Kerstin Schmidt-Beck (Hg.): *Die Markt-Zeit in der Finanzwirtschaft. Soziale, kulturelle und ökonomische Dimensionen*, Marburg 2007, 2.
37. 37 Zur Art und Weise, wie durch die Faktoren Zeit, Erwartung und ungewisse Zukunft nicht nur klassische Gleichgewichtskonzepte, sondern auch der Status ökonomischen bzw. empirischen Wissens selbst problematisiert wird, vgl. Friedrich A. von Hayek: »Economics and Knowledge«, in: *Economica*, New Series 4/13, Februar 1934, 33–54.

## Viertes Kapitel Idylle des Markts II

1. 1 Das betrifft insbesondere die *banking/currency*-Kontroverse, die seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Choreographie von finanzpolitischen Debatten bestimmt; vgl. John Hicks: *Critical Essays in Monetary Theory*, Oxford 1967, VII–VIII.
2. 2 Vgl. die Einschätzung von Fred L. Block: *The Origins of International Economic Disorder. A Study of United States International Monetary Policy from World War II to the Present*, Berkeley u.a. 1977, 5–6.
3. 3 Vgl. Chancellor: *Devil Take the Hindmost*, 236; Filippo Cesarano: *Monetary Theory and Bretton Woods. The Construction of an International Monetary Order*, Cambridge/MA 2006, X; Richard Tilly: *Geld und Kredit in der Wirtschaftsgeschichte*, Stuttgart 2003, 190; Milton Friedman in: *The Essence of Friedman*, 379, 501.
4. 4 Vgl. hierzu Barry Eichengreen: *Vom Goldstandard zum Euro. Die Geschichte des internationalen Währungssystems*, Berlin 2000, 45–46; Angela Redish: »Anchors Aweigh: The Transition from Commodity Money to Fiat Money in Western Economies«, in: *The Canadian Journal of Economics* 26/4, November 1993, 777–795.
5. 5 Vgl. stellvertretend für die umfangreiche Literatur hierzu A.L.K. Acheson u.a. (Hg.): *Bretton Woods Revisited. Evaluations of the International Monetary Fund and the International Bank for Reconstruction and Development*, Toronto 1972; Eichengreen: *Vom Goldstandard zum Euro*, 132–182; Eichengreen: *Global Imbalances and the Lessons of Bretton Woods*, Cambridge/MA 2007; Block: *The Origins of International Economic Disorder*, 193–199; Richard Tilly: *Geld und Kredit in der Wirtschaftsgeschichte*, Stuttgart 2003, 186–194; Brenner: *Boom & Bubble*, 41–63; Cesarano: *Monetary Theory*.
6. 6 Friedman: *The Essence of Friedman*, 501. – Zur »rupture postmoderne« dieser Ökonomie vgl. Jean-Joseph Goux: »Spéculations fatales. La crise économique de 2008«, in: *Esprit* 350, Dezember 2008, 45; Cesarano: *Monetary Theory and Bretton Woods*, IX, 189; David Harvey: *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*, Oxford 1989, 121ff.
7. 7 Milton Friedman: »The Need for Futures Markets in Currencies«, in: *The Futures Market in Foreign Currencies. Papers by Milton Friedman [and others] Prepared for the International Monetary Market of the Chicago Mercantile Exchange*, Chicago 1972, 6–12. – Vgl. auch ders.: *Essays in Positive Economics*, Chicago u.a. 1966, 176; *Capitalism and Freedom*, Chicago 1962, 67ff.; ders./Robert V. Roosa: *The Balance of Payments: Free versus Fixed Exchange Rates*, Washington 1967, 14–20; *The Essence of Friedman*, 461–498.
8. 8 Dick Bryan/Michael Rafferty: *Capitalism with Derivatives. A Political Economy of Financial Derivatives, Capital, and Class*, New York 2006, 133.
9. 9 Vgl. Edward LiPuma/Benjamin Lee: *Financial Derivatives and the Globalization of Risk*, Durham u.a. 2004, 16, 47, 61; Donald MacKenzie: *An Engine, Not a Camera. How Financial Models Shape Markets*, Cambridge/MA u.a. 2006, 145–150.
10. 10 Merton H. Miller: *Merton Miller on Derivatives*, New York 1997, IX–X, 8, 86; Friedman: *Capitalism and Freedom*, 67ff.; *The Essence of Friedman*, 419.
11. 11 Joseph de la Vega: *Die Verwirrung der Verwirrungen* (1688), hg. v. Otto Pringsheim, Breslau 1919, 23–30, 136–140; Isaak Pinto: *Traité des fonds de commerce, ou jeu d'actions*, London<sup>2</sup>1772, 282–304. – Vgl. Chancellor: *Devil Take the Hindmost*, 21; Brian Rotman: *Die Null und das Nichts. Eine Semiotik des Nullpunkts*, Berlin 2000, 150.
12. 12 Pierre-Joseph Proudhon: *Manuel du spéculateur à la Bourse*, Paris<sup>3</sup>1857, 36.
13. 13 Vgl. hierzu Stäheli: *Spektakuläre Spekulation*, 117–120; Marieke de Goede: *Virtue, Fortune, and Faith. A Genealogy of Finance*, Minneapolis u.a. 2005, 47–50; Fox: *The Myth of the Rational Market*, 39–40; Chancellor: *Devil Take the Hindmost*, 246.
14. 14 Max Weber: *Börsenwesen. Schriften und Reden 1893–1898*, hg. v. Knut Borchardt, in: *Gesamtausgabe*, Abt. I, Bd. 5/1, hg. v. Horst Baier u.a., Tübingen 1999, 140; vgl. Stäheli: *Spektakuläre Spekulation*, 110–111.
15. 15 Samuel Weber: *Geld ist Zeit. Gedanken zu Kredit und Krise*, Berlin u.a. 2009. – Zur spekulativen ›Vernichtung‹ vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie* (1801), in: *Werke*, Bd. 2, Frankfurt/M. 1986, 34.
16. 16 Vgl. Elena Esposito: *Die Zukunft der Futures. Die Zeit des Geldes in Finanzwelt und Gesellschaft*, Heidelberg 2010, 110, 172–174. – Schon Max Weber hat darauf beharrt, dass die Mechanik des Terminhandels über die Logik des Kreditverkehrs erklärt werden muss; vgl. Weber: »Börsenwesen«, Bd. 5/1, 494–550.
17. 17 *Merton Miller on Derivatives*, 80–83.
18. 18 Eugene Fama/Merton H. Miller: *The Theory of Finance*, Hinsdale/Il. 1972, 335.
19. 19 Pierre Legendre: *Le désir politique de dieu. Etude sur les montages de l'État et du Droit, Leçons VII*, Paris 1988, 101–102; zum Verhältnis von Vorsehung, Effizienz und dem kapitalistischen ›Geist‹ des Protestantismus vgl. Manfred Schneider: *Das Attentat. Kritik der paranoischen Vernunft*, Berlin 2010, 182–192.
20. 20 Louis Bachelier: *Théorie de la spéculation. Annales scientifiques de l'École Normale Supérieure*, Sér. 3, Bd. 17, 1900, 21–86; vgl. John Cassidy: *How Markets Fail. The Logic of Economic Calamities*, New York 2009, 86–90.
21. 21 Paul Samuelson, zit. n. Burton G. Malkiel: *A Random Walk Down Wall Street*, New York 2003, 196–197; vgl. Fama/Miller: *The Theory of Finance*, 339–340; Paul A. Samuelson: »Proof That Properly Anticipated Prices Fluctuate Randomly« (1965), in: *Collected Papers of Paul A. Samuelson*, Bd. 3, Cambridge/MA u.a. 1972, 782–790; Jürg Niehans: *A History of Economic Theory. Classic Contributions. 1729–1980*, Baltimore u.a. 1990, 441–442.
22. 22 Hierzu und zu den Modellen Black/Scholes und Merton allgemein: Esposito: *Die Zukunft der Futures*, 189–215; Nicholas Dunbar: *Inventing Money. The Story of Long-Term Capital Management and the Legends Behind it*, Chichester 2000, passim;

- MacKenzie: *An Engine, not a Camera*, 119–178; de Goede: *Virtue, Fortune, and Faith*, 125–132. – Die zugrunde liegenden Publikationen sind u.a. Fischer Black/Myron Scholes: »The Pricing of Options and Corporate Liabilities«, in: *Journal of Political Economy* 81, May/June 1973, 637–654; Robert C. Merton: *Theory of Rational Option Pricing*, Cambridge/MA 1971.
23. 23 Man hat in diesem Zusammenhang nicht nur auf die Berechnungen von Bachelier (1900), sondern auch auf die »Theorie der Prämienengeschäfte« (1908) des Boltzmann-Schülers und politischen Arithmetiklers Vincenzo Bronzin verwiesen; vgl. Wolfgang Hafner: »Ein vergessener genialer Wurf zur Bewertung von Optionen. Vinzenz Bronzin nahm die nobelpreiswürdige Black-Scholes-Formel vorweg«, in: *NZZ*, 8.10.2005, »Fokus der Wissenschaft«.
24. 24 Robert C. Merton: *Continuous-Time Finance*, Cambridge/MA 1990, 15.
25. 25 MacKenzie: *An Engine, not a Camera*, 20, 158, 174; LiPuma u.a.: *Financial Derivatives*, 38, 60–61; Esposito: *Die Zukunft der Futures*, 136, 203; Randy Martin: »The Twin Towers of Financialisation: Entanglements of Political and Cultural Economies«, in: *The Global South* 3/1, Frühjahr 2009, 119.
26. 26 Patrice Flichy: »The Birth of Long Distance Communication. Semaphore Telegraphs in Europe (1790–1840)«, in: *Réseaux* 1/1, 1993, 96–100 (mit Dank an Anders Engberg-Pedersen für diesen Hinweis). – Vgl. dazu allgemein Stäheli: *Spektakuläre Spekulation*, 305–363; Ramón Reichert: *Das Wissen der Börse. Medien und Praktiken des Finanzmarktes*, Bielefeld 2009.
27. 27 Mandelbrot/Hudson: *Fraktale und Finanzen*, 347.
28. 28 Merton: *Continuous-Time Finance*, 470; vgl. Reichert: *Das Wissen der Börse*, 113–114, 217.
29. 29 So der Titel eines BBC-Dokumentarfilms über das Geschick der Black-Scholes-Formel von 1999; vgl. <http://www.bbc.co.uk/science/horizon/1999/midas.shtml> (Zugriff am 5.7.2010).
30. 30 S. Ross: »Finance«, in: J. Eatwell u.a. (Hg.): *The New Palgrave Dictionary of Economics*, Bd. 2., London 1987, 332, zit. n. Esposito: *Die Zukunft der Futures*, 204.
31. 31 Vgl. Chancellor: *Devil Take the Hindmost*, 237–238; Cesarano: *Monetary Theory*, 208–209. – Die jüngste, umstrittene Version des *high frequency trading* besteht in der Praxis von *flash orders*, mit denen der Vorsprung an Rechnergeschwindigkeit dazu genutzt wird, Kaufaufträge fast simultan zu erteilen und zu annullieren, um das Marktverhalten zu testen (vgl. Jenny Anderson: »S.E.C. Moves to Ban Edge Held by Fast Traders«, in: *New York Times*, 18.9.2008, 1 u. 3).
32. 32 Fischer Black, zit. n. Dunbar: *Inventing Money*, 33; vgl. 91.
33. 33 So Robert C. Merton und ein ungenannter Broker in Interviews, zit. n. de Goede: *Virtue, Fortune, and Faith*, 131.
34. 34 James Yorke, zit. n. James Gleick: *Chaos. Making a New Science*, London 1987, 67–68.
35. 35 Robert C. Merton: »Application of Option-Pricing Theory: Twenty-Five Years Later«, in: *American Economic Review* 88/3, Juni 1998, 324, 336; Arrow: *General Equilibrium Theory*. – Vgl. dazu de Goede: *Virtue, Fortune, and Faith*, 140.
36. 36 Robert J. Shiller: *The New Financial Order. Risk in the 21st Century*, Princeton 2003, 1–2.
37. 37 Ebd., 6, 16–17.
38. 38 Ebd., 2–3.
39. 39 James Glassman/Kevin Hassett: *Dow 36,000*, New York 2000, 20–37.
40. 40 So verschiedene Verlautbarungen aus der Clinton-Administration und von Alan Greenspan im Jahr 1997, zit. n. Chancellor: *Devil Take the Hindmost*, 230.
41. 41 Francis Fukuyama: *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?* München 1992, 14, 371; vgl. Jacques Derrida: *Marx' Gespenster. Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale*, Frankfurt/M. 2004, 84–85. – Es mag überdies kein Zufall sein, dass sich schon frühere Diskurse einer nachgeschichtlichen Modernisierung mit demonstrativen Verweisen auf prominente Theoretiker ökonomischen Gleichgewichts positionierten. Arnold Gehlen etwa wollte den Begriff der »posthistoire« bei Antoine Augustin Cournot und das Konzept der »Kristallisation« bei Vinfredo Pareto aufgefunden haben, bei Ökonomen also, denen man erste mathematische Formalisierungen ökonomischer Ausgleichsprozesse sowie deren sozialphilosophische Überformung nachsagen konnte. Hiermit wurden posthistorische Jahrzehnte für das ausgehende zwanzigste Jahrhundert in Aussicht gestellt, in denen »Unaufhörlichkeit« und eine »Beweglichkeit auf stationärer Basis« zum Schicksal geworden sind. Wie immer hell oder dunkel eingefärbt ein Ende der historischen Zeit hier auch gedacht sein mag: Es gibt einigen Anlass zur Annahme, dass die diskursiven Variationen über ein Ende der Geschichte und liberalistische Funktionsideen eine gemeinsame wissenshistorische Schnittmenge aufweisen (vgl. Arnold Gehlen: »Ende der Geschichte?«, in: *Einblicke*, Frankfurt/M. 1975, 115–133; zum Diskurs der »nachgeschichtlichen Modernisierung« und zum Problem der Auffindung des Begriffs der »posthistoire« bei dem Mathematiker und Ökonomen Cournot vgl. Lutz Niethammer: *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?* Reinbek 1989, 25–30; und zu mathematischen Gleichgewichtsmodellen bei Cournot und Pareto vgl. Pribram: *Geschichte des ökonomischen Denkens*, 372–374, 576–586).

## Fünftes Kapitel

### Ökonomische und soziale Reproduktion

1. 1 Vgl. Greta Krippner: *The Fictitious Economy: Financialization, the State, and Contemporary Capitalism*, Diss. Madison 2003; Gerald Epstein (Hg.): *Financialization and the World Economy*, Cheltenham 2005; Martin: »The Twin Towers of Financialization«, 108–125.
2. 2 Aristoteles: *Politik*, 1252a–1253a; vgl. Aristoteles: *Politik*. Buch I. Über die Hausverwaltung und die Herrschaft des Herrn über die Sklaven, übersetzt und erläutert von E. Schütrumpf, Berlin 1991, 37ff., 171ff.
3. 3 Aristoteles, *Politik*, 1256b.36–39, 1257a.15–32, 1323a.25–30; *Nikomachische Ethik*, 1129a.3–1133b.28 (übersetzt von Olof Gigon, München<sup>2</sup>1995, 203–216). – Vgl. Arnaud Bertoud: *Aristote et l'Argent*, Paris 1981, 35; Richard F. Crespo: »The Ontology of ›the Economic‹: an Aristotelian Analysis«, in: *Cambridge Journal of Economics* 30, 2006, 767–781; João César das Neves: »Aquinas and Aristotle's Distinction of Wealth«, in: *History of Political Economy* 32/3, 2000, 649–657; Skip Worden: »Aristotle's Natural Wealth: The Role of Limitation in Thwarting Misordered Concupiscence«, in: *Journal of Business Ethics* 84, 2009, 209–219.
4. 4 Aristoteles: *Politik*, 1256b.40–1257b.40; vgl. W.L. Newman: *The Politics of Aristotle*, Bd. 1: *Introduction to the Politics*, Salem/NH 1887 (Reprint: Salem/NH 1985), 127ff.
5. 5 Aristoteles: *Politik*, 1253b.15, 1256b.40ff., 1258a.37; vgl. Pierre Pellegrin: »Monnaie et Chrématistique. Remarques sur le mouvement et le contenu de deux textes d'Aristote à l'occasion d'un livre récent«, in: *Revue Philosophique de la France et de l'étranger*, 1982/4, 631–644.
6. 6 Aristoteles: *Nikomachische Ethik*, 1129a.31–1129b.10, 1130a.15–36; *Politik*, 1253b.31–32. Vgl. Peter Koslowski: »Haus und Geld. Zur aristotelischen Unterscheidung von Politik, Ökonomik und Chrematistik«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 86, 1979, 60–83; Arnaud Berthoud: *Essais de Philosophie économique. Platon, Aristote, Hobbes, A. Smith, Marx*, Villeneuve-d'Ascq 2002, 72–79.
7. 7 Aristoteles: *Politik*, 1258b.4–8; vgl. Platon: *Politeia*, 555e.
8. 8 Berthoud: *Aristote et l'argent*, 178. – Vgl. Gilles Deleuze: *Differenz und Wiederholung*, München 1992, 121–122.
9. 9 Vgl. hierzu insgesamt Éric Alliez: »The Accident of Time: An Aristotelian Study«, in: *Capital Times. Tales from the Conquest of Time*, Minneapolis 1996, 1–24, insbesondere 2, 11–14.
10. 10 Karl Polanyi: *Ökonomie und Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1979, 149–185. – Vgl. Platon: *Nomoi*, 704a–705b, in: *Sämtliche Werke*, hg. v. Ursula Wolf, Bd. 4, Reinbek 1994, 255–256; Michael Austin/Pierre Vidal-Naquet: *Économies et sociétés en Grèce ancienne*, Paris 1972, 170–173; H. Bolkenstein: *Economic Life in Greece's Golden Age*, Leiden 1958, 105–106; M.I. Finley: *The Ancient Economy*, Berkeley u.a. 1973, 161–162; H. Knorrhina: *Emporos. Data on Trade and Trader in Greek Literature from Homer to Aristotle*, Paris u.a. 1926, 9 u. 103.
11. 11 Emile Benveniste: *Indoeuropäische Institutionen. Wortschatz, Geschichte, Funktionen*, Frankfurt/M. u.a. 1993, 111–118. – Zur Wirtschaftsgeschichte entstehender Märkte vgl. Karl Polanyi: *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Frankfurt/M. 1978, 87–101; Georges Duby: *Guerriers et paysans*, Paris 1973, 168; Henri Pirenne: *Les Villes au Moyen Âge. Essai d'histoire économique et sociale*, Paris 1992, 34–37; Henochsberg: *La Place du Marché*, 28ff.
12. 12 So in einer Moralpredigt des Jakob von Vitry, zit. n. Jacques LeGoff: *Wucherzins und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter*, Stuttgart 1988, 59–60 (und passim: über die Vielgestaltigkeit von Wuchergestalten und -gesetzen im Mittelalter).
13. 13 Dante Alighieri: *Die göttliche Komödie*, Frankfurt/M. 1974, 55 (Hölle 11, 49–50); William Shakespeare: *Der Kaufmann von Venedig*, in: *Gesamtwerk*, Bd. 2, hg. v. L.L. Schücking, Augsburg 1995, 489 (in der ersten Begegnung mit Antonio vergleicht Shylock sein Geldgeschäft mit den von Widdern und Schafen gezeugten Lämmern; darauf Antonio: »Und ist eur Gold und Silber Schaf' und Widder?« – Darauf Shylock: »Weiß nicht; ich lass' es eben schnell sich mehren«). – Vgl. LeGoff: *Wucherzins*, 49; Pierre Dockès: »L'esprit du capitalisme, son histoire et sa crise«, in: Pierre Dockès u.a.: *Jours de colère. L'esprit du capitalisme*, Paris 2009, 99–101.
14. 14 *Fortunatus*, hg. v. H.-G. Roloff, Stuttgart<sup>2</sup>1996; vgl. Stephan L. Wales: »Potency in *Fortunatus*«, in: *The German Quarterly* 59, 1986, 5–18. – Mehrmals werden hier übrigens Allianzen durch das ›Ergießen‹ von Geldströmen in den ›Schoß‹ der dafür zuständigen Frauen gestiftet.
15. 15 Benjamin Franklin: »Advice to a Young Tradesman. Written from an Old One (12 July 1748)«, in: *The Autobiography and Other Writings on Politics, Economics, and Virtue*, hg. v. A. Houston, Cambridge/MA u.a. 2004, 200 (deutsche Übersetzung angelehnt an Benjamin Franklin: »Guter Rat an einen jungen Handwerker«, in: *Nachgelassene Schriften und Correspondenz*, Bd. 5, übers. von Gottlob Heinrich Adolf Wagner, Weimar 1819, S. 72); vgl. dazu Weber: *Geld ist Zeit*, 11–13.
16. 16 Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*, Frankfurt/M. 1974, 290–293, 339. – Diese Konstellation betrifft insbesondere die Stellung der Familie. Aristotelisch gesprochen gibt sie nicht mehr die soziale Form der ›oikonomischen‹ Reproduktion vor; sie wird vielmehr zur Form eines Stoffes, der sich ökonomischen Reproduktionen unterordnet; vgl. ebd., 339–340.
17. 17 Marx: *Das Kapital*, Bd. 1, in: *MEW*, Bd. 23, 167–169. – Vgl. Langenohl: *Finanzmarkt und Temporalität*, 89; Deleuze/Guattari: *Anti-Ödipus*, 291–293.
18. 18 Marx: *Das Kapital*, Bd. 1, in: *MEW*, Bd. 23, 591, 603–604; vgl. auch Bd. 3, in: *MEW*, Bd. 25, 886–891.
19. 19 Alexander Rüstow, in: »Compte-rendu des séances du colloque Walter Lippmann« (26.–30.8.1938), in: *Travaux du Centre International d'Études pour la Rénovation du Libéralisme*, Heft 1, Paris 1939, 83 (zit. n. Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität II*, 335); Ludwig van Mises: *Human Action. A Treatise on Economics*, New Haven 1949, 2.
20. 20 Nach dem Begriff von Rüstow; vgl. Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität II*, 210, 223–224.

21. 21 Ebd., 359, 367ff.
22. 22 Ebd., 333; vgl. 208, 210–211, 246, 312. – Siehe auch Rifkin: *Access*, 10f.
23. 23 Gary S. Becker: *The Essence of Becker*, hg. v. R. Ferrero u. P.S. Schwartz, Stanford 1995, XXI; vgl. Ingo Pies/Martin Leschke (Hg.): *Beckers ökonomischer Imperialismus*, Tübingen 1998.
24. 24 Michelle Riboud: *Accumulation du capital humaine*, Paris 1978, 1; vgl. Burkhard Jaeger: *Humankapital und Unternehmenskultur. Ordnungspolitik für Unternehmen*, Wiesbaden 2004; Theodore W. Schultz: *In Menschen investieren. Die Ökonomik der Bevölkerungsqualität*, Tübingen 1986. – Dies ist zugleich einer der Ausgangspunkte für Bourdieus Gesellschaftsanalyse am Leitfaden von kulturellem und sozialem Kapital; vgl. Pierre Bourdieu: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Hamburg 2005, 49–79.
25. 25 G. Günter Voß/Hans J. Pongratz: »Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeit?« In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50, 1998, 131–158; Robert Johansen/Rob Swigart: *Upsizing the Individual in the Downsized Organization. Managing in the Wake of Reengineering, Globalization, and Overwhelming Technological Change*, Reding/Mass. u.a. 1994, 21ff. – Vgl. Dirk Baecker: *Postheroisches Management. Ein Vademecum*, Berlin 1994; Richard Sennett: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1998; Nikolas Rose: »Tod des Sozialen? Eine Neubestimmung der Grenzen des Regierens«, in: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt/M. 2000, 72–109; Ulrich Bröckling: »Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement«, ebd., 131–167.
26. 26 Etwa William Bridges: *Ich & Co. Wie man sich auf dem Arbeitsmarkt behauptet*, Hamburg 1996; Conrad Seidel/Werner Beutelmeier: *Die Marke Ich. So entwickeln Sie Ihre persönliche Erfolgsstrategie!*, Wien u.a. 1999. – Vgl. David Harvey: *A Brief History of Neoliberalism*, Oxford 2005, 4.
27. 27 Gary S. Becker: *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*, Tübingen 1982. – Vgl. Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität II*, 305–314, 347–359; Jakob Tanner: »Kultur« in den Wirtschaftswissenschaften und kulturwissenschaftliche Interpretationen menschlichen Handelns«, 207–208.
28. 28 Gary S. Becker: *A Treatise on the Family*, Cambridge/MA u.a.<sup>2</sup>1993, 7; vgl. 155–156. – Das Galsworthy-Zitat wurde wiedergegeben nach John Galsworthy: *Die Forsythe-Sage*, Bd. 2: *In den Schlingen des Gesetzes*, Leipzig u.a. 1985, 10.

## Sechstes Kapitel Überraschungsraum

1. 1 Gilles Deleuze: »Sehen und Sprechen. Erfahrungen, Aussagen – Erinnerung an ein Denkeexperiment«, in: *Lettre Internationale* 33, 1996, 87; »Begehren und Lust«, in: Friedrich Balke/Joseph Vogl (Hg.): *Gilles Deleuze – Fluchtlinien der Philosophie*, München 1996, 235; Deleuze/Guattari: *Anti-Ödipus*, 193.
2. 2 Fernand Braudel: *Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts*, München 1986, Bd. 1: *Der Alltag*, 484; Bd. 2: *Der Handel*, 438, 500–503.
3. 3 Vgl. Hayek: *The Trend of Economic Thinking*, 28; Northrop: »The Impossibility of a Theoretical Science of Economic Dynamics«, 1–10.
4. 4 Vgl. insbesondere Benoit Mandelbrot: »Paretian Distribution and Income Maximization«, in: *Quarterly Journal of Economics* 76, Februar 1962, 57–85; »The Variation of Certain Speculative Prices«, in: *The Journal of Business* 36/4, Oktober 1963, 394–419; »New Methods in Statistical Economics«, in: *The Journal of Political Economy* 71/5, Oktober 1963, 421–440; »The Variation of Some Other Speculative Prices«, in: *Journal of Business* 40/4, Januar 1967, 393–413; »Statistical Methodology for Non-periodic Cycles«, in: *Annals of Economic and Social Measurement* 1, Juli 1972, 259–290. – Die folgende Darstellung orientiert sich wesentlich an Mirowski: »The Rise and Fall of the Concept of Equilibrium in Economic Analysis«; ders.: »From Mandelbrot to Chaos in Economic Theory«, in: *Southern Economic Journal* 57/2, Oktober 1990, 289–307; Reichert: *Das Wissen der Börse*, 21–46.
5. 5 Mandelbrot: »The Variation of Certain Speculative Prices«, 394, 409. – Vgl. David Kelsey: »The Economics of Chaos or the Chaos of Economics«, in: *Oxford Economic Papers*, New Series 40/1, März 1988, 2; Mandelbrot/Hudson: *Fraktale und Finanzen*, 207–306.
6. 6 Ilya Prigogine/Isabelle Stengers: *Order out of Chaos. Man's New Dialogue with Nature*, Toronto u.a. 1984, 14, 140–144; Ilya Prigogine: *From Being to Becoming. Time and Complexity in the Physical Sciences*, San Francisco 1980, 131–150. – Vgl. Gleick: *Chaos*, 86–94; Reichert: *Das Wissen der Börse*, 36–40.
7. 7 Mandelbrot/Hudson: *Fraktale und Finanzen*, 209; Mandelbrot: »The Variation of Certain Speculative Prices«, 415; »New Methods in Statistical Economics«, 434; vgl. Weissenfeld, Horst und Stefan: *Im Rausch der Spekulation. Geschichten von Spiel und Spekulation aus vier Jahrhunderten*, Rosenheim 1999, 666.
8. 8 Vgl. Kelsey: »The Economics of Chaos«, 26.
9. 9 Joachim Peinke u.a.: »Turbulenzen am Finanzmarkt«, in: *Einblicke. Mitteilungsblatt der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg* 39, 18; zit. n. Reichert: *Das Wissen der Börse*, 43; vgl. auch ebd., 42.
10. 10 Mandelbrot: »New Methods in Statistical Economics«, 433.
11. 11 So verschiedene Vertreter der *efficient market*-Theorie wie M.F. Osborne, Eugene Fama und Paul Cootner, zit. n. Fox: *The Myth of the Rational Market*, 134–135; vgl. Mirowski: »The Rise and Fall of the Concept of Equilibrium in Economic Analysis«, 465; zum ›nomadischen‹ Wissenschaftstyp vgl. Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin 1992, 669–682.
12. 12 Deleuze/Guattari: *Anti-Ödipus*, 300. – Vgl. dazu etwa Ping Shen: »Empirical and Theoretical Evidence of Economic Chaos«, in: *System Dynamics Review* 4/1–2, 1988, 81–108: Hier werden etwa aus der Beobachtung nicht-periodischer Bewegungen Folgerungen für die Prognose von Marktzyklen gewonnen. Und wahrscheinlich muss man die so genannten GARCH-Modelle (Generalized Autoregressive Conditional Heteroscedasticity) für die Berechnung von Volatilitätsclustern und Aktienrenditen zu diesen Versöhnungsleistungen zählen: Mit ihnen werden Varianzen nicht nur nach der Geschichte von Zeitreihen, sondern auch in Abhängigkeit von ihren eigenen Historien und der Geschichte von Zufallsfehlern berechnet.
13. 13 Siehe Erstes Kapitel, Anm. 11; Fox: *The Myth of the Rational Market*, 233; Mandelbrot/Hudson: *Fraktale und Finanzen*, 25–26. – Vgl. R. Lewinsohn/F. Pick: *La bourse. Les diverses formes de la spéculation dans les grandes bourses mondiales*, Paris 1938, 7.
14. 14 Rifkin: *Access*, 44–45.
15. 15 Friedman: *Capitalism and Freedom*, 14. – Zum bloßen Schleier-Charakter des Gelds hieß es etwa bei John Stuart Mill: »Nicht mit Geld werden Güter in Wirklichkeit gekauft. Mit Ausnahme der Gold- und Silberminenbesitzer rührt niemandes Einkommen aus den edlen Metallen her. Nicht die Mark und Pfunde, die jemand wöchentlich oder jährlich empfängt, bilden sein Einkommen; sie sind eine Art Marken oder Anweisungen, die er in jedem Laden als Zahlung anbieten kann und durch die er einen bestimmten Wert anderer, von ihm ausgewählter Waren zu erhalten vermag. [...] Kurz, es kann, wenn man der Sache auf den Grund geht, in der Wirtschaft der Gesellschaft nichts Bedeutungsloseres geben als Geld« (John Stuart Mill: *Grundsätze der politischen Ökonomie*, Bd. 2, Jena 1921, 7–8).
16. 16 Hyman P. Minsky: *Stabilizing an Unstable Economy*, New Haven u.a. 1986, 119.
17. 17 Hyman P. Minsky: *John Maynard Keynes. Finanzierungsprozess, Investition und Instabilität des Kapitalismus*, Marburg 1990, 20; *The Financial Instability Hypothesis. A Restatement*, London 1978, 1–3; vgl. John Maynard Keynes: *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*, Berlin<sup>6</sup>1983, 124ff.
18. 18 De la Vega: *Die Verwirrung der Verwirrungen*, 65. – Zur Reflexivität von Finanzmärkten vgl. u.a. George Soros: *Die Krise des globalen Kapitalismus*, 8, 70ff.; ders.: *Open Society. Reforming Global Capitalism*, New York 2000, 58ff.
19. 19 Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft*, §§ 6, 8, 22, in: *Werke*, Bd. 5, 288–295, 322–324.
20. 20 Keynes: *Allgemeine Theorie*, 131–132; Robert Skidelsky: *Keynes. The Return of the Master*, New York 2009, 83, 93. – Vgl. André Orléan: *Le pouvoir de la finance*, Paris 1999, 32–62; zur konsequenten Ersetzung von »rational expectations equilibria« durch »rational belief equilibria« vgl. u.a. Mordecai Kurz: *Endogenous Uncertainty and Rational Belief Equilibrium: A Unified*

*Theory of Market Volatility*, Stanford University, 14. Juli 1999  
([http://www.stanford.edu/~mordecai/OnLinePdf/13.UnifiedView\\_1999.pdf](http://www.stanford.edu/~mordecai/OnLinePdf/13.UnifiedView_1999.pdf)).

21. 21 Gabriel Tarde: *Psychologie économique*, Bd. 1, Paris 1902, 65; vgl. dazu Bruno Latour/Vincent Lépinay: *Die Ökonomie als Wissenschaft der leidenschaftlichen Interessen*, Frankfurt/M. 2010, 15–48. – Dieser immanente Konformitätsdruck mag vielleicht auch noch die neoliberale Gleichsetzung zwischen den Spielräumen von Geldmärkten und einer »Ökonomie freier Rede« erklären – sofern eben hier wie dort jene Regeln gelten, die »günstige Effekte auf die Haltungen, auf die Meinungen und Erwartungen der Leute besitzen« und gelegentliche Sonderbarkeiten in der Bewegung normativer Verstärkungen und des Mainstreams verschwinden lassen (vgl. Friedman: »Should There Be an Independent Monetary Authority?«, in: *The Essence of Friedman*, 443; »The Economics of Free Speech«, in: ebd., 9–17).
22. 22 Hyun Song Shin: *Risk and Liquidity*, Oxford u.a. 2010, 1–6; vgl. Cassidy: *How Markets Fail*, 299–301.
23. 23 Minsky: *Stabilizing an Unstable Economy*, 171–220; »The Financial Instability Hypothesis: Capitalist Process and the Behaviour of the Economy«, in: Charles P. Kindleberger/Jean-Pierre Lafargue (Hg.): *Financial Crises. Theory, History, and Policy*, Cambridge/MA u.a. 1982, 13–39; *The Financial Instability Hypothesis: A Restatement*, London 1978; *Financial Instability Revisited: The Economics of Disaster. Prepared for the Steering Committee for the Fundamental Reappraisal of the Discount Mechanism appointed by the Board of Governors of the Federal Reserve System*, Washington 1970. – Vgl. hierzu und zum Folgenden: Riccardo Bellofiore/Piero Ferri (Hg.): *Financial Keynesianism and Market Instability. The Economic Legacy of Hyman Minsky*, Bd. 1, Cheltenham u.a. 2001, 1–30 (Introduction); Cassidy: *How Markets Fail*, 205–212; Thomas Strobl: *Minsky'sche Momente*, Januar 2008 (<http://www.weissgarnix.de/2008/01/01/minsky/>).
24. 24 Minsky: *Stabilizing an Unstable Economy*, 280, 6. – Eine analoge Bewegung, in der sich Finanzierungserfolg durch die eingebauten Rekursionen zum katastrophischen Fall verkehrt, wurde übrigens – dies sei wenigstens angemerkt – für die von der Black-Scholes-Formel induzierte Finanzwelt ausführlich dokumentiert. Die von den Ökonomen Merton und Scholes mitbegründete Finanzierungsgesellschaft – Long Term Capital Management – ging nach fantastischen Expansionen und Renditen (und kurz nach der Verleihung des Nobelpreises an die beiden Wissenschaftler) Bankrott. Das hatte zugleich zu einer der ersten größeren staatlichen Rettungsaktionen im US-amerikanischen Finanzwesen geführt (vgl. Dunbar: *Inventing Money*, passim; MacKenzie: *An Engine, not a Camera*, passim).
25. 25 Zum Paradox der Liquidität vgl. Orlean: *Le pouvoir de la finance*, 33 u. passim; Christian Marazzi: *Capital and Language. From the New Economy to the War Economy*, Cambridge/MA 2008, 24ff., 126.
26. 26 Zit. n. André Orlean: *De l'euphorie à la panique: Penser la crise financière*, Paris 2009, 46. – Vgl. hierzu und zum Folgenden insbesondere Cassidy: *How Markets Fail*, 251–316; Michel Aglietta/Sandra Rigot: *Crise et rénovation de la finance*, Paris 2009, 17–47.
27. 27 Ralf Heidenreich/Stefan Heidenreich: *Mehr Geld*, Berlin 2008, 133.
28. 28 So der Ökonom Gary Gorton, zit. n. Cassidy: *How Markets Fail*, 308.
29. 29 Vgl. Shin: *Risk and Liquidity*, 4–13; Esposito: *Die Zukunft der Futures*, 225–239; Cassidy: *How Markets Fail*, 307–309; Michel Aglietta: *La crise. Pourquoi est-on arrivé là? Comment en sortir?*, Paris 2008, 17–31.
30. 30 Vgl. Dirk Baecker: *Womit handeln Banken? Eine Untersuchung zur Risikoverarbeitung in der Wirtschaft*, Frankfurt/M. 1991, 11, 184.
31. 31 John Maynard Keynes: *A Treatise on Probability*, London 1921, 20–40; vgl. Skidelsky: *Keynes*, 84–86; Paul Davidson: »Risk and Uncertainty«, in: Robert Skidelsky/Christian Westerlind Wigstrom (Hg.): *The Economic Crisis and the State of Economics*, New York 2010, 13–29.
32. 32 Luhmann: *Wirtschaft der Gesellschaft*, 171.
33. 33 Esposito: *Die Zukunft der Futures*, 256.
34. 34 Ebd., 256–257.
35. 35 Ebd., 241, 252–255.
36. 36 Orlean: *De l'euphorie à la panique*, 80.
37. 37 Luhmann: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, 269.
38. 38 Taleb: *Narren des Zufalls*, 304; vgl. George L.S. Shackle: »The Science of Imprecision«, in: *Epistemics & Economics. A Critique of Economic Doctrines*, Cambridge/MA 1972, 359–363.
39. 39 Hans Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt/M. 1986, 27. Léon Walras: *Éléments d'économie politique pure ou Théorie de la richesse sociale*, Paris u.a. 1900, 29.
40. 40 Norbert Bolz: »Agenda Freiheit«, in: *Merkur* 736/737, September/Oktober 2010, 892.
41. 41 Vgl. dazu Latour/Lépinay: *Ökonomie als Wissenschaft*, 14; Jacques Sapir: *Quelle économie pour le XXIe siècle?* Paris 2005, 407ff.
42. 42 Luhmann: *Wirtschaft der Gesellschaft*, 270.

## Literatur

- Acheson, A.L.K. u.a. (Hg.): *Bretton Woods Revisited. Evaluations of the International Monetary Fund and the International Bank for Reconstruction and Development*, Toronto 1972.
- Addison, Joseph: *The Spectator*, hg. v. Donald F. Bond, Oxford 1965.
- Agamben, Giorgio: *Herrschaft und Herrlichkeit. Zur theologischen Genealogie von Ökonomie und Regierung*, Frankfurt/M. 2010.
- Aglietta, Michel: *La crise. Pourquoi est-on arrivé là? Comment en sortir?*, Paris 2008.
- Aglietta, Michel/Rigot, Sandra: *Crise et rénovation de la finance*, Paris 2009.
- Ahmad, Syed: »Adam Smith's Four Invisible Hands«, in: *History of Political Economy* 22:1, 1990, 137–144.
- Alighieri, Dante: *Die göttliche Komödie*, Frankfurt/M. 1974.
- Alliez, Eric: »The Accident of Time: An Aristotelian Study«, in: *Capital Times. Tales from the Conquest of Time*, Minneapolis 1996, 1–26.
- Altdorfer, Stefan (Hg.): *History of Financial Disasters, 1763–1995*, Bd. 3, London 2006.
- Anderson, Jenny: »S.E.C. Moves to Ban Edge Held by Fast Traders«, in: *New York Times*, 18.9.2008, 1, 3.
- Andriopoulos, Stefan: »The Invisible Hand: Supernatural Agency in Political Economy and the Gothic Novel«, in: *ELH* 66, 1999, 739–758.
- [Anonym]: *Fortunatus*, hg. v. H.-G. Roloff, Stuttgart<sup>2</sup>1996.
- [Anonym]: *Examen comparatif des deux mondes. Proposés pour liquider la dette, les quittances, ou les assignats*, Paris 1790.
- [Anonym]: *Geschichte der Bank von England von ihrer Entstehung bis auf den heutigen Tag*, Bremen 1797.
- [Anonym]: »Über den neuesten Finanzzustand Frankreichs«, in: *Berlinische Monatsschrift* 16, 1790, 5–44.
- [Anonym]: »Entwurf der Ephemeriden der Menschheit«, in: *Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre und der Politik* 1 (1776), 1–12.
- Aristoteles: *Politik*, übersetzt und erläutert von Eckart Schütrumpf, Berlin 1991.
- : *Nikomachische Ethik*, übersetzt von Olof Gigon, München<sup>2</sup>1995.
- Arrow, Kenneth J.: *General Equilibrium*, Oxford 1983.
- Arrow, Kenneth J./Hahn, F.H.: *General Competitive Analysis*, San Francisco 1971.
- Attali, Jacques: *La Crise et après?*, Paris 2009.
- Austin, Michael/Vidal-Naquet, Pierre: *Économies et sociétés en Grèce ancienne*, Paris 1972.
- Bachelier, Louis: *Théorie de la spéculation. Annales scientifiques de l'École Normale Supérieure*, Sér. 3, Bd. 17, 1900.
- Baecker, Dirk: *Womit handeln Banken? Eine Untersuchung zur Risikoverarbeitung in der Wirtschaft*, Frankfurt/M. 1991.
- : *Postheroisches Management. Ein Vademecum*, Berlin 1994.
- Balzac, Honoré de: »Das Bankhaus Nucingen«, in: Ders.: *Das Bankhaus Nucingen. Erzählungen*, Zürich 1977, 7–98.
- : »Gobseck«, in: Ders.: *Das Bankhaus Nucingen. Erzählungen*, Zürich 1977, 99–178.
- Batthyány, Philip: *Zwang als Grundübel der Gesellschaft?*, Tübingen 2007.
- Baudrillard, Jean: *Der symbolische Tausch und der Tod*, München 1991.
- Becker, Gary S.: *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*, Tübingen 1982.
- : *A Treatise on the Family*, Cambridge/MA u.a.<sup>2</sup>1993.
- : *The Essence of Becker*, hg. v. R. Ferrero u. P. S. Schwartz, Stanford 1995.
- Bellofiore, Riccardo/Ferri, Piero (Hg.): *Financial Keynesianism and Market Instability. The Economic Legacy of Hyman Minsky*, Bd. 1, Cheltenham u.a. 2001.

- Benveniste, Emile: *Indoeuropäische Institutionen. Wortschatz, Geschichte, Funktionen*, Frankfurt/M. u.a. 1993.
- Berthoud, Arnaud: *Aristote et l'Argent*, Paris 1981.
- : *Essais de Philosophie économique. Platon, Aristote, Hobbes, A. Smith, Marx*, Villeneuve-d'Ascq 2002.
- Beutelmeier, Werner/Seidel, Conrad: *Die Marke Ich. So entwickeln Sie Ihre persönliche Erfolgsstrategie!*, Wien u.a. 1999.
- Black, Fischer/Scholes, Myron: »The Pricing of Options and Corporate Liabilities«, in: *Journal of Political Economy* 81, May/June 1973, 637–654.
- Block, Fred L.: *The Origins of International Economic Disorder. A Study of United States International Monetary Policy from World War II to the Present*, Berkeley u.a. 1977.
- Blumenberg, Hans: *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt/M. 1986.
- Bolkenstein, H.: *Economic Life in Greece's Golden Age*, Leiden 1958.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003.
- Bolz, Norbert: »Agenda Freiheit«, in: *Merkur* 736/737, September/Oktober 2010, 884–892.
- Borchardt, Julian: *Das Papiergeld in der Revolution 1797–1920*, Berlin 1921.
- Bourdieu, Pierre: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Hamburg 2005.
- Braudel, Fernand: *Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts*, Bd. 1: *Der Alltag*, Bd. 2: *Der Handel*, München 1986.
- Brenner, Robert: *Boom & Bubble. Die USA in der Weltwirtschaft*, Hamburg 2003.
- Bridges, William: *Ich & Co. Wie man sich auf dem Arbeitsmarkt behauptet*, Hamburg 1996.
- Bröckling, Ulrich: »Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement« in: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt/M. 2000, 138–167.
- Bryan, Dick/Rafferty, Michael: *Capitalism with Derivatives. A Political Economy of Financial Derivatives, Capital, and Class*, New York 2006.
- Burke, Edmund: *Betrachtungen über die französische Revolution*, Bd. 2, Berlin 1793.
- : *Discours sur la monnaie de papier et sur le système des assignats de France*, Paris, September 1790.
- Büsch, Johann Georg: *Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirtschaft und Handlung*, Bd. 1, Hamburg u.a. 1780.
- Cassidy, John: *How Markets Fail. The Logic of Economic Calamities*, New York 2009.
- Cesarano, Filippo: *Monetary Theory and Bretton Woods. The Construction of an International Monetary Order*, Cambridge/MA 2006.
- Chancellor, Edward: *Devil Take the Hindmost. A History of Financial Speculation*, New York 2000.
- Condorcet, Marie Jean Antoine: *Nouvelles réflexions sur le projet de payer la dette exigible en papier forcé*, o.O. o.J.
- : *Sur la proposition d'acquitter la dette exigible en assignats*, Paris 1790.
- Cowart, David: »Anxieties of Obsolescence: DeLillo's *Cosmopolis*«, in: Peter Freese/Charles B. Harris (Hg.): *The Holodeck in the Garden: Science and Technology in Contemporary American Fiction*, Normal/IL. 2004, 179–191.
- Crespo, Richard F.: »The Ontology of »the Economic«: an Aristotelian Analysis«, in: *Cambridge Journal of Economics* 30, 2006, 767–781.
- Davidson, Paul: »Risk and Uncertainty«, in: Robert Skidelsky/Christian Westerlind Wigstrom (Hg.): *The Economic Crisis and the State of Economics*, New York 2010, 13–29.
- Defoe, Daniel: *The Chimera: or, The French Way of Paying National Debts Laid Open*, London 1720.
- : »An Essay on Publick Credit« (1710), in: *Political and Economic Writings*, hg. v. W.R. Owens u. P.N. Furbank, Bd. 6: *Finance*, hg. v. John McVeagh, London 2000, 49–62.
- Deleuze, Gilles: »Begehren und Lust«, in: Friedrich Balke/Joseph Vogl (Hg.): *Gilles Deleuze – Fluchtlinien der Philosophie*, München 1996, 230–240.

- : *Differenz und Wiederholung*, München 1992.
- : »Sehen und Sprechen. Erfahrungen, Aussagen – Erinnerung an ein Denkexperiment«, in: *Lettre International* 33, 1996, 87.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*, Frankfurt/M. 1974.
- : *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin 1992.
- Derrida, Jacques: *Marx' Gespenster. Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale*, Frankfurt/M. 2004.
- Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-IV-TR)*, hg. v. American Psychiatric Association, Washington 2000.
- Dockès, Pierre: »L'esprit du capitalisme, son histoire et sa crise«, in: Pierre Dockès u.a.: *Jours de colère. L'esprit du capitalisme*, Paris 2009, 97–130.
- Duby, Georges: *Guerriers et paysans*, Paris 1973.
- Dumont, Louis: *Homo aequalis. Genèse et épanouissement de l'idéologie économique*, Paris 1977.
- Dunbar, Nicholas: *Inventing Money. The Story of Long-Term Capital Management and the Legends Behind it*, Chichester 2000.
- Edwards, Robert B./Magee, John: *Technical Analysis of Stock Trends (1947)*, Springfield 1961.
- Eichengreen, Barry: *Vom Goldstandard zum Euro. Die Geschichte des internationalen Währungssystems*, Berlin 2000.
- Eichengreen, Barry: *Global Imbalances and the Lessons of Bretton Woods*, Cambridge/MA 2007.
- Epstein, Gerald (Hg.): *Financialization and the World Economy*, Cheltenham 2005.
- Eposito, Elena: *Die Zukunft der Futures. Die Zeit des Geldes in Finanzwelt und Gesellschaft*, Heidelberg 2010.
- Fama, Eugene/Miller, Merton H.: *The Theory of Finance*, Hinsdale/Il. 1972.
- Finley, M.I.: *The Ancient Economy*, Berkeley u.a. 1973.
- Fisher, Franklin M.: *Disequilibrium Foundations of Equilibrium Economics*, Cambridge/MA u.a. 1983.
- Flichy, Patrice: »The Birth of Long Distance Communication. Semaphore Telegraphs in Europe (1790–1840)«, in: *Réseaux* 1/1, 1993, 81–101.
- Foucault, Michel: *Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik. Vorlesungen am Collège de France 1978–1979*, Frankfurt/M. 2004.
- Forbonnais, François Véron de: *Observations succinctes sur l'Emission de deux milliards d'Assignats territoriaux, avec un cours forcé de monnaie*, o.O. o.J.
- Fox, Justin: *The Myth of the Rational Market. A History of Risk, Reward, and Delusion on Wall Street*, New York 2009.
- Franklin, Benjamin: »Advice to a Young Tradesman. Written from an Old One (12 July 1748)«, in: *The Autobiography and Other Writings on Politics, Economics, and Virtue*, hg. v. A. Houston, Cambridge/MA u.a. 2004, 200–202.
- : »Guter Rat an einen jungen Handwerker«, in: *Nachgelassene Schriften und Correspondenz*, Bd. 5, übers. von Gottlob Heinrich Adolf Wagner, Weimar 1819, 72–73.
- Friedman, Milton: *Essays in Positive Economics*, Chicago u.a. 1966.
- : »The Need for Futures Markets in Currencies«, in: *The Futures Market in Foreign Currencies. Papers by Milton Friedman [and others] Prepared for the International Monetary Market of the Chicago Mercantile Exchange*, Chicago 1972, 6–12.
- : *Capitalism and Freedom*, Chicago 1982.
- : »The Economics of Free Speech«, in: *The Essence of Friedman*, hg. v. K. K. Leube, Stanford 1987, 9–17.
- : »The Methodology of Positive Economics«, in: *The Essence of Friedman*, hg. v. K. K. Leube, Stanford 1987, 153–186.
- : »Should There Be an Independent Monetary Authority?«, in: *The Essence of Friedman*, hg. v. K. K. Leube, Stanford 1987, 428–445.
- Friedman, Milton/Roosa, Robert V.: *The Balance of Payments: Free Versus Fixed Exchange Rates*, Washington 1967.
- Fukuyama, Francis: *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?*, München 1992.

- Galiani, Ferdinando: *De la monnaie* (1751), hg. v. G.-H. Bousquet u. J. Crisafulli, Paris 1955.
- : *Dialogues sur le commerce des bleds*, London 1770.
- Galsworthy, John: *Die Forsythe-Sage*, Bd. 2: *In den Schlingen des Gesetzes*, Leipzig u.a. 1985.
- Gehlen, Arnold: »Ende der Geschichte?«, in: *Einblicke*, Frankfurt/M. 1975, 115–133.
- Gentz, Friedrich: »Über die österreichische Bank«, in: *Schriften*, Bd. 3/2, hg. v. G. Schlesier, Mannheim 1839, 283–299.
- Glassman, James/Hassett, Kevin: *Dow 36,000*, New York 2000.
- Gleick, James: *Chaos. Making a New Science*, London 1987.
- Goede, Marieke de: *Virtue, Fortune, and Faith. A Genealogy of Finance*, Minneapolis u.a. 2005.
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in: *Werke*, Bd. 7, hg. v. E. Trunz, München<sup>13</sup>1981.
- Hafner, Wolfgang: »Ein vergessener genialer Wurf zur Bewertung von Optionen. Vinzenz Bronzin nahm die nobelpreiswürdige Black-Scholes-Formel vorweg«, in: *NZZ*, 8.10.2005, »Fokus der Wissenschaft«.
- Harvey, David: *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*, Oxford 1989.
- : *A Brief History of Neoliberalism*, Oxford 2005.
- Hayek, Friedrich August von: »Economics and Knowledge«, in: *Economica*, New Series 4/13, Februar 1934, 33–54.
- : *The Trend of Economic Thinking. Essays on Political Economists and Economic History*, hg. v. W.W. Bartley III u. Stephen Kresge (*Collected Works of F.A. Hayek*, Bd. 3), Indianapolis 1991.
- : *Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren*, Kieler Vorträge gehalten am Institut für Weltwirtschaft an der Universität Kiel, *Neue Folge* 56, Kiel 1968.
- Hicks, John: *Critical Essays in Monetary Theory*, Oxford 1967.
- Heffernan, Nick: »Money Is Talking to Itself: Finance Capitalism in the Fiction of Don DeLillo from *Players* to *Cosmopolis*«, in: *Critical Engagements: A Journal of Theory and Criticism* 1/2, 2007, 53–78.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie*, in: *Werke*, Bd. 2, hg. v. E. Moldenhauer und K.M. Michel, Frankfurt/M. 1986, 7–138.
- : *Vorlesungen über Ästhetik III*, in: *Werke*, Bd. 15, Frankfurt/M. 1970.
- Heidenreich, Ralf/Heidenreich, Stefan: *Mehr Geld*, Berlin 2008.
- Helvetius, Claude Adrien: *De l'esprit*, Paris 1758.
- Henchsberg, Michael: *La Place du Marché. Essai*, Paris 2001.
- Hilferding, Rudolf: *Das Finanzkapital. Eine Studie über die jüngste Entwicklung des Kapitalismus*, Berlin<sup>2</sup>1955.
- Hirschman, Albert O.: *Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg*, Frankfurt/M. 1980.
- Hobbes, Thomas: *Vom Menschen. Vom Bürger. Elemente der Philosophie II/III*, hg. v. Günther Gawlick, Hamburg<sup>2</sup>1967.
- Houtman-De Smendt, Helma/Wee, Hermann van der: »Die Geschichte des modernen Geld- und Finanzwesens Europas in der Neuzeit«, in: *Europäische Bankengeschichte*, hg. v. Hans Pohl, Frankfurt/M. 1993, 156–163.
- Hume, David: *Nationalökonomische Abhandlungen*, Leipzig 1877.
- Hutter, Michael: *The Emergence of Bank Notes in the 17th Century* (Typoskript).
- Iselin, Isaak: *Versuch über gesellige Ordnung*, Basel 1772.
- D'Ivernois, François: *Geschichte der französischen Finanzadministration im Jahr 1796*, übers. und bis Ende April 1797 fortgeführt v. F. Gentz, Berlin 1797.
- Jaeger, Burkhard: *Humankapital und Unternehmenskultur. Ordnungspolitik für Unternehmen*, Wiesbaden 2004.
- Jameson, Fredric: »Culture and Finance Capital«, in: *Critical Inquiry* 24/1, 1997, 246–265.

- Johansen, Robert/Swigart, Rob: *Upsizing the Individual in the Downsized Organization. Managing in the Wake of Reengineering, Globalization, and Overwhelming Technological Change*, Reding/Mass. u.a. 1994.
- Kant, Immanuel: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, in: *Werke*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Wiesbaden 1964ff., Bd. 6.
- : »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, in: *Werke*, hg. v. W. Weischedel, Wiesbaden 1964ff., Bd. 6, 31–50.
- : *Kritik der Urteilskraft*, in: *Werke*, hg. v. W. Weischedel, Wiesbaden 1964ff., Bd. 5.
- : *Der Streit der Fakultäten*, in: *Werke*, hg. v. W. Weischedel, Wiesbaden 1964ff., Bd. 6, 265–393.
- : »Über das Misslingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee«, in: *Werke*, hg. v. W. Weischedel, Wiesbaden 1964ff., Bd. 6, 103–124.
- : »Zum ewigen Frieden«, in: *Werke*, hg. v. W. Weischedel, Wiesbaden 1964ff., Bd. 6, 191–251.
- Kelsey, David: »The Economics of Chaos or the Chaos of Economics«, in: *Oxford Economic Papers*, New Series 40/1, März 1988, 1–31.
- Keynes, John Maynard: *A Treatise on Probability*, London 1921.
- : *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*, Berlin<sup>6</sup>1983.
- Knorringa, H.: *Emporos. Data on Trade and Trader in Greek Literature from Homer to Aristotle*, Paris u.a. 1926.
- Korani, János: *Anti-Equilibrium. On Economic Systems Theory and the Tasks of Research*, Amsterdam u.a. 1971.
- Koslowski, Peter: »Haus und Geld. Zur aristotelischen Unterscheidung von Politik, Ökonomik und Chrematistik«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 86, 1979, 60–83.
- Krippner, Greta: *The Fictitious Economy: Financialization, the State, and Contemporary Capitalism*, Diss. Madison 2003.
- Krugman, Paul: *The Accidental Theorist*, New York 1998.
- : »How Did Economists Get It So Wrong«, *New York Times*, 2.9.2009, <http://www.nytimes.com/2009/09/06/magazine/06Economic-t.html> (Zugriff: 25.11.2010).
- Kurtzman, Joel: *The Death of Money. How the Electronic Economy Has Destabilized the World's Markets and Created Financial Chaos*, New York 1993.
- Kurz, Mordecai: *Endogenous Uncertainty and Rational Belief Equilibrium: A Unified Theory of Market Volatility*, Stanford University, 14. Juli 1999 ([http://www.stanford.edu/~mordecai/OnLinePdf/13.UnifiedView\\_1999.pdf](http://www.stanford.edu/~mordecai/OnLinePdf/13.UnifiedView_1999.pdf)).
- Langenohl, Andreas: *Finanzmarkt und Temporalität. Imaginäre Zeit und kulturelle Repräsentation der Gesellschaft*, Stuttgart 2007.
- : »Die Sinndimension der Markt-Zeit. Zum Verhältnis zwischen der Operationsweise von Finanzmärkten und ihren (Selbst-)Darstellungen«, in: Langenohl, Andreas/Schmidt-Beck, Kerstin (Hg.): *Die Markt-Zeit in der Finanzwirtschaft. Soziale, kulturelle und ökonomische Dimensionen*, Marburg 2007, S. 7–36.
- Latour, Bruno/Lépinay, Vincent: *Die Ökonomie als Wissenschaft der leidenschaftlichen Interessen*, Frankfurt/M. 2010.
- Lavoisier, Antoine Laurent de: *Réflexions sur les Assignats et sur la liquidation de la dette exigible ou arriérée*, o.O. o.J.
- Legendre, Pierre: *Le désir politique de dieu. Etude sur les montages de l'État et du Droit, Leçons VII*, Paris 1988.
- LeGoff, Jacques: *Wucherzins und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter*, Stuttgart 1988.
- Lewinsohn, R./Pick, F.: *La bourse. Les diverses formes de la spéculation dans les grandes bourses mondiales*, Paris 1938.
- LiPuma, Edward/Lee, Benjamin: *Financial Derivatives and the Globalization of Risk*, Durham u.a. 2004.
- Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1994.
- MacKay, Charles: *Extraordinary Popular Delusions, and the Madness of Crwods (1841/1852)*, New York 1980.
- MacKenzie, Donald: *An Engine, Not a Camera. How Financial Models Shape Markets*, Cambridge/MA u.a. 2006.
- Malkiel, Burton G.: *A Random Walk Down Wall Street*, New York 2003.
- Mandelbrot, Benoit: »Paretian Distribution and Income Maximization«, in: *Quarterly Journal of Economics* 76, Februar 1962, 57–85.

- : »Statistical Methodology for Non-periodic Cycles«, in: *Annals of Economic and Social Measurement* 1, Juli 1972, 259–290.
- : »The Variation of Certain Speculative Prices«, in: *The Journal of Business* 36/4, Oktober 1963, 394–290.
- : »The Variation of Some Other Speculative Prices«, in: *Journal of Business* 40/4, Januar 1967, 393–413.
- Mandelbrot, Benoit B./Hudson, Richard L.: *Fraktale und Finanzen. Märkte zwischen Risiko, Rendite und Ruin*, München<sup>3</sup>2009.
- Mandeville, Bernard: *Die Bienenfabel oder Private Laster, öffentliche Vorteile*, Frankfurt/M. 1980.
- Marazzi, Christian: *Capital and Language. From the New Economy to the War Economy*, Cambridge/MA 2008.
- Martin, Randy: »The Twin Towers of Financialization: Entanglements of Political and Cultural Economies«, in: *The Global South* 3/1, Frühjahr 2009, 108–125.
- Marx, Karl: *Das Kapital*, Bd. 1, in: *MEW*, Berlin 1956ff., Bd. 23.
- : *Das Kapital*, Bd. 3, in: *MEW*, Berlin 1956ff., Bd. 25.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Manifest der Kommunistischen Partei*, in: *MEW*, Berlin 1956ff., Bd. 4, 458–493.
- Matala de Mazza, Ethel: *Der verfasste Körper. Zum Projekt einer organischen Gemeinschaft in der Politischen Romantik*, Freiburg i.Br. 1999.
- McCulloch, James R.: *The Principles of Political Economy*, Edinburgh 1825.
- Merton, Robert C.: *Theory of Rational Option Pricing*, Cambridge/MA 1971.
- : *Continuous-Time Finance*, Cambridge/MA 1990.
- : »Application of Option-Pricing Theory: Twenty-Five Years Later«, in: *American Economic Review* 88/3, Juni 1998, 323–349.
- Mill, John Stuart: *Grundsätze der politischen Ökonomie*, Bd. 2, Jena 1921.
- Miller, Merton H.: *Merton Miller on Derivatives*, New York 1997.
- Minsky, Hyman P.: *Financial Instability Revisited: The Economics of Disaster. Prepared for the Steering Committee for the Fundamental Reappraisal of the Discount Mechanism appointed by the Board of Governors of the Federal Reserve System*, Washington 1970.
- : *The Financial Instability Hypothesis. A Restatement*, London 1978.
- : »The Financial Instability Hypothesis: Capitalist Process and the Behaviour of the Economy«, in: Charles P. Kindleberger/Jean-Pierre Lafargue (Hg.): *Financial Crises. Theory, History, and Policy*, Cambridge/MA u.a. 1982, 13–39.
- : *Stabilizing an Unstable Economy*, New Haven u.a. 1986.
- : *John Maynard Keynes. Finanzierungsprozess, Investition und Instabilität des Kapitalismus*, Marburg 1990.
- Mirowski, Philip: *More Heat than Light. Economics as Social Physics. Physics as Nature's Economics*, Cambridge/MA u.a. 1989.
- : »The Rise and Fall of the Concept of Equilibrium in Economic Analysis«, in: *Recherches Economiques de Louvain* 55/4, 1989, 447–470.
- : »From Mandelbrot to Chaos in Economic Theory«, in: *Southern Economic Journal* 57/2, Oktober 1990, 289–307.
- : *Machine Dreams. Economics Becomes a Cyborg Science*, Cambridge/MA u.a. 2002.
- Mises, Ludwig van: *Human Action. A Treatise on Economics*, New Haven 1949.
- Montesquieu, Charles-Louis de: *Vom Geist der Gesetze*, Bd. 2, hg. v. Ernst Forthoff, Tübingen<sup>2</sup>1992.
- Morini-Comby, Jean: *Les Assignats. Révolution et inflation*, Paris 1925.
- Müller, Adam: *Versuche einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien*, Leipzig u. Altenberg 1816.
- : »Londoner Bank«, in: *Allgemeine deutsche Realenzyklopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexikon)*, Bd. 6, Leipzig<sup>7</sup>1827, 656–661.
- : *Elemente der Staatskunst*, Bd. 1 & 2, hg. v. J. Baxa, Leipzig 1922.
- : »Zeitgemäße Betrachtungen über den Geldumlauf« (1816), in: *Ausgewählte Abhandlungen*, hg. v. J. Baxa, Jena 1931, 50–60.

- Munk, Karl: *Zur Geschichte und Theorie der Banknote mit besonderer Rücksicht auf die Lehren der klassischen Nationalökonomie*, Bern 1896.
- Murphy, John J.: *Intermarket Technical Analysis. Trading Strategies for the Global Stock, Bond, Commodity, and Currency Markets*, New York u.a. 1991.
- Nagler, Friedrich: *Timing-Probleme am Aktienmarkt. Ein Vergleich von Strategien der Random Walk Hypothese, der Formelanlageplanung und der technischen Analyse*, Köln 1979.
- Neves, João César das: »Aquinas and Aristotle's Distinction of Wealth«, in: *History of Political Economy* 32/3, 2000, 650–657.
- Newman, W.L.: *The Politics of Aristotle*, Bd. 1: *Introduction to the Politics*, Salem/NH 1887 (Reprint: Salem/NH 1985).
- Niethammer, Lutz: *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?* Reinbek 1989.
- Niehans, Jürg: *A History of Economic Theory. Classic Contributions. 1729–1980*, Baltimore u.a. 1990.
- North, Micheal (Hg.): *Kredit im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa*, Köln u.a. 1991.
- Northrop, F.S.C. : »The Impossibility of a Theoretical Science of Economic Dynamics«, in: *The Quarterly Journal of Economics* 56/1, November 1941, 1–17.
- Orlean, André: *Le pouvoir de la finance*, Paris 1999.
- : *De l'euphorie à la panique: Penser la crise financière*, Paris 2009.
- Osborne, M.F.: *The Stock Market and Finance from a Physicist's Viewpoint*, Bd. 1: *Market Making and Random Walks in Security Data*, Temple Hills/Madison 1977.
- Parsons, Talcott: *Zur Theorie der sozialen Interaktionsmedien*, hg. v. S. Jensen, Opladen 1980.
- Pellegrin, Pierre: »Monnaie et Chrématistique. Remarques sur le mouvement et le contenu de deux textes d'Aristote à l'occasion d'un livre récent«, in: *Revue Philosophique de la France et de l'étranger*, 1982/4, 631–644.
- Perrot, Jean-Claude: *Une histoire intellectuelle de l'économie politique (XVIIe–XVIIIe siècles)*, Paris 1992.
- Petersen, Per Serritslev: »Don DeLillo's *Cosmopolis* and the Dialectics of Complexity and Simplicity in Postmodern American Philosophy and Culture«, in: *American Studies in Scandinavia* 37/2, 2005, 70–84.
- Petty, William: *The Economic Writings*, Bd. 2, Cambridge/MA 1899.
- Pies, Ingo/Leschke, Martin (Hg.): *Beckers ökonomischer Imperialismus*, Tübingen 1998.
- Pinto, Isaak: *Traité des fonds de commerce, ou jeu d'actions*, London<sup>2</sup>1772.
- Pirenne, Henri: *Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter*, Bern 1947.
- : *Les Villes au Moyen Âge. Essai d'histoire économique et sociale*, Paris 1992.
- Platon: *Nomoi*, in: *Sämtliche Werke*, hg. v. Ursula Wolf, Bd. 4, Reinbek 1994.
- : *Politeia*, in: *Sämtliche Werke*, hg. v. Ursula Wolf, Bd. 2, Reinbek 1994.
- Polanyi, Karl: *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Frankfurt/M. 1978.
- : *Ökonomie und Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1979.
- Pongratz, Hans J./Voß, G. Günter: »Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeit?« In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50, 1998, 131–158.
- Pribram, Karl: *Geschichte des ökonomischen Denkens*, Frankfurt/M. 1992.
- Prigogine, Ilya: *From Being to Becoming. Time and Complexity in the Physical Sciences*, San Francisco 1980.
- Prigogine, Ilya/Stengers, Isabelle: *Order out of Chaos. Man's New Dialogue with Nature*, Toronto u.a. 1984.
- Proudhon, Pierre-Joseph: *Manuel du spéculateur à la Bourse*, Paris<sup>3</sup>1857.

- Pufendorf, Samuel: *Die Gemeinschaftspflichten des Naturrechts. Ausgewählte Stücke aus »De officio Hominis et Civis«* (1673), Frankfurt/M. 1943.
- Redish, Angela: »Anchors Aweigh: The Transition from Commodity Money to Fiat Money in Western Economies«, in: *The Canadian Journal of Economics* 26/4, November 1993, 777–795.
- Reichert, Ramón: *Das Wissen der Börse. Medien und Praktiken des Finanzmarktes*, Bielefeld 2009.
- Reitemeier, Johann Friedrich: *Neues System des Papiergeldes und des Geldwesens beim Gebrauch des Papiergeldes in zwey Abhandlungen*, Kiel 1814.
- Riboud, Michelle: *Accumulation du capital humaine*, Paris 1978.
- Ricardo, David: *Die Grundsätze der politischen Ökonomie oder der Staatswirtschaft und der Besteuerung*, Weimar 1821.
- Rifkin, Jeremy: *Access. Das Verschwinden des Eigentums. Warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden*, Frankfurt/M. u.a. 2000.
- Rist, Charles: *Geschichte der Geld- und Kredittheorien von John Law bis heute*, Bern 1947.
- Rosanvallon, Pierre: *Le libéralisme économique. Histoire de l'idée de marché*, Paris 1989.
- Rose, Nikolas: »Tod des Sozialen? Eine Neubestimmung der Grenzen des Regierens«, in: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt/M. 2000, 75–109.
- Rotman, Brian: *Die Null und das Nichts. Eine Semiotik des Nullpunkts*, Berlin 2000.
- Sambucus, Joannes: *Emblemata et aliquot nummi operis*, Antwerpen 1566 (Nachdruck Hildesheim u.a. 2002).
- Samuelson, Paul A.: »Proof That Properly Anticipated Prices Fluctuate Randomly« (1965), in: *Collected Papers of Paul A. Samuelson*, Bd. 3, Cambridge/MA u.a. 1972, 782–790.
- Sapir, Jacques: *Les trous noirs de la science économique. Essay sur l'impossibilité de penser le temps et l'argent*, Paris 2000.
- Schneider, Manfred: *Das Attentat. Kritik der paranoischen Vernunft*, Berlin 2010.
- Schuhmann-Bacia, Eva: *Die Bank von England und ihr Architekt John Soane*, Zürich 1989.
- Schultz, Theodore W.: *In Menschen investieren. Die Ökonomie der Bevölkerungsqualität*, Tübingen 1986.
- Schumpeter, Joseph Alois: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, Tübingen<sup>6</sup>1950.
- : *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Göttingen 1965.
- Sen, Amartya: »Rational Fools: A Critique of the Behavioral Foundations of Economic Theory«, in: Tracy B. Strong (Hg.): *The Self and the Political Order*, New York 1992, 120–142.
- Sennett, Richard: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1998.
- Shackle, George L.S.: »The Science of Imprecision«, in: *Epistemics & Economics. A Critique of Economic Doctrines*, Cambridge/MA 1972, 359–363.
- Shakespeare, William: *Der Kaufmann von Venedig*, in: *Gesamtwerk*, Bd. 2, hg. v. L.L. Schücking, Augsburg 1995.
- Shen, Ping: »Empirical and Theoretical Evidence of Economic Chaos«, in: *System Dynamics Review* 4/1–2, 1988, 81–108.
- Shiller, Robert J.: *The New Financial Order. Risk in the 21st Century*, Princeton 2003.
- : *Irrational Exuberance*, Princeton<sup>2</sup>2005.
- Shin, Hyun Song: *Risk and Liquidity*, Oxford u.a. 2010.
- Skidelsky, Robert: *Keynes. The Return of the Master*, New York 2009.
- Sloterdijk, Peter: *Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung*, Frankfurt/M. 2005.
- Smith, Adam: *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Ursachen und seiner Natur*, hg. v. H. C. Recktenwald, München 1978.
- : *Theorie der ethischen Gefühle*, hg. v. W. Eckstein, Hamburg 1994.

- Soden, Julius Graf von: *Die Nazional-Oekonomie. Ein philosophischer Versuch, über die Quellen des Nazional-Reichthums, und über die Mittel zu dessen Beförderung*, Bd. 3, Leipzig 1808.
- Soros, George: *Die Krise des globalen Kapitalismus. Offene Gesellschaft in Gefahr*, Berlin<sup>4</sup>1999.
- : *Open Society. Reforming Global Capitalism*, New York 2000.
- Stäheli, Urs: *Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie*, Frankfurt/M. 2007.
- Strobl, Thomas: *Minsky'sche Momente*, Januar 2008 (<http://www.weissgarnix.de/2008/01/01/minsky/>).
- Taleb, Nassim Nicholas: *The Black Swan. The Impact of the Highly Improbable*, New York 2007.
- : *Narren des Zufalls. Die verborgene Rolle des Glücks an den Finanzmärkten und im Rest des Lebens*, Weinheim 2008.
- Tanner, Jakob: »Kultur« in den Wirtschaftswissenschaften und kulturwissenschaftliche Interpretationen ökonomischen Handelns«, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen*, Bd. 3, hg. v. F. Jaeger u. J. Rüsen, Stuttgart u.a. 2004, 105–224.
- Tarde, Gabriel: *Psychologie économique*, Bd. 1, Paris 1902.
- Thornton, Henry: *Der Papier-Credit von Großbritannien. Nach seinen Wirkungen untersucht*, Halle 1803.
- Tilly, Richard: *Geld und Kredit in der Wirtschaftsgeschichte*, Stuttgart 2003.
- Turgot, Anne-Robert Jacques: »Réflexions sur la formation et la distribution des richesses«, in: *Écrits économiques*, Paris 1970, 121–188.
- Varsava, Jerry A.: »The Saturated Self: Don DeLillo on the Problem of Rogue-Capitalism«, in: *Contemporary Literature* 46/1, 2005, 78–107.
- Vega, Joseph de la: *Die Verwirrung der Verwirrungen* (1688), hg. v. Otto Pringsheim, Breslau 1919.
- Vernon, John: *Money and Fiction. Literary Realism in the Nineteenth and Early Twentieth Century*, Ithaca u. London 1984.
- Vogl, Joseph: »Kreisläufe«, in: Anja Lauper (Hg.), *Transfusionen. Blutbilder und Biopolitik in der Neuzeit*, Berlin u.a. 2005, 99–118.
- : *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, Zürich, Berlin<sup>3</sup>2009.
- Wales, Stephan L.: »Potency« in: *Fortunatus*, in: *The German Quartely* 59, 1986, 5–18.
- Walras, Léon: *Éléments d'économie politique pure ou Théorie de la richesse sociale*, Paris u.a. 1900.
- Weber, Max: *Börsenwesen. Schriften und Reden 1893–1898*, hg. v. Knut Borchardt, in: *Gesamtausgabe*, Abt. I, Bd. 5/1, hg. v. Horst Baier u.a., Tübingen 1999.
- Weber, Samuel: *Geld ist Zeit. Gedanken zu Kredit und Krise*, Zürich, Berlin 2009.
- Weissenfeld, Horst und Stefan: *Im Rausch der Spekulation. Geschichten von Spiel und Spekulation aus vier Jahrhunderten*, Rosenheim 1999.
- Will, Georg Andreas: *Versuch über die Physiokratie*, Nürnberg 1782.
- Wise, M. Norton: »Work and Waste. Political Economy and Natural Philosophy in Nineteenth Century Britain«, in: *History of Science* 27, 1989, 263–301, 391–449.
- Worden, Skip: »Aristotle's Natural Wealth: The Role of Limitation in Thwarting Misordered Concupiscence«, in: *Journal of Business Ethics* 84, 2009, 209–219.

## Bildnachweise

**Abb. 1** James Gillray, *Political Ravishment, or The Lady of Threadneedle Street in Danger!*, 22.5.1797 (aus: Eva Schumann-Bacia, *Die Bank von England und ihr Architekt John Soane*, Zürich u.a. 1989, 39).

**Abb. 2** James Gillray, *Midas, Transmuting all into ~~Gold~~ Paper*, 1797 (aus: James Gillray, *Meisterwerke der Karikatur*. Ausstellungskatalog, hg. v. Herwig Guratzsch, Hannover 1986, Katalog-Nr. 98).

**Abb. 3** Die Black-Scholes Formel ([www.wiwi.uni-frankfurt.de/~doerner/kap3.pdf](http://www.wiwi.uni-frankfurt.de/~doerner/kap3.pdf)).

**Abb. 4** Eine der von Fischer Black generierten Tabellen (aus: Donald MacKenzie, *An Engine, Not a Camera. How Financial Models Shape Markets*, Cambridge/MA u.a. 2006, 161).

**Abb. 5** Frontispiz des *Fortunatus*, Augsburg 1509 (hg. v. Hans-Gert Roloff, Stuttgart 1996, 3).